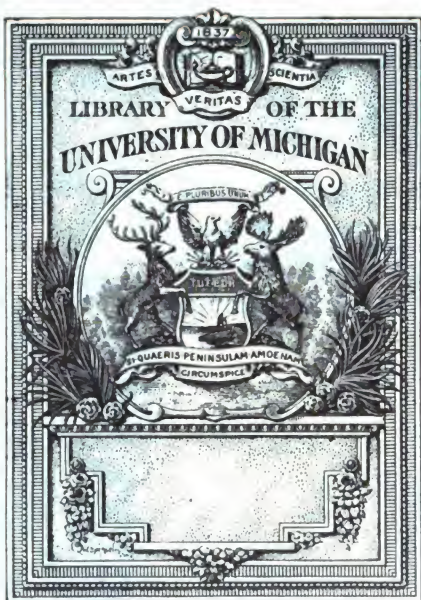




*Bibliothek der Unterhaltung  
und des Wissens*



THE GIFT OF  
Dr. H. L. Oletz

830,6 258

Jubiläums-Ausgabe  
der

**Illustrierten Geschichte des Krieges 1870/71.**

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

**Illustrierte  
Geschichte des Krieges  
1870/71.  
Jubiläums-Ausgabe.**

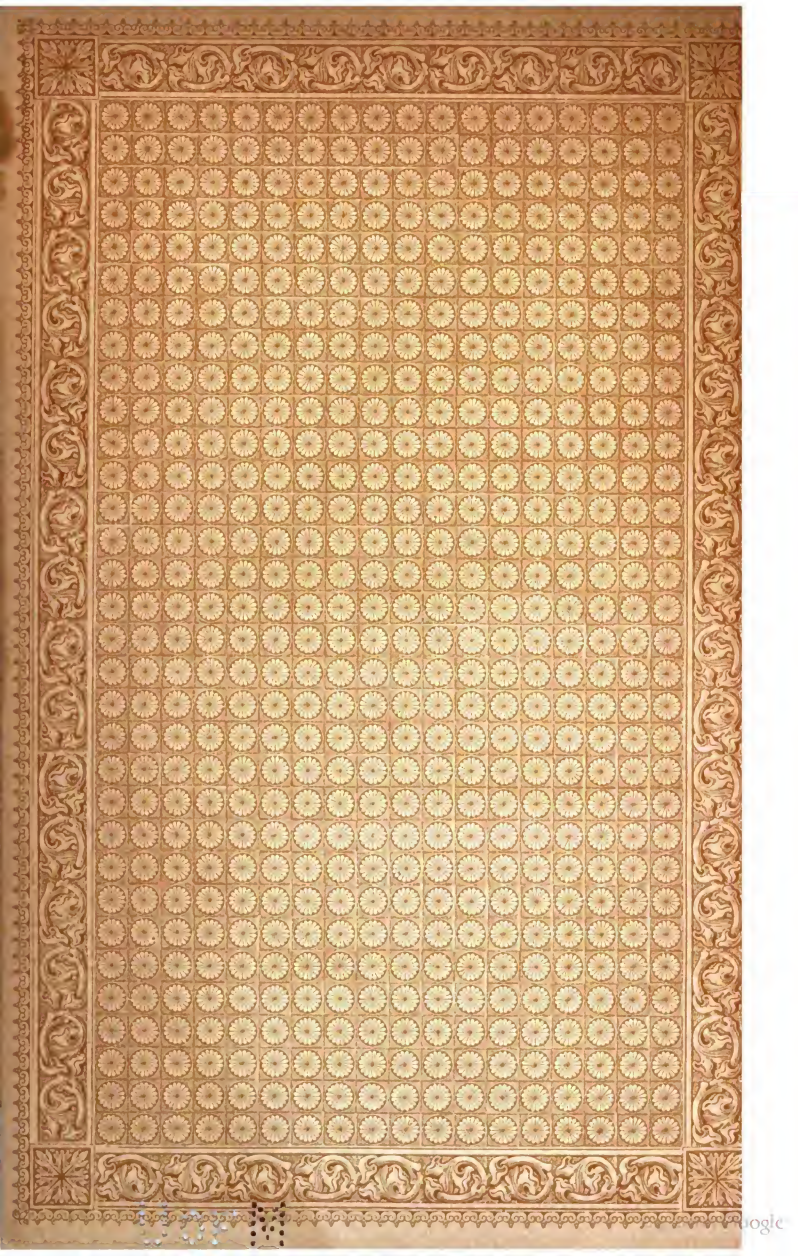
Alle 14 Tage erscheint ein reich illustriertes Heft in  
größtem Quart-Format.

Vollständig in 30 Heften zum Preise von je 25 Pfg.

Die 25jährige Gedächtnisfeier des Feldzuges 1870/71, welche die Erinnerung an die große Zeit auch neue belebt, veranlaßt uns zur Veranstaltung einer textlich revidierten, auch in illustrativer Hinsicht wesentlich verbesserten Jubiläums-Ausgabe obiger Kriegsgeschichte. Die frühere, von unserem Geschäftsvorgänger Hermann Schönleber in Stuttgart verlegte Ausgabe derselben hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, so daß ihre Verbreitung nach vielen, vielen Tausenden zählt, wie denn auch für die außerordentlich große Beliebtheit des Werkes der Umstand spricht, daß, nachdem dasselbe längst im Buchhandel vergriffen gewesen, fort und fort, bis in die neueste Zeit hinein, noch Bestellungen darauf an die Verlagshandlung gelangt sind.

Wie die erste Ausgabe unserer Kriegsgeschichte durch Frische und Lebendigkeit der Darstellung, sowie durch große Mannigfaltigkeit sich ausgezeichnet hat, so soll auch die neue nicht etwa eine trodene Aufzählung geschichtlicher Thatfachen bieten, sondern alle Vergänge in sich vereinigen, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und reue Unabhängigkeit gesichert haben. Wird aber einerseits der Text der früheren Ausgabe einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so soll andererseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert werden, so daß unsere Kriegsgedächtnis — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachwerke gestaltet, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes Haus- und Familienbuch bilden wird. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpeditoren zc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

**Union Deutsche Verlagsgesellschaft**  
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

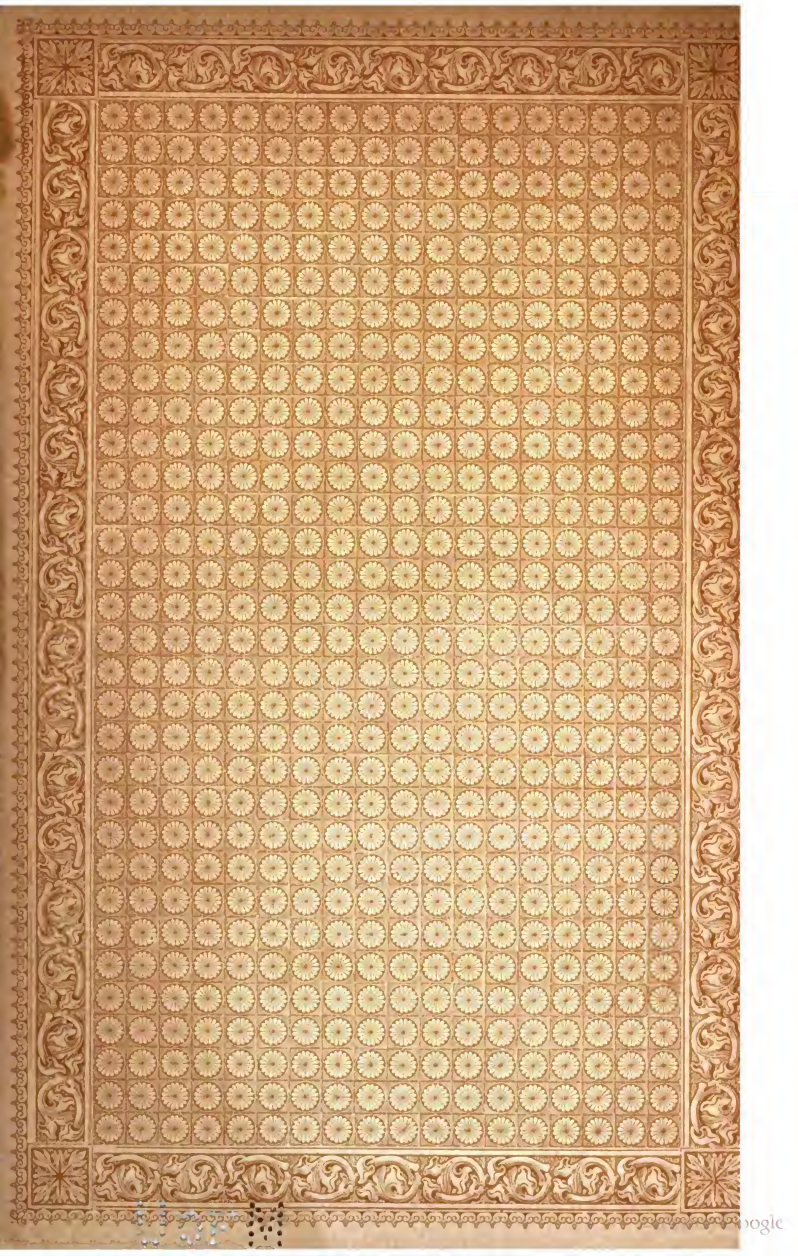


Bibliothek

der

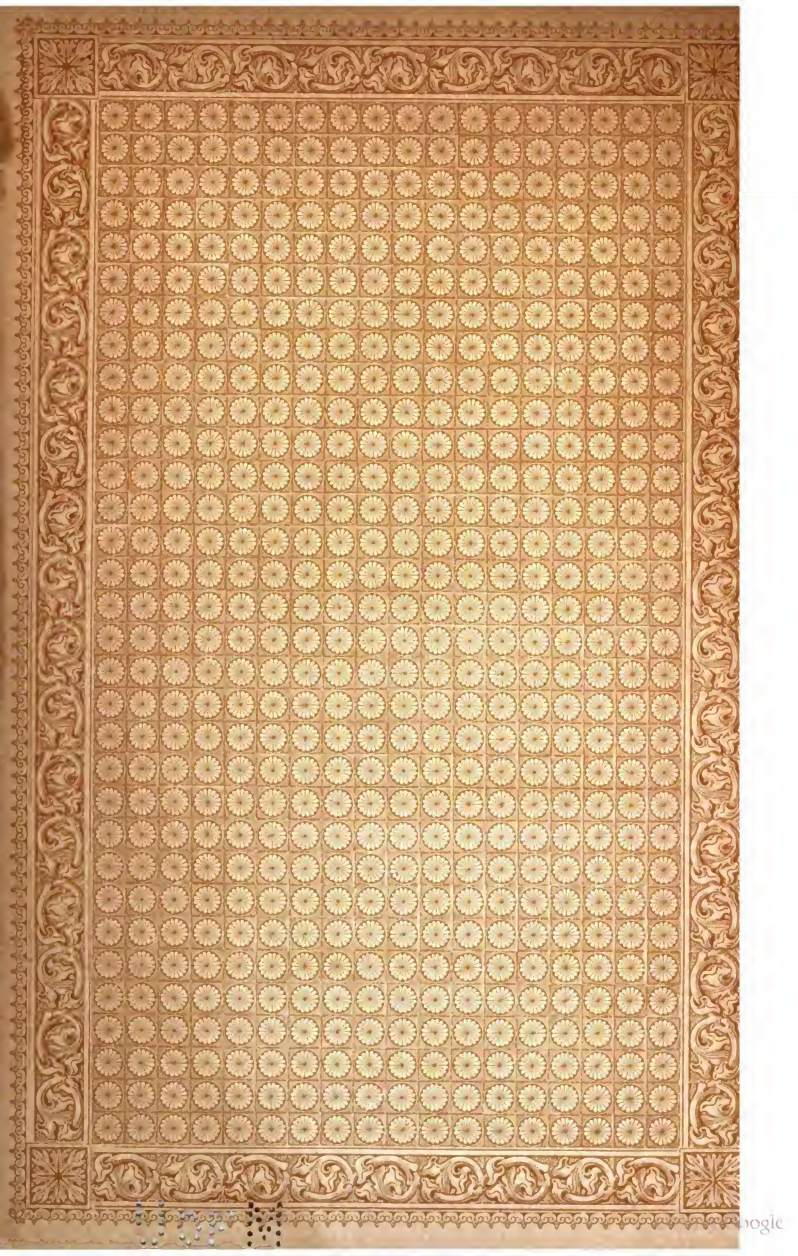
Unterhaltung und des Wissens.

---



**Bibliothek**  
der  
**Unterhaltung und des Wissens.**

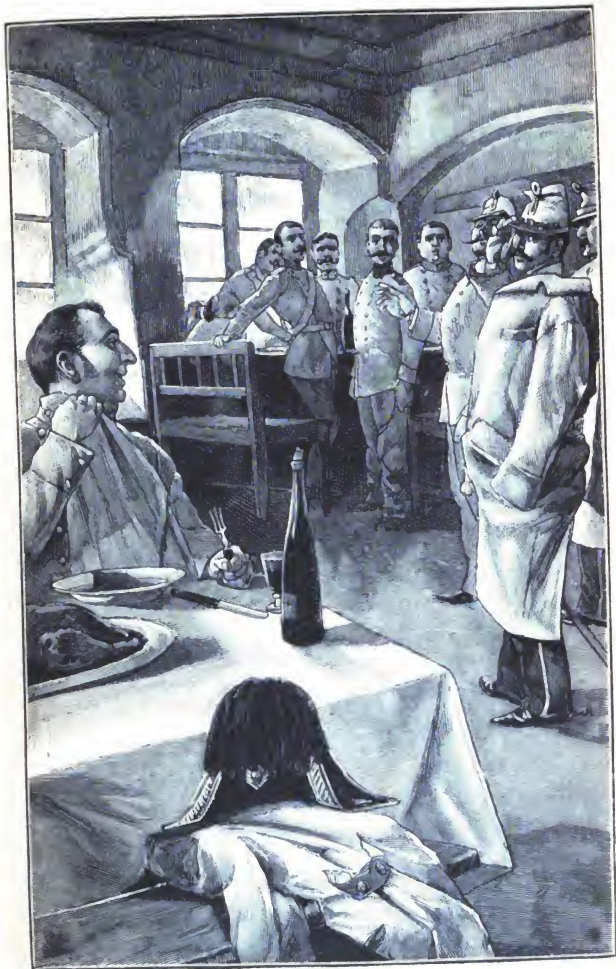
---





**Bibliothek**  
der  
**Unterhaltung und des Wissens.**

---



Zu der Militärhumoreske „Dragoner Stubentrauch“ von R. v. Lyhndorff.  
Originalzeichnung von R. Mahn. S. (81)

Bibliothek  
der  
**Unterhaltung**  
und des  
**Wissens.**

---

Mit Original-Beiträgen  
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,  
sowie zahlreichen Illustrationen.

---

**Jahrgang 1895.**

**Dreizehnter Band.**

---

Stuttgart, Berlin, Leipzig.  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



## Inhalts-Verzeichniß.

	Seite:
Der Schlächter von Moncalieri. Kriminalroman von Jul. Mary (Fortsetzung und Schluß) . . . . .	7
Dragoner Stubenrauch. Militärhumoreske von B. v. Lychborff . . . . .	55
Mit Illustrationen von R. Mahn.	
Wilde Gluthen. Novelle von Emma Merk . . . . .	85
Auf der Schwelle der Neuen Welt. Ein Streifzug durch den New-Yorker Hafen. Von Gustav Mayfeldt	143
Mit 8 Illustrationen.	
Wunder der Thierbändigung. Skizzen aus dem Cirkus. Von Hans Scharwerker . . . . .	160
Mit 18 Illustrationen.	
Moderner Bucher. Soziale Schattenbilder von A. Ver- thold. . . . .	183
Im Schiffsjungeninstitut. Bilder von der deutschen Kriegsflotte. Von Alfred Steiger . . . . .	194
Mit 8 Illustrationen.	
Warum sind die Frauen interessant? Ungalante Betrachtungen von Hugo Sternberg . . . . .	210
Mannigfaltiges:	
Eine amerikanische Heirathsgeschichte . . . . .	221
Die Verwerthung der Scepflanzen . . . . .	226
Die Geschichte eines Ringes . . . . .	227
Wahrgenommen . . . . .	228
Der erste Bericht über die Völkerschlacht bei Leipzig.	228

	Seite
Das Kerbholz . . . . .	229
Ein Weiberregiment . . . . .	231
Ein eigenthümlicher Geschäftszweig . . . . .	232
Ein streitbarer Mann Gottes . . . . .	233
Die Ahnherren des deutschen Handwerkers und Künstlers	234
Ueble Vorbedeutungen an der Wiege Ludwig's XVI.	236
Hahnenstreikämpfe . . . . .	236
Der Widerstand der Thiere gegen Kälte . . . . .	237
Das erste Hoch auf den König von Preußen . . . . .	238
Eine postalische Reliquie . . . . .	239
Auch eine Kriegslift . . . . .	239
Die zwei Ohren . . . . .	240
Die glückliche Mannschaft . . . . .	240





## Der Schlächter von Moncalieri.

Kriminalroman von Jul. Mary.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

**D**eppina schwieg. Blaß, mit zusammengebißnen Zähnen und unnatürlich weit aufgerissnen Augen saß sie da, bei der Frage des Richters nach dem Mörder Carlotta's von einem unbeschreiblichen Entsetzen erfaßt. Zwischen ihr und Herrn de Balmare schien sich auf einmal das Bild der Mutter aufzurichten. Sie glaubte das gelbe runzlige Gesicht der Wittve mit den durchbohrend blickenden Augen, vor denen sie als Kind so oft Furcht gehabt hatte, ganz dicht vor sich zu sehen. Und die drei Worte: „Durch meine Mutter!“ die sie soeben noch auszusprechen Willens gewesen war, blieben ihr in der Kehle stecken und wollten nicht über ihre Lippen. Vergebens rief sie sich nun auch das Bild ihres Bruders vor Augen, dieses Armen, der es ebenfalls nicht über sich gewann, diese schreckliche Denunziation auszusprechen. Sie stellte ihn sich vor, wie er verzweifelt in seiner Zelle saß, die Arme zusammengeschnürt durch die Zwangsjacke, die man den zum Tode Verurtheilten anlegt, wie sie einmal gehört hatte, unablässig von einem Schließer bewacht.

Zweimal setzte sie an, um dem Untersuchungsrichter zu sagen: „Das Gericht befindet sich in einem Irrthum; es

ist ein Justizmord, wenn mein Bruder hingerichtet wird. Nicht er hat den Mord verübt, sondern seine und meine Mutter!" Zweimal setzte sie an dazu, aber es war stärker als sie. Sie fühlte es deutlich: sie würde es niemals können, so verzweifelte Mühe sie sich auch gab. Nein, sie hatte nicht die Kraft dazu und fühlte sich sterbensmatt.

Ach ja, sterben! Das wäre ihr das Liebste gewesen, selbst wenn man sie an Stelle ihres Bruders zum schrecklichen Tode auf das Schaffot geführt hätte.

Ja, weshalb sollte sie nicht sterben? Wozu war sie denn noch im Leben nützlich? Zu gar nichts. Sie war krank und schwach, konnte nicht einmal für sich selber sorgen, viel weniger Anderen Dienste leisten. Wer würde es beklagen und darunter leiden, wenn sie nicht mehr da war? Ach ja, wenn sie sich an die Stelle ihres Bruders setzen könnte! Er würde bald seine frühere Kraft und seinen Lebensmuth wieder gewinnen und das Geschäft von Neuem in die Höhe bringen. Dahingegen sie, Peppina — wovon sollten sie und die gelähmte Mutter leben, wenn Paolo ihnen genommen wurde? Wenn ihre Ersparnisse aufgezehrt waren, mußten sie verhungern!

Die Mutter dem Gericht anzuzeigen, das brachte sie nicht fertig; war es da nicht viel leichter, sich selber anzugeben und eine That auf sich zu nehmen, die sie nicht begangen hatte? Dann war Paolo gerettet, und ihre Mutter blieb unbehelligt. In dem Gedanken lag etwas Erhabenes, und sie empfand in diesem Augenblick einen Schwindel in ihrem Kopfe, der sie unfähig machte, weiter nachzudenken und zu überlegen.

Sie erhob sich mühsam, legte ihre Hand auf den Arm des Richters und sagte mit fester Stimme, ohne jede Spur von Furcht: „Ich bin es gewesen, die Carlotta Bacci ermordete!“

Der ernste und strenge Richter fühlte sich tief bewegt



durch diese fromme Lüge; er zuckte die Achseln, jedoch seine Augen blickten gütig und mitleidig. Er erwiderte kein Wort auf das Geständniß Peppina's, sondern schaute sie nur forschend an.

„Ja, ich bin es gewesen,“ betheuerte Peppina abermals. „Begreifen Sie nun, weshalb ich erst in dieser Stunde das Geständniß ablege? Ich hatte immer gehofft, mein Bruder würde nicht verurtheilt werden, und in dem Falle brauchte ich mich auch nicht selbst anzugeben. Deswegen wartete ich, und Sie müssen das ja auch ganz erklärlich finden. Ach, ich hatte eine solche Furcht, meine That einzugestehen, aber jetzt ist es heraus. Lassen Sie mich jetzt in das Gefängniß führen, verurtheilen Sie mich zum Tode und geben Sie meinem Bruder die Freiheit zurück. In der langen Zeit, die er nun schon gefangen ist, hat er genug gelitten, der arme Bruder, er muß eine wahre Sehnsucht nach Sonne und frischer Luft in seiner engen, düsteren Zelle verspüren.“

Herr de Balthimare schwieg noch immer.

„So lassen Sie doch die Leute kommen, Herr Richter, die mich in's Gefängniß führen sollen,“ hob sie von Neuem an. „Jetzt, wo Sie wissen, daß ich die That begangen habe, werden Sie meinen Bruder doch hoffentlich keine Stunde länger im Gefängniß zurückbehalten. Worauf warten Sie also noch?“

Der Untersuchungsrichter schob seine blaue Brille auf die Stirn und nahm eine von den beiden Händen, die Peppina flehend zu ihm emporhob.

„Mein liebes Kind,“ sagte er in väterlichem Tone, „seien Sie überzeugt, daß ich das großmüthige Opfer, zu dem Sie sich entschlossen haben, hochschätze. Allein das Gericht kann sich nicht mit bloßen Versicherungen begnügen, die Ihnen das Mitleid mit Ihrem Bruder entlockt hat. Sie wollen sich selbst für ihn aufopfern, und das be-

wundere ich als Mensch aufrichtig, aber als Richter darf ich mich nicht dadurch rühren lassen. Wir brauchen bestimmte Angaben, unanfechtbare Beweise. Deswegen muß ich Ihnen jede Hoffnung darauf nehmen, daß die Verurtheilung Ihres Bruders noch umgestoßen werden könnte. Wenn nicht hinreichende Beweise gegen ihn vorgelegen hätten, so würde man ihn nicht zum Tode verurtheilt haben. Die Geschworenen haben die Ueberzeugung von seiner Schuld erlangt. Es ist also durchaus vergeblich, nochmals auf den Spruch des Gerichts zurückzukommen."

"Aber, Herr Richter, wie kann es denn Beweise für die Schuld Paolo's geben, da doch ich es gewesen bin —"

"Ihr Schmerz läßt Sie die Tragweite Ihrer Worte nicht erkennen. Glauben Sie mir, es ist besser, eine Unterredung zu beenden, die für Sie peinlich ist und doch zu nichts führen kann."

"Ich habe Carlotta getödtet und bin gekommen, um mich dem Gericht zu stellen. Sie müssen mich anhören . . ."

"Sie irren sich, mein liebes Kind. Ihr thörichtes, ganz unglaubwürdiges Geständniß hat für den Richter keinen Werth. Ja noch mehr, nicht einmal ein Schuldbekentniß Ihres Bruders selbst würde seine Verurtheilung haben bewirken können, wenn die festgestellten Thatsachen im Gegensatz dazu dargethan hätten, daß er unschuldig sei. So bestimmt es das Gesetz. Es nimmt kein Geständniß von vornherein als wahr und unumstößlich an, sondern prüft es und verlangt, daß die Richter durch diese Prüfung von seiner Richtigkeit überzeugt werden. Ihr bloßes Geständniß, ohne zwingende Beweise, wird niemals den Richtern die Ueberzeugung von Ihrer Schuld geben. Das Gesetz verhindert also Ihre Selbstaufopferung und schützt Sie, auch gegen Ihren Willen."

"Seien Sie barmherzig!"

"Als Ihr Bruder vor mir betheuerte, daß er unschuldig

sei, habe ich ihm keinen Glauben geschenkt, sondern zu ihm gesagt: ‚Schaffen Sie mir die Beweise Ihrer Unschuld, oder geben Sie mir die Mittel an die Hand, solche Beweise zu finden.‘ Jetzt kommen Sie und sagen: ‚Ich bin die Schuldige,‘ und Ihnen glaube ich ebensowenig, sondern erwiedere Ihnen: Beweisen Sie mir, daß Sie das Verbrechen begangen haben!“

Jetzt erinnerte sich Peppina der Worte, die der Advokat ihr beim Abschied gesagt hatte. Ja, sie mußte Beweise beibringen!

„Aber ist Ihnen denn der Hergang nicht klar genug?“ begann sie von Neuem mit angsterfülltem Herzen. „Wie haben Sie nur jemals denken können, daß mein Bruder, der Carlotta so leidenschaftlich liebte, ihr auch nur das mindeste Leid anzuthun vermocht hätte? Ich dagegen habe Carlotta von Anfang an gehaßt.“

„Aus welchem Grunde?“

„Ich war eifersüchtig auf sie, weil mein Bruder sie so leidenschaftlich liebte, und war überzeugt, daß sie ihn nicht glücklich machen werde.“

„Konnte er Sie und Carlotta denn nicht alle Beide lieben? Ich glaube nicht an diesen Haß aus Eifersucht. Aber ich will einmal annehmen, daß Sie wirklich das Verbrechen begangen hätten. Was thaten Sie dann nachher?“

„Das wissen Sie ja. Ich habe den Leichnam auf den Heidenacker geschleppt . . .“

„Eine Strecke, die mehr als fünfhundert Meter beträgt? Und Sie wollen dann den Körper auch in dem Strohschober verborgen haben?“

„Ja.“

„Arme Kleine, krank und schwächlich wie Sie sind!“

„Aber ich schwöre es Ihnen, Herr Richter!“

Plötzlich bekam sie einen Nervenanzfall, fiel der Länge nach auf den Fußboden und brach in ein krampfhaftes

Schluchzen aus, das ihren schwächtigen Körper vom Kopfe bis zu den Füßen erbeben ließ.

Der Richter hob sie auf und suchte sie zu beruhigen, indessen blieben alle Bemühungen vergeblich.

Ihr Gesicht war von Thränen überströmt, und sie vermochte zuletzt kein Wort mehr hervorzubringen. Da kam ihr, als sie sah, daß Alles vergeblich blieb, der Gedanke, nun doch die volle Wahrheit zu gestehen. Sie dachte abermals an den zum Tode Verurtheilten in seiner Zelle, aber wieder konnte sie die Worte nicht hervorbringen, welche die eigene Mutter anklagen sollten. Es war zu entsetzlich, und ihr fehlte die Energie, um es thun zu können.

Sie fühlte, wie ihre Gedanken sich verwirrten, ein krampfhaftes Zittern überkam sie, und es war ihr, als ob sie wahnsinnig werden sollte. Sie mußte sich erst etwas ausruhen, dann wollte sie wiederkommen und versuchen, ein offenes Bekenntniß abzulegen.

Aber war es dann vielleicht nicht schon zu spät, um den Bruder zu retten? Sie fragte Herrn de Baltimare darnach, der ihr erwiederte:

„Beruhigen Sie sich doch nur. Ueber die von Ihrem Bruder eingelegte Richtigkeitsbeschwerde ist noch nicht entschieden; er kann ja auch noch ein Gnadengesuch einreichen, Sie brauchen also noch nicht alle Hoffnung zu verlieren.“

Er glaubte zwar nicht daran, aber er hatte das Bedürfniß, der unglücklichen Schwester etwas Trostreiches zu sagen. Dann wollte sie sich entfernen, schwankte aber derartig auf den Füßen, daß er sie stützte und den Diener aus dem Vorzimmer herbeirief, um sie zu geleiten. Mit ihm eilte auch Ninetta herbei, und Beide führten alsdann die Weinende sorgsam bis zu dem Wagen.

Der Richter schaute ihr nach und murmelte: „Armes, hochherziges Kind!“

## 13.

Bis zu dem Augenblick seiner Verurtheilung hatte Paolo Longhi selbst immer noch ein wenig Hoffnung gehegt. Seine ganze Lebensführung war jederzeit so musterhaft gewesen, daß es ihm vorkam, als müsse man ihm seine Schuldlosigkeit sozusagen von dem Gesichte ablesen können. Er hatte oft bei sich gedacht: „Es gibt Leute, die wie gefährliche Verbrecher aussehen und doch keiner Fliege etwas anthun können. Man begreift es, wenn solche Menschen einmal in einen falschen Verdacht gerathen, aber ich sehe doch nicht wie ein Mörder und Todtschläger aus! Wenn nun auch die Richter Schlechtes von mir glauben, so werden die Geschworenen, die nicht voreingenommen gegen mich sind, doch wohl unbefangener und billiger urtheilen. Ich habe volles Vertrauen zu ihnen.“

Tag und Nacht peinigte ihn der Gedanke an seine Mutter. Was mochte sie thun? Ob sie ihn wohl verurtheilen ließ? Vielleicht machte sie ein Mittel ausfindig, die Wahrheit zu gestehen, ohne sich selbst dem Gerichte auszuliefern; sie konnte ja vielleicht nach Amerika fliehen.

Ihm selbst schien es ein Ding der Unmöglichkeit, sich dadurch zu retten, daß er seine Mutter denunzirte und ihren alten Kopf unter das Fallbeil brachte. Jetzt war er unschuldig, aber dann würde er den Tod der Mutter auf dem Gewissen haben.

Als er im Gerichtssaale sein Todesurtheil verkünden hörte, war er völlig stumpfsinnig. Er ließ sich fortführen, ohne einen Laut von sich zu geben, und schien wie geistesgestört. Als seine klare Besinnung wiedergekehrt war, lachte er auf.

„Das ist wahrlich drollig!“ murmelte er zweimal vor sich hin.

In seiner Zelle wurde ihm jetzt eine Zwangsjacke, den Gefängnißvorschriften entsprechend, angelegt, um einen

Selbstmordversuch unmöglich zu machen. Sie wurde ihm nur ausgezogen, als Doktor Gavasetti erschien, um ihn die einzureichende Nichtigkeitsbeschwerde unterzeichnen zu lassen.

Der Bertheidiger hatte, wie er auch Peppina erzählte, schon bei einem früheren Besuche die Rede auf das Gnadengesuch gebracht, das er für ihn aufsetzen wollte. Paolo hatte jedoch entschieden seine Zustimmung verweigert. „Ich werde nicht um Gnade bitten, denn dadurch würde ich mich selbst für schuldig erklären, und ich bin unschuldig!“

Vergeblich suchte ihn der Advokat zu überreden.

„So bin ich unbedingt verloren, wenn ich kein Gnadengesuch ergehen lasse?“ fragte Paolo.

Der Advokat nickte ernst mit dem Kopfe.

„Beharren Sie nun noch immer dabei, nicht um Gnade bitten zu wollen?“

„Ja.“

„Ueberlegen Sie es sich. Denn sonst ist der Tod Ihnen ganz gewiß.“

„Nun, entinnen werde ich ihm ja doch nicht, wenn ich auch um Gnade bitte,“ meinte er mit trübem Lächeln. „Mag er dann immerhin etwas eher kommen!“

Der Advokat drang nicht weiter in ihn, aber gleich nachdem er Peppina's Besuch empfangen hatte, ging er abermals zu ihm, und theilte ihm dann Alles mit, was das arme Kind ihm aufgetragen hatte.

„Auch ich weiß, wer die That verübt hat,“ murmelte der Schlächter, „aber ich werde nichts dazu thun, daß das Gericht ihn in die Hand bekommt.“

Der Advokat wurde nun doch wirklich gespannt. „Aber bedenken Sie doch,“ hub er an.

Doch Longhi unterbrach ihn sofort mit den Worten: „Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen, aber ich werde auch Ihnen auf keine dahin zielende Frage antworten.“

Wenn ich überhaupt hätte sprechen wollen, so würde ich ja nicht erst meine Verurtheilung abgewartet haben."

Nach einer kurzen Ueberlegung fügte er dann hinzu: „Wenn meine Schwester darauf besteht, so bin ich bereit, ein Gnadengesuch zu unterzeichnen.“ Bei sich dachte er aber: „Woher mag Peppina es nur wissen, daß die Mutter es gethan hat?"

Nachdem der Advokat ihn verlassen hatte, war der Verurtheilte wieder mit dem Gefängnißwärter allein, der ihn zu überwachen hatte, bis er von einem Kameraden abgelöst wurde. Paolo hatte jetzt nicht mehr seine frühere Zelle inne, sondern eine, die ausschließlich für die zum Tode Verurtheilten bestimmt war. Ein eisernes Bett, ein Ofen, ein Waschgeschirr, ein Gestell, um die Kleider darauf zu legen, ein Tisch und ein paar strohgeflochtene Stühle machten das ganze Mobilien aus.

Diesen Raum sollte er also nur noch verlassen, um auf das Schaffot zu steigen. Es wurde, wie er früher in Zeitungsberichten gelesen zu haben sich erinnerte, keine hundert Schritte entfernt in einem inneren Hofe des Gefängnisses aufgeschlagen.

In der Frühe des folgenden Morgens erhielt er die Besuche des Gefängnißdirektors und des Anstaltsgeistlichen. Außerdem erschien bei ihm der Chef der Turiner Sicherheitspolizei, in der Hoffnung, ihm ein Geständniß entlocken zu können, die freilich nicht erfüllt wurde.

Dann ließ man ihn allein, und er verharrte nun zwei Tage lang in düsterem Schweigen, nicht einmal auf die Fragen seiner Wächter antwortend, die wiederholt ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen suchten.

Zu bestimmten Stunden durfte er auch in jenem Hofe einen Spaziergang machen, der sonst für die Rekonvaleszenten bestimmt war.

Der Hof war ganz leer, wenn er ihn betrat, um

schweigend und einsam eine Stunde darin zu verbringen. Er ging auf und nieder, gewohnheitsmäßig, fast ohne zu denken, nur den Schall seiner Schritte hörend, der an den auf allen Seiten emporragenden Mauern widerhallte. Der Hof war viereckig. Rechts und links waren Mauern, die bis zu der Höhe des ersten Stockwerks keine Fenster hatten. Im Hintergrunde befand sich ein Bau, der im ersten Stock die Krankensäle, im Erdgeschoß die Zellen der zum Tode Verurtheilten enthielt. Auf der vierten Seite schloß die Gefängnißkirche den Hof ab. Ein einspringender Winkel in der Mauer zeigte die Stelle an, wo sich der Altar befand. Von unten konnte Paolo durch die vergitterten Fenster die Gemälde im Innern sehen, und wenn gerade Gottesdienst abgehalten wurde, so vernahm er den Gesang der Sträflinge, der ihn seiner Niedergeschlagenheit auf kurze Zeit entriß.

Inn mitten des Hofes war ein Gärtchen mit Blumenbeeten angelegt. Auch zwei Kastanienbäume standen dort, ein großer und ein kleinerer. An einem Aste des ersteren hing eine Laterne, die wie ein riesiges Auge ausfah, das die unten Wandelnden überwachte. In den vier Ecken des Hofes befanden sich einige kümmerliche Sträucher.

Während er auf und ab ging, folgten Paolo's Augen meist den Wolken, die über das kleine Stückchen Himmel, das auf ihn niederschaute, dahinzogen. Oft war es ihm, als ob sein Gehirn zerspringen, und der Wahnsinn ihn erfassen wollte. Dann ging er an den fließenden Brunnen im Hofe und kühlte seine brennende Stirn an dem eiskalten Wasserstrahl.

Die entsetzlichsten Stunden für ihn waren die, wenn er nächtlicherweile schlaflos in seiner Zelle lag. Dann fiel ihm die Schilderung einer Hinrichtung ein, die er einmal gelesen hatte, und deren kleinste Einzelheiten ihm seine Phantasie jetzt mit grauenerregender Deutlichkeit vorspiegelte.



Er sah, wie ihn die Gehilfen des Henkers ergriffen und auf das Brett der Guillotine schnallten. Dann ein Druck auf einen Knopf — das blitzende Beil fiel herab — ein Blutstrom ergoß sich — und Alles war vorüber. Er dachte an die Thiere, die er in seinem Schlachthause getödtet hatte, wie sie brüllten und stöhnten, während sein Messer sie traf, und wie auch dort jedesmal ein Blutstrom sich ergoß.

Es war grauenhaft!

Auch Peppina verbrachte die Nächte zumeist, ohne daß der Schlummer sich auf ihre Augen senkte, und es war staunenswerth, daß ihr schwacher Körper unter der geistigen Qual, die sie erduldet, nicht völlig zusammenbrach.

In der Nacht, welche auf ihren Besuch bei dem Untersuchungsrichter folgte, faßte sie den festen Entschluß, die volle Wahrheit anzugeben und ihre Mutter als die Mörderin Carlotta's dem Gerichte namhaft zu machen. Es war bereits der vierte Tag seit der Verurtheilung ihres Bruders, und dieses Mal durfte sie nicht wieder schwach werden, denn ein Tag weiteren Zögerns konnte Paolo ja möglicherweise den Tod bringen.

Am Morgen machte sie sich mit der getreuen Ninetta von Neuem auf, um nach Turin zu fahren.

„Wohin gehen wir diesmal?“ fragte La Fina.

„Zu dem Oberstaatsanwalt.“

„Weshalb denn nicht zu dem Untersuchungsrichter, der Dich bereits kennt?“

„Er wollte mir nicht glauben, als ich es beschwor, daß mein Bruder unschuldig sei. Wahrscheinlich würde er sich heute überhaupt weigern, mich zu empfangen.“

Sie fuhren in Turin nach der Privatwohnung des Oberstaatsanwalts de Ferranti. Peppina ließ ihm durch den Diener das Schreiben überreichen, das ihr der Ver-

theidiger ihres Bruders auch für ihn mitgegeben hatte, und schon nach kurzer Zeit kam Jener zurück und bat sie, ihm zu folgen.

Herr de Ferranti war ein wohlbeleibter Mann von Mittelgröße, mit hohen Schultern, auf die seine langen schwarzen, schon von Silberfäden durchzogenen Haare herabfielen, die er ohne Scheitel nach hinten strich. Wenn im Laufe des Gesprächs von Zeit zu Zeit ihm einzelne Haare in die Stirn fielen, so warf er sie mit einer gewohnheitsmäßigen Kopfbewegung wieder zurück. Er trug einen Kneifer auf der gebogenen, etwas starken Nase, bediente sich seiner aber eigentlich wenig, da er meist über die Gläser hinweg schaute. Er war ein Südtaliener, wie man an seiner Aussprache leicht merkte. Sein Ruf war ein ausgezeichneter; er galt für einen hervorragenden Juristen, war dabei leutselig, gutmüthig und hielt nicht viel von leeren Förmlichkeiten.

Bevor der Diener, welcher Peppina eingeführt hatte, sich wieder zurückzog, stellte er dem jungen Mädchen einen Stuhl hin, auf den diese sich auf die Aufforderung des Oberstaatsanwalts niederließ.

Herr de Ferranti eröffnete das Gespräch mit der Frage: „Sie sind Fräulein Longhi?“

„Jawohl, mein Herr.“

„Herr de Balmare hat mir bereits mitgetheilt, daß Sie bei ihm waren, und was Sie ihm gesagt haben. Daß Sie sich für Ihren Bruder haben opfern wollen, beweist die Stärke Ihrer Liebe für ihn, deren er aber gar nicht würdig ist und die er nicht verdient.“

„O, mein Herr, wenn Sie wüßten —“

„Ohne Zweifel gedachten Sie mir gegenüber dasselbe zu wiederholen, was Sie bereits Herrn de Balmare sagten?“

„Ich möchte —“

„Lassen Sie mich Ihnen vorher bemerklich machen, Fräulein, daß Sie die Gutmüthigkeit etwas mißbrauchen, mit der Herr de Balmare und ich uns bereit erklärt haben, Sie zu empfangen und anzuhören. Ihre Hartnäckigkeit, mit der Sie uns betheuern, Ihr Bruder sei unschuldig, nachdem er von den Geschworenen verurtheilt worden ist, die nicht einmal mildernde Umstände zu seinen Gunsten angenommen haben, hat für Herrn de Balmare und mich etwas persönlich Beleidigendes. In jedem Falle ist sie eine schwere Beleidigung für das Gericht, dessen Entscheidungen auch Sie achten müssen.“

„Ich bitte Sie vielmals um Vergebung, Herr de Ferranti!“

„Ich verzeihe Ihnen, weil ich die Verzweiflung begreife, in der Sie sich befinden. Wie Sie sehen und hören, spreche ich ohne alle Erregung, mit Güte und Sanftmuth zu Ihnen, wie ein väterlicher Freund. Ich möchte Sie von vornherein aber bitten und ermahnen, maßvoll und zurückhaltend in Ihren Worten und Klagen zu sein und sich nicht von Ihrem Schmerz fortreißen zu lassen. Ihre Reklamationen sind zwecklos, wenn wir sie trotzdem anhören, so thun wir das eben, weil wir Mitleid mit Ihnen empfinden. — Was also haben Sie mir zu sagen?“

Peppina weinte still vor sich hin.

Herr de Ferranti trat zu ihr und sagte in liebevollem Tone: „Mein Kind, ich nehme aufrichtigen Antheil an Ihnen. Sie besitzen ein edles, aufopferndes Herz, und ich möchte wohl eine solche Tochter haben wie Sie. Nun sprechen Sie also ungeschweht zu mir.“

„Es darf Sie aber nicht beleidigen, was ich sagen werde.“

„Nein, nein, seien Sie nur unbesorgt.“

„Herr de Ferranti, mein Bruder ist nicht der Mörder Carlotta's.“

Sie hielt nach diesen Worten inne, in dem Glauben, daß er ihr verbieten würde, fortzufahren. Aber er schüttelte nur den Kopf und begann in sanftem Tone: „Mein liebes Kind, es ist wahr, alle Menschen, auch Richter, sind den traurigsten Irrungen unterworfen. Es würde daher gefährlich sein, Achtung vor der Justiz im Namen ihrer Unfehlbarkeit verlangen zu wollen. Unsere Werkzeuge sind unsicher und gebrechlich, unsere Feststellungen und Untersuchungen sind stark begrenzt, und unsere Entscheidungen müssen sich auf Zeugenaussagen stützen, die falsch oder partiisch sein können. Was aber den vorliegenden Fall angeht, mein liebes Kind, so ist Ihr Bruder zweifellos schuldig. Sie kennen so gut wie ich die ihn belastenden Momente; es hat keinen Zweck, nochmals darauf zurückzukommen. Ich werde also auf keine fernere Erörterung derselben eingehen, und es ist meine Pflicht, sie Ihnen in meiner Gegenwart nicht zu erlauben.“

„Nur ein Wort, mein Herr, nur ein einziges Wort!“

„Also sprechen Sie.“

„Von vornherein hat das Gericht angenommen, in meinem Bruder den Schuldigen gefunden zu haben, und das war Unrecht. Man hätte weiter suchen, nachfragen und forschen müssen, das ist nicht geschehen. Sofort hat sich Alles gegen ihn erklärt; man war zufrieden, in ihm den Mörder entdeckt zu haben, und unterließ es seit seiner Verhaftung, so manches, was in der Untersuchung dunkel und räthselhaft geblieben ist, aufzuklären. Und an jenem Tage, als man ihn von Moncalieri fortführte, war er doch noch nicht verurtheilt!“

„Ich habe Sie ruhig ausreden lassen, aber ich muß doch jetzt die Zweifel, die Sie da gegen die Unparteilichkeit und die Gerechtigkeitsliebe meiner Kollegen erheben, mit aller Entschiedenheit zurückweisen. War das nun Alles, was Sie zu sagen hatten?“

„Nein, Herr Oberstaatsanwalt. Ich muß noch ein sehr schweres Bekenntniß ablegen. Aber vorher bitte ich um Verzeihung für das, was ich vorhin sagte. Ich bin so unglücklich, daß ich meine Worte nicht immer richtig abzuwägen vermag.“

„Ich habe sie schon vergessen.“

„Was ich Ihnen jetzt erzählen werde, mag Ihnen unglaublich klingen, aber ich schwöre Ihnen, daß ich nur die reine Wahrheit sage.“

„Schon gut. Was ist es denn?“

„Wissen Sie, was meinen Bruder abgehalten hat, auf so manche ihm vorgelegte Fragen zu antworten? Weshalb er, der den Mörder kennt, es dennoch unterlassen hat, durch ein einziges Wort seine Schuldlosigkeit darzu-  
thun?“

Ganz geduldig fragte Herr de Ferranti: „Nun, weshalb?“

„Weil der Mörder Carlotta's —“

„Sie selber sind? Das haben Sie ja wohl Herrn de Baltimore versichert.“

„Nein.“

„Nun, wer denn?“

„Meine Mutter!“ stieß sie leichenblaß, mit halberstickter Stimme hervor.

Ungeachtet des Wohlwollens, das der Oberstaatsanwalt für das junge Mädchen empfand und ihr gegenüber während dieses Gespräches bewiesen hatte, fühlte er sich jetzt doch sehr unangenehm berührt. Er zuckte die Achseln und murmelte: „Was für eine Thorheit!“ Und als Peppina noch immer schwieg, sagte er laut zu ihr: „Zuerst haben Sie sich selber angeklagt. Das war edelherzig, wenn auch das Gericht das Opfer, welches Sie bringen wollten, nicht annehmen konnte. Das haben Sie inzwischen eingesehen und deswegen denselben Versuch nicht nochmals gemacht.“

Heute klagen Sie nun bei mir Ihre Mutter an, und das ist schlecht von Ihnen."

"Es ist abscheulich, das weiß ich recht gut, aber ich muß meinen Bruder retten, der unschuldig ist, und deswegen darf ich nicht länger zögern, meine Mutter, welche die That begangen hat, dem Gerichte zu überliefern. Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts sehnlicher gewünscht hätte, als Glauben gefunden zu haben, indem ich mich selber anklagte; ich wäre ja tausendmal lieber gestorben, als eine so traurige Rolle zu spielen, wie jetzt."

"Mein Kind, suchen Sie die Dinge doch anzusehen, wie sie sind, und bilden Sie sich nicht ein, durch solche romanhafte Erfindungen irgend etwas ausrichten zu können. Sie setzen sich dadurch nur bitteren Enttäuschungen aus."

Angstvoll rief das junge Mädchen: „Wie, Sie glauben mir nicht?“

Ihre Züge verriethen dabei eine so schmerzliche Betroffenheit, daß der Generalprokurator stutzte. Nach einem peinlichen Stillschweigen entgegnete er aber doch mit Entschiedenheit: „Nein, ebensowenig wie Ihnen Herr de Valtimare gestern Ihre fromme Lüge geglaubt hat.“

„Bei Allem, was es Heiliges gibt,“ rief sie mit blitzenden Augen, „schwöre ich Ihnen aber, Herr de Ferranti, daß ich Ihnen jetzt die Wahrheit gesagt habe!“

„So beweisen Sie es!“

„Ja,“ sagte sie niedergeschlagen, „ich weiß es wohl, daß Sie Beweise fordern müssen.“

„Wie konnten Sie nur glauben, daß ein paar Worte, die Ihnen die Verzweiflung und die blinde Liebe zu Ihrem Bruder eingegeben hat, mich zu überzeugen vermöchten! Vorhin erst beschuldigten Sie das Gericht, nicht sorgfältig und gewissenhaft genug bei der Untersuchung gewesen zu sein. Jedenfalls ist es aber nicht leichtfertig

genug, um solche Erfindungen ohne Weiteres für bare Münze zu nehmen. Sehen Sie denn nicht ein, daß schon Ihr vorgebliches Geständniß von gestern mich mißtrauisch gegen das machen müßte, was Sie da soeben vorbrachten?"

„Was muß ich denn thun, um Sie zu überzeugen?"

„Um meine Ueberzeugung zu erschüttern, müßte Ihre Angabe sich zunächst in Uebereinstimmung bringen lassen mit den sonstigen Thatsachen, welche die Untersuchung festgestellt hat.“

„Nun?" versetzte Peppina mit steigender Angst.

„Das ist aber keineswegs der Fall. Während alle jene Feststellungen Ihren Bruder belasten, sehe ich keine einzige darunter, die einen Verdacht auf Ihre Mutterwürfe. Unwahrscheinlich ist Ihre Aussage schon aus dem Grunde, weil man doch nicht ohne Grund Jemand tödtet. Es ist aber keinerlei Motiv ersichtlich, das Ihre Mutter veranlaßt haben könnte, jenes junge Mädchen aus der Welt zu schaffen.“

„Doch, ich kenne diesen Grund. Meine Mutter haßte Carlotta.“

„In einem solchen Grade, um selbst vor einem Verbrechen nicht zurückzusehen?"

„Ja.“

„Und was war die Ursache eines solchen Hasses?"

„Carlotta und Paolo liebten sich, und die Mutter wollte nichts von einer Heirath zwischen ihnen wissen. Sehr oft war es schon deshalb im Hause zu den peinlichsten Auftritten gekommen. Carlotta mußte eine Zeitlang die Schlächterei verlassen. Ich habe meine Mutter einen Schwur thun hören, daß dieses Mädchen niemals ihre Schwiegertochter werden solle.“

„Nun, deswegen brauchte sie sie doch nicht gleich zu tödten. Es gab wohl noch andere Mittel, diese Heirath zu verhindern.“

„Sie hat es aber dennoch gethan. Ich bin ja Augenzeugin des schrecklichen Vorganges gewesen.“

Und nun schilderte Peppina mit stockendem Athem und in abgerissenen Worten die Scene im Laden. Aber ach! der Mann des Gesetzes verlangte keine Geschichte, sondern Beweise. Als sie seine ungläubige Miene gewahrte, begriff sie, daß alle ihre Ausführungen ihn nicht zu überzeugen vermochten, und daß die Sache ihres Bruders endgiltig verloren sei.

Als sie geendet hatte, erwiederte Herr de Ferranti mit eifig kalter Miene: „Genug des Lügengewebes. Wenn die Schuld Ihres Bruders noch irgendwie zweifelhaft wäre, wenn noch irgend eine Unsicherheit darüber bestände, so würde gerade Ihr Verhalten mich jetzt sicher gemacht haben. Sie haben natürlich darauf gerechnet, daß wir Ihrer Mutter, selbst wenn man Ihnen glaubte, doch nichts anthun könnten, daß man eine Frau, die gelähmt an allen Gliedern und ohne Sprache ist, der die Aerzte nur noch eine kurze Lebensdauer zusprechen, nicht auf's Schaffot bringen kann. Nicht wahr, das haben Sie gedacht? Ich muß gestehen, diese List ist gar nicht übel ausgedacht. Sie brauchten Ihre Mutter nicht zu opfern, die durch ihren Zustand der menschlichen Gerechtigkeit entzogen ist, und konnten doch den Bruder retten.“

„Das könnten Sie von mir voraussetzen?“ stammelte Peppina.

„Ja,“ antwortete der Oberstaatsanwalt trocken und wendete sich ab. Die Unterredung hatte jetzt lange genug gewährt, und er wünschte ihr ein Ende zu machen.

Das Mädchen rang die Hände; sie wollte sein Erbarmen anflehen. Der Oberstaatsanwalt aber schellte dem Diener und befahl ihm, das Mädchen hinauszubegleiten.



## 14.

Als Ninetta ihre arme Freundin glücklich wieder nach Moncalieri und nach Hause gebracht hatte, dachte sie zuerst, die Aufregung und die Angst um den Bruder, in Verbindung mit den ganz ungewohnten körperlichen Anstrengungen der letzten Tage, würden Peppina niederwerfen, allein das geschah nicht. Auf Augenblicke sank sie wohl zusammen und ruhte dann leichenblaß, ganz gebrochen und heftig, stoßweise athmend auf ihrem Sitze, aber dann richtete sie sich wieder empor. Das fieberhafte, glühende Verlangen, den geliebten Bruder zu retten, stachelte sie immer von Neuem auf und verließ ihr Kraft.

Die Tochter des Wächters befürchtete nur, daß alle diese heldenmüthigen Anstrengungen vergeblich bleiben würden, und tiefer Schmerz bewegte sie, wenn sie an das schreckliche Geschick Paolo Longhi's dachte.

Peppina hatte ihr bisher noch nicht die leiseste Andeutung über das düstere Geheimniß gemacht, durch dessen Enthüllung vor dem Oberstaatsanwalt sie ihren Bruder ganz bestimmt zu retten geglaubt hatte. Nun aber, nachdem auch diese Aussicht sich als trügerisch erwiesen hatte, drückte es ihr schier das Herz ab, daß sie mit Niemand darüber sprechen, mit keiner Menschenseele sich berathen konnte. Das war nicht länger zu ertragen!

Sie zog die treue Freundin ganz dicht an sich heran und flüsterte der mit Spannung und Entsetzen Zuhörenden den wahren Hergang von Carlotta's Ermordung zu. Als sie geendet hatte, faltete La Fina die Hände, und Thränen flossen über ihre blassen Wangen.

„Ich wußte es ja,“ sagte sie dann leise, „daß er unschuldig ist!“

„Ja, Du hast es von vornherein nicht glauben wollen, daß Paolo eine solche That verübt haben sollte.“

„Nein, das wußte ich ganz bestimmt. Es hätte meine

Ueberzeugung auch nicht erschüttert, wenn noch viel schwerere Scheinbeweise gegen ihn zusammengebracht worden wären.“

„Du bist so gut, Ninetta! Du hast ihm nicht gegrollt, daß er um Carlotta's willen Dir untreu wurde.“

„Untreu? Er hatte mir keine Treue gelobt. Dein Bruder war nicht gebunden, und dann mußte ich mir selber sagen, daß Carlotta viel schöner, gebildeter und anziehender sei als ich.“

„Aber lange nicht so gut wie Du mit Deinem goldenen Herzen!“ entgegnete Peppina tief bewegt, indem sie die Freundin küßte. „Sage mir, Ninetta, liebst Du ihn immer noch?“

„Kann man denn aufhören zu lieben, wo man einmal liebt?“ fragte Ninetta einfach dagegen.

In diesem bescheidenen Landmädchen wohnte eine Zartheit des Empfindens und eine Seelengröße, die in der That bewunderungswürdig war.

Erregt fuhr sie fort: „Nicht um mich handelt sich's aber, sondern um ihn. Wie furchtbar ist es, ganz bestimmt zu wissen, daß er unschuldig ist und dennoch auf dem Schaffot enden soll! Aber das kann ja nicht möglich sein! Peppina, er muß gerettet werden!“

„Aber wie?“ seufzte diese niedergeschlagen. „Was ließe sich jetzt wohl noch thun? Ich zermartere mir den Kopf, um noch irgend einen Weg zu entdecken, aber ich sehe keinen. Nur eine Möglichkeit gibt es meines Erachtens, ihn dem Henker zu entreißen, aber um sie herbeizuführen, müßte ein halbes Wunder geschehen. Meine Mutter müßte wieder reden können, um durch ihr Zeugniß ihn zu retten.“

Mühsam schleppte sich das junge Mädchen zu der Gelähmten hin, die immer noch regungslos in ihrem Sessel dasaß, und an der sich nichts bewegte, wie die schwarzen stechenden Augen.

Peppina kniete vor der lebendig Todten nieder und

flehete sie an, indem sie ihre verzweifelte Angst um den Bruder und die fruchtlosen Anstrengungen schilderte, die sie bei dem Untersuchungsrichter und dem Oberstaatsanwalt schon gemacht habe.

Aber Alles war vergebens, die Mutter antwortete nicht.

Zweimal schien sie dennoch dazu anzusetzen. Ihre dunklen Augen leuchteten plötzlich dermaßen auf, daß Peppina fast erschraf. Die mühsam geöffneten Lippen schienen Worte zu flüstern, die unglücklicherweise jedoch Niemand zu verstehen vermochte, dann aber schien sie, als ob diese Anstrengung sie auf das Neufßerste erschöpft hätte, einzuschlummern. Ja, wenn die Augen, die vorhin die ganze Angst der Mutter auszudrücken schienen, zu sprechen vermocht hätten! Sie würden dem Gericht Alles enthüllt haben.

„Und warum sollen sie nicht wirklich sprechen?“ fragte sich Peppina, plötzlich von einem neuen Gedanken erfaßt.

Sie holte ein Lesebuch herbei, das sie in der Schule benutzt hatte, kniete vor der Mutter nieder, rüttelte sie, bis sie die Augen aufschlug, und setzte ihr mit eindringlicher Stimme auseinander, um was es sich handele.

Sie wollte nacheinander auf die einzelnen Buchstaben des Alphabets deuten. Aus diesen Buchstaben ließen sich nun Worte und aus den Worten Sätze bilden, wenn die Mutter jedesmal bei dem Buchstaben, der an die Reihe käme, die Augen für einen Moment schließen würde.

Das Verfahren war schwierig und langwierig, aber es mußte bei gutem Willen und Aufmerksamkeit dennoch zum Ziele führen; die Mutter konnte auf diese Weise sich verständlich machen, ohne zu sprechen.

„Hörst Du mich, Mutter? Hast Du mich verstanden?“ fragte sie und als sie sah, daß die Alte ihre Augen ganz weit geöffnet hatte, fuhr sie in beschwörendem Tone fort: „Sieh, Mutter, ich weiß es ja, daß Du niemals die Ab-

sicht gehabt hast, Deinen Sohn für die That, die Du begangen hast, büßen zu lassen. Nur der Schlaganfall, der Dich lähmte, hat Dich verhindert, sofort nach seiner Verurtheilung vor die Richter zu treten und ihn zu retten, indem Du Dich selbst als die Schuldige bekanntest. Wenn Du aber jetzt begriffen hast, was ich Dir vorhin sagte, dann ist es auch noch nicht zu spät, unseren Paolo zu retten. Du wirst das Geständniß machen können, das ihn dem Schaffot entreißt. Du selbst aber hast in dem Zustande, in dem Du Dich befindest, von dem Gericht nicht das Mindeste zu befürchten — hörst Du wohl? — Du kannst also ungescheut Alles eingestehen. — Hast Du nun gehört, was ich Dir vorgeschlagen habe? Hast Du Alles verstanden? Wenn ja, so schließe jetzt einmal auf einen Moment die Augen!“

Die Gelähmte that sofort, was ihre Tochter verlangte, die einen Freudenschrei über das Gelingen dieses Experiments nicht unterdrücken konnte. Auch Ninetta war dem Vorgange mit athemloser Spannung gefolgt.

„Jetzt schließe noch einmal die Augen und öffne sie erst wieder, wenn ich es sage!“ gebot Peppina.

Wieder entsprach die alte Frau sofort diesem Verlangen, und als sie die Lider wieder aufgeschlagen hatte, ruhte ihr klarer Blick, von einem seltsamen Glanze belebt, erwartungsvoll auf den Zügen ihrer Tochter.

„Er ist gerettet!“ jubelte Ninetta.

„Ich hoffe es auch,“ erwiderte Peppina ernst. „Eile jetzt, ohne eine Minute zu verlieren, in die Stadt und hole den Polizeikommissar Parenti. Bitte ihn, sofort hierher zu kommen.“

„Und wenn er fragt, zu welchem Zwecke?“

„So sage ihm, daß es sich um wichtige Enthüllungen, um die Rettung meines Bruders handle! Eile aber, Ninetta, denn Du weißt es ja: jede Minute ist kostbar!“

Ohne ein Wort zu verlieren, machte das junge Mädchen sich fertig und verließ schleunigst die 'Schlächterei.

Es ging schon gegen Abend. Peppina hatte am Bahnhofe, wo die Abendblätter der in Turin erscheinenden Zeitungen ausgerufen wurden, einige davon gekauft, weil sie wußte, daß die Blätter miteinander wetteiferten, jede auf den Schlichter von Moncalieri bezügliche Neuigkeit mit möglichster Schnelligkeit ihren Lesern mitzutheilen. Sie las seit der Verurtheilung ihres Bruders regelmäßig die Zeitungen, indem sie jedesmal mit bangem Herzklopfen unter den Lokalnachrichten nach einer auf ihn und sein Geschick bezüglichen Notiz suchte. Es gab ihr einen Stich in's Herz, wenn von seiner Nichtigkeitsbeschwerde, von seinem Gnadengesuch und wohl auch schon von seiner bevorstehenden Hinrichtung die Rede war, aber sie mußte wissen, wie seine Sache stand.

Sie wußte durch den Vertheidiger ihres Bruders, daß das Begnadigungsgesuch zu seiner Erledigung mindestens mehrere Tage brauchen werde, aber jeder Augenblick, der verstrich, führte doch den entscheidenden Moment näher.

Als sie am gestrigen Abend die neuerschienenen Blätter durchsah, stieß sie auf folgende Nachricht:

„Der König hat noch nicht über das eingereichte Begnadigungsgesuch Paolo Longhi's entschieden. Wie wir vernehmen, wird der Monarch übrigens noch in dieser Woche den Quirinal verlassen, um einen größeren Jagdausflug zu unternehmen. Bis dahin wird sich also jedenfalls das Geschick des Verurtheilten entschieden haben.“

„Noch in dieser Woche!“ murmelte Peppina vor sich hin. „Und wir haben bereits Mittwoch!“

Heute früh hatte sie wieder sich durch ihre Freundin die neuesten Zeitungen holen lassen und sie genau durchgesehen. Da fand sie unter den telegraphischen Depeschen eine Nachricht, bei welcher es sie kalt überlief. Sie lautete:

„Seine Majestät, welche Rom erst gegen Ende der Woche zu verlassen gedachte, wird nach neuerer Entschlieſung bereits heute Nachmittag mit dem um 3 Uhr 50 Minuten abgehenden Gilzuge Rom verlassen.“

War die Nachricht zutreffend, dann war Paolo in diesem Augenblick entweder bereits begnadigt oder verloren! Die Ungewißheit quälte sie in furchtbarer Weise den ganzen Tag über, und gleich nach Ninetta's Weggange machte sie sich in banger Erwartung über die mitgebrachten Abendzeitungen her. Sie steckte eine Kerze an und setzte sich an den Tisch, um zu lesen. Leider brauchte sie nicht lange zu suchen, um zu finden, was sie mit trüber Vorahnung gesucht hatte. Ein Zweifel war nicht möglich, denn die Blätter meldeten übereinstimmend, daß der König abgereist sei und vorher das Gnadengesuch Longhi's verworfen habe. Dann hieß es weiter:

„Wir glauben aus guter Quelle berichten zu können, daß die Hinrichtung des Schächters von Moncalieri nun nicht länger hinausgeschoben, sondern schon morgen früh vollzogen werden wird. Wir werden in unserer nächsten Nummer voraussichtlich darüber berichten können.“

„Also schon morgen früh!“ Wieder und wieder las sie die entsetzlichen Zeilen, als ob sie sie nicht richtig verstanden habe. Als sie aufblickte, begegneten ihre Augen denen der Mutter. Da rief sie ihr verzweiflungsvoll zu: „Morgen früh wollen sie ihn auf das Schaffot schleppen, hörst Du es wohl? Nur noch wenige Stunden Frist, und Paolo wird hingerichtet, um das Verbrechen zu sühnen, das Du verübt hast!“

Ohne Zweifel verstand die Gelähmte diese Worte, denn ihr blaſses Gesicht schien jetzt noch mehr dem einer Leiche zu gleichen. Ihre Lippen bewegten sich krampfhaft, als ob sie sich mühten, Worte hervorzubringen, und der eine Arm zitterte, aber das war Alles. Dann blickten ihre Augen

hartnäckig auf das braune Kleid, das sie anhatte, und welches sie auch an dem Tage der Schwurgerichtssitzung getragen hatte.

Warum war Ninetta noch nicht wieder da? Wo blieb sie nur? Sie war ja doch schon seit einer Viertelstunde fortgegangen. Peppina nahm ihren Kopf, der zu glühen schien, zwischen ihre Hände und saß dann in ängstlicher Erwartung so regungslos wie ihre Mutter da. Endlich vernahm sie draußen hastig näher kommende Schritte, und gleich darauf trat die Tochter des Pächters athemlos ein.

„Du bringst schlechte Nachricht?“ rief Peppina entsetzt, nachdem sie einen Blick auf das Gesicht ihrer Freundin geworfen hatte. „Warum hast Du den Kommissar nicht mitgebracht?“

„Er ist nicht da,“ meldete Ninetta. „Eine Depesche hat ihn nach Turin auf die Polizeipräfektur gerufen. Man wußte auf dem Bureau nicht, wann er zurückkehren werde.“

„Dann ist Alles verloren!“ stöhnte Peppina auf und gab der Freundin die verhängnißvolle Nachricht zu lesen. Dann aber fuhr sie plötzlich wieder aus dem dumpfen Brüten, in das sie versunken war, auf und sagte: „Es bleibt jetzt nur noch ein Weg. In einer Viertelstunde geht ein Zug nach Turin, mit dem mußt Du hinfahren, auf die Präfektur eilen, Herrn Parenti suchen und um jeden Preis herbringen. Hier hast Du Geld, Ninetta; nun eile und thue uns diesen Freundschaftsdienst. Du wirst selbst begreifen, daß Alles davon abhängt. Schaffst Du den Kommissar nicht bald zur Stelle, so verfällt Paolo dem Henker.“

„Sei unbesorgt. Ich werde ihn auffinden und herbringen,“ versicherte das junge Mädchen mit energischer Betonung und verließ zum zweiten Male das Haus.

Es war ein kühler Herbstabend. Der Wind hatte sich

erhoben und pfiß um das Haus, im Kamin klagende Töne erzeugend.

Zwei Stunden verflossen. Es war jetzt acht Uhr. Wenn Ninetta nicht bald mit dem Polizeikommissar eintraf, dann gab es keine Möglichkeit mehr, noch nach Turin zu eilen, um die Hinrichtung zu hindern, überlegte Peppina, vor Aufregung und quälender Angst an allen Gliedern zitternd.

Da wurde die Hausthür aufgestoßen, so heftig, daß Peppina zusammensuhr und ausschrie.

„Ich bringe ihn,“ konnte Ninetta, die ganz außer Athem war, nur mühsam hervorbringen.

„Wo ist er denn?“

„Er kommt sofort, ich bin ihm nur vorausgelaufen.“

„O mein Gott, wäre er doch nur schon da!“

In diesem Augenblick trat auch Parenti bereits ein und sagte zu Peppina ohne weitere Einleitung: „Ich höre, Sie bedürfen meiner. Was gibt es denn?“

In hastigen, kurzen Worten wiederholte Peppina ihre dem Oberstaatsanwalt gemachte Enthüllung und fügte hinzu, daß dieser ihren Worten keinen Glauben geschenkt habe. Sie sah es dem Kommissar wohl an, daß es ihr bei ihm auch nicht besser erging, allein sie war darauf nach ihren bisherigen Erfahrungen schon gefaßt gewesen. Sie fügte daher gleich hinzu: „Herr de Ferranti hat mir gesagt: Ihre Aussage genügt mir nicht, schaffen Sie mir Beweise —“

„Genau dasselbe muß ich Ihnen auch erklären,“ fiel ihr Parenti in die Rede.

„Diese Beweise habe ich jetzt und will sie Ihnen geben.“

„Was?“ rief der Polizeikommissar erstaunt. „Und welches sind denn diese Beweise?“

„Kommen Sie,“ sagte Peppina und führte ihn vor den Sessel ihrer Mutter. „Sie soll es Ihnen selbst sagen, was sie gethan hat.“

„Kann sie denn wieder reden?“



„Nein, aber ich habe ein Auskunftsmittel entdeckt.“

Sie setzte ihm nun auseinander, welchen Versuch sie gemacht habe und daß er vollständig geglückt sei. Ihre Sicherheit fing doch an, den Polizeikommissar stutzig zu machen. Er konnte nicht umhin, dem Scharfsinne und der Erfindungsgabe des jungen Mädchens volle Anerkennung zu zollen. Wohl zweifelte er auch jetzt noch, allein die Sache begann ihn doch schon auf das Lebhafteste zu interessieren.

Er nahm das Buch, öffnete es und zeigte es der Gelähmten. Dabei blickte er ihr scharf in die Augen und fragte: „Haben Sie zugehört und Alles verstanden? Wissen Sie, um was es sich handelt und was ich von Ihnen will?“

Sie bejahte, indem sie die Augenlider schloß und dann wieder öffnete.

„Ist es wahr, daß Sie allein Carlotta Vacci getödtet haben?“

Übermals dasselbe Zeichen.

„Ich kann mich aber mit dieser Bestätigung Ihrerseits allein nicht zufrieden geben. Mir scheint es eher, daß Ihnen diese Selbstanklage nur von der Liebe zu Ihrem Sohne und Ihrem Verlangen, ihn zu retten, eingegeben worden ist. In Ihrem leidenden Zustande kann Ihnen ja, wie Sie ganz genau wissen, das Gericht nichts anhaben, und es ist durchaus nicht unmöglich, daß Sie diesen Umstand ausnutzen wollen, um Ihren Sohn vor der Hinrichtung zu bewahren. Deswegen genügt mir ein solches einfaches Geständniß keineswegs. Ich muß eine ausführlichere Schilderung des Verbrechens von Ihnen bekommen, wenn meine Ueberzeugung umgestoßen werden soll, und ich will es versuchen, ob Sie eine solche in der von Ihrer Tochter erdachten Weise zu geben vermögen. Nachher werde ich dann untersuchen, wie sich das, was Sie ausagen

werden, mit den von mir selbst festgestellten Thatsachen verträgt, und mir darnach mein Urtheil bilden.“

Peppina brachte jetzt noch eine zweite brennende Kerze herbei, um mehr Helligkeit zu erhalten, und dann begann eine merkwürdige Scene.

Der Polizeikommissar zeigte in dem Lesebuche auf die Buchstaben des Alphabets, und die Gelähmte deutete durch Schließen und Wiederöffnen ihrer Augenlider jedesmal an, wenn er das Richtige getroffen hatte. Ninetta saß am Tische und schrieb die auf diese Weise erhaltenen Zeichen nach seiner Anweisung nieder, während Peppina eine Kerze hielt, so daß deren Licht gerade auf das Buch fiel.

Es dauerte lange, allein der Kommissar ließ jetzt keinerlei Zeichen der Ungeduld gewahren.

Teresa's Bekenntniß lautete folgendermaßen:

„Mein Sohn ist unschuldig. Ich allein habe Carlotta Vacci getödtet. In unserem Laden, durch einen Schlag mit dem Peitschenstock. Ich wollte sie nicht tödten, aber ich haßte sie. Ich wollte es nicht leiden, daß sie Paolo's Frau würde. Ich hatte ihnen das auch erklärt, allein sie suchten mich zum Nachgeben zu zwingen. Vor Gericht hat Paolo die reine Wahrheit gesagt. Der Dohse war ihm wirklich entsprungen. Carlotta selbst sagte es mir, als sie am Abend hierher kam. Paolo ist erst um elf Uhr heimgekehrt. Ich habe vor Gericht gesagt, es sei um acht oder neun Uhr gewesen, das ist nicht wahr. Ich log, damit kein Verdacht auf ihn fiel. Ich allein habe sie getödtet, Paolo ahnte nichts davon. Ich allein habe auch die Leiche auf den Heidenacker geschleppt und in dem Schober versteckt. Als man meinen Sohn verhaftete, schwieg ich noch, um mich nicht selbst anzeigen zu müssen. Ich glaubte nicht, daß man ihn verurtheilen könne. Ich wartete —“

Hier machte die Wittve kein Zeichen mehr.

„Sie ist müde,“ meinte Peppina, „lassen Sie sie sich etwas erholen, Herr Kommissar.“

„Gut,“ erwiderte der Beamte.

„Sind Sie nun überzeugt?“

„Nein.“

Peppina erblaßte und fragte ängstlich: „Aber was verlangen Sie denn noch mehr?“

„Schon vor mir haben die Herren de Balthare und de Ferranti es Ihnen ja gesagt, daß ein bloßes Geständniß dem Gerichte nicht genügen könne, sondern daß es der Beweise bedürfe.“

Die Gelähmte schaute ihn mehrmals an und jedesmal senkte sie dann die Augen nach der einen Seite ihres braunen Kleides hin, wie es schien.

Parenti beobachtete dies Spiel ihrer Augen aufmerksam.

„Sie scheint noch etwas sagen zu wollen,“ meinte er.

„Befragen Sie sie doch!“ drängte Peppina.

Und wieder nahm der Kommissar das Wort und fragte: „Möchten Sie mir noch etwas mittheilen?“

Sie bejahte, wie früher, und nun nahm Parenti das vorige Verfahren wieder auf. Diesmal wurden folgende Sätze aufgezeichnet:

„Kurz vor Paolo's Verurtheilung habe ich ein ausführliches Bekenntniß niedergeschrieben. Es enthält alle Einzelheiten und auch die Ursache, weshalb ich Carlotta haßte. Diese Schrift nahm ich mit, als ich zur Gerichtssitzung ging. Wenn Paolo verurtheilt wurde, wollte ich sie durch die Post dem Präsidenten schicken, mich selbst aber in den Po stürzen. Die Ausführung dieses Vorhabens ist durch den Schlaganfall verhindert worden, der mich traf.“

„Wo ist denn dieses Schreiben?“ fragte der Kommissar gespannt.

Die Gelähmte schaute wieder auf ihr Kleid herab, allein Parenti verstand sie nicht.

Er fragte von Neuem: „Wo haben Sie das Schreiben? Antworten Sie mir mit Hilfe des Buches!“

Und hastig deutete er auf die verschiedenen Buchstaben.

„Ich hatte den Brief in den unteren Theil meines Kleides genäht, um ihn nicht zu verlieren. Dort befindet er sich noch,“ gab Teresa zu verstehen.

Die furchtbaren Anstrengungen der letzten Stunde schienen jetzt aber den Rest ihrer Kraft erschöpft zu haben. Ihr Kopf sank auf die Brust herab, während ihre Augen sich schlossen. Ihr Gesicht war von leichenhafter Blässe, der Mund stand etwas offen. Sie verharrte in der Unbeweglichkeit einer Bildsäule.

Der Polizeikommissar war schleunigst vor ihr niederkniet, um den unteren Theil des Kleides zu untersuchen, den er mit vor Aufregung zitternden Händen betastete. Jetzt knisterte etwas.

„Ich habe das Schreiben,“ rief er. „Schnell eine Scheere her!“

Ninetta eilte weg und kehrte gleich darauf mit einer Scheere zurück, mit welcher der Kommissar nun das Futter des Kleides auftrennte. Gleich darauf zog er das Schreiben hervor, das in der That als Brief zusammengefaltet und an den Präsidenten des Schwurgerichtshofes adressirt war.

Hastig entfaltete er es und begann es zu lesen.

Teresa gestand darin nicht nur ihre That, sondern schilderte sie mit den kleinsten Einzelheiten und setzte auch die Ursache ihres gegen Carlotta gehegten tödtlichen Hasses auseinander, an den bisher weder der Oberstaatsanwalt noch der Polizeikommissar hatten glauben wollen. Ohne sich zu schonen, mit einer Offenherzigkeit, welche wohl nur der Entschluß, im Falle der Verurtheilung Paolo's sich das Leben zu nehmen, erklärlich machte, gestand sie ihre ehemaligen Beziehungen zu Ciro Bacci. Sie schilderte seine Treulosigkeit und die Schmach, die er ihr angethan

hatte, indem er sie verschmähte und des Geldes wegen eine Andere heirathete; sie gestand den tödtlichen Haß, den sie fortan auf ihn geworfen und den sie auf die Tochter des einsam und arm in der Fremde Gestorbenen übertrug, als ein verhängnißvolles Geschick diese nach Jahren unter ihr Dach führte. Die Steigerung des Konfliktes durch die Liebe Paolo's und die endliche Katastrophe war ausführlich dargestellt. Das Bekenntniß schloß mit der Versicherung, daß sie sich der Beurtheilung entziehe, indem sie vorher freiwillig in den Tod gehe.

Die ganze Darstellung machte den Eindruck der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Der Polizeikommissar trocknete sich nach dem Lesen die mit Schweiß bedeckte Stirn. Voll Spannung hatte Peppina ihn beobachtet, während er las. Jetzt fragte sie leise: „Glauben Sie mir nun?“

Mit tiefer Bewegung entgegnete der Polizeikommissar: „Mein Fräulein, ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, Sie und Ihren Bruder. Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt und meine Pflicht zu thun geglaubt — aber alle Menschen sind dem Irrthum unterworfen.“

„Werden Sie ihn denn jetzt wenigstens retten?“

Barenti antwortete nicht gleich.

Peppina schrie entsetzt auf und fragte: „Ist es etwa schon zu spät dazu?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Beamte, „jedenfalls aber werde ich Alles thun, was in meinen Kräften steht, um diesen Justizmord zu verhindern. Es ist ja meine Pflicht, und außerdem muß mir am meisten daran liegen, den entsetzlichen Irrthum wieder gut zu machen, in dem wir Alle in diesem Falle befangen gewesen sind.“

„Was gedenken Sie denn zu thun?“

„Zum Oberstaatsanwalt zu eilen und vorerst einen Aufschub der Hinrichtung zu erwirken.“

„Und dann?“

„Dann wird eine Wiederaufnahme des Verfahrens angeordnet werden. Entweder wird man den Fall wegen der neuen, jetzt an's Licht gebrachten Thatfachen an einen neuen Gerichtshof verweisen, oder der König wird das vorher verworfene Gnadengesuch jetzt genehmigen und die völlige Rehabilitirung Ihres Bruders vollziehen lassen.“

„Ach, eilen Sie nur nach Turin, Herr Parenti, verlieren Sie keinen Augenblick! Soll ich Sie begleiten? Bedürfen Sie meiner irgendwie?“

„Es könnte wohl sein. Wenn Sie sich also stark genug fühlen —“

„Ja gewiß; der Gedanke, um was es sich handelt, wird mir Kraft geben.“

„Dann kommen Sie mit. Da Sie gesehen haben, wie das Verbrechen verübt wurde, so wird der Oberstaatsanwalt jetzt vielleicht auf's Neue einige Fragen an Sie richten wollen, um zu prüfen, ob Ihre Angaben mit dem übereinstimmen, was Ihre Mutter bekannt hat.“

Beide hatten die Gelähmte ganz vergessen; Ninetta erinnerte sie daran, indem sie den Kommissar anstieß und auf Teresa deutete. Diese war jetzt halb zur Seite gesunken, und ihre Arme hingen schlaff hernieder.

Parenti nahm Teresa in seine Arme und richtete sie wieder empor, aber er überzeugte sich bald, daß er nur noch eine Leiche vor sich habe.

Die beiden Mädchen waren in die Kniee gesunken. Unter Thränen klagte Peppina sich jetzt selber an.

„Ich habe sie getödtet,“ schluchzte sie. „O Mutter, vielleicht hast Du mir im Inneren geflücht, bevor Du aus dem Leben schiedest. O Mutter, gib mir ein Zeichen, daß Du mir verziehen hast! Ich konnte ja nicht anders handeln.“

Parenti beugte sich zu Ninetta herab und flüsterte ihr einige Worte zu, worauf sie davoneilte, um schon nach

kurzer Zeit mit einem in der Nähe wohnenden Arzte zurückzukehren. Dieser konnte aber weiter nichts thun, als den eingetretenen Tod feststellen.

„Mein liebes Kind,“ sagte darauf der Polizeikommissar, der Angesichts dieser traurigen Scene seine ganze Ruhe bewahrt hatte, zu Peppina, „bedenken Sie wohl, daß Sie jetzt keine Zeit haben, sich Ihrem Schmerze hinzugeben. Denken Sie an Ihren Bruder, der dringend Ihrer Hilfe bedarf, wenn er nicht verloren sein soll. Fassen Sie sich und vergessen Sie jetzt auf einige Stunden die Mutter. Nach der Rückkehr bleibt Ihnen ja dann noch Zeit genug, sie zu betrauern.“

„Ja, Sie haben Recht, Herr Kommissar,“ versetzte das junge Mädchen, sich gewaltsam zusammennehmend und ihre Thränen trocknend. Und nachdem sie ihrer Mutter mit sanfter Hand die noch immer weit geöffneten Augen geschlossen hatte, fügte sie hinzu: „Gehen wir, ich bin bereit, Ihnen zu folgen.“

## 15.

Zwischen Moncalieri und Turin verkehren bis in die späten Abendstunden zahlreiche Züge. Der Polizeikommissar und seine Begleiterin waren kaum auf dem Bahnhofe angelangt, als schon wieder ein Zug abging, den sie benutzen konnten. Unterwegs sprachen sie kein Wort miteinander. Peppina fühlte sich so niedergedrückt und abgemattet durch die auf sie eindringenden Schicksalsschläge, daß sie ihre letzte Kraft bis zu der entscheidenden Unterredung mit dem Oberstaatsanwalt sparen mußte.

Auch Parenti war nachdenklich und sorgenvoll. Seine Lage war ja auch eine höchst peinliche. Nicht nur hatte sein Selbstgefühl, sein Beamtenstolz einen schweren Stoß erlitten, sondern die Enthüllungen der Wittve Longhi hatten ihn bis in sein Innerstes getroffen und tief er-

schüttert. Er fühlte sich in seinen eigenen Augen durch den begangenen Mißgriff herabgesetzt und erniedrigt; er sah mit Grausen das entsetzliche Geschick vor sich, das er auf das Haupt eines Unglücklichen gebracht hatte. Freilich war das ja nicht seine Schuld allein; wohl jeder Andere würde an seiner Stelle durch die unglückseligen Zufälle, die alle den Schächter verdächtigten, irre geführt worden sein. Herrn de Baltimore, die übrigen Richter und die Geschworenen traf die gleiche Schuld, aber er war es doch immerhin gewesen, der zuerst auf die Spur gewiesen hatte, welche Jene dann blindlings weiter verfolgten!

„Wenn ich zu spät komme, wenn ich Longhi nicht mehr retten kann,“ dachte er bei sich, „so werde ich nie wieder eine heitere und zufriedene Stunde haben!“

Es war zehn Uhr geworden, als der Zug endlich in Turin anlangte.

„Wir wollen sofort nach der Wohnung des Oberstaatsanwalts fahren,“ meinte er. „Herr de Ferranti ist der Einzige, welcher eine Aufschubung der Hinrichtung erlangen kann.“

„Und wenn Herr de Ferranti etwa inzwischen die Stadt verlassen haben sollte?“

Der Beamte zuckte zusammen. „Dann weiß ich nicht, was zu thun ist.“

Sie schwiegen Beide und stiegen in eine Droschke. Parenti gab dem Kutscher die Wohnung des Oberstaatsanwalts an und versprach ihm ein reichliches Trinkgeld, wenn er möglichst rasch fahre. Der Mann peitschte denn auch wie toll auf seine Mähre los, und bald hielten sie vor dem Hause de Ferranti's.

Parenti sprang aus dem Wagen, indem er zu Peppina sagte: „Bleiben Sie sitzen. Ich will erst fragen, ob er überhaupt daheim ist.“

Er verschwand schleunigst in dem Hause, um aber bereits



nach zwei Minuten mit blassem, verstörtem Gesicht zurückzukommen.

Das junge Mädchen stieß einen Angstschrei aus; sie wußte genug.

„Herr de Ferranti ist nicht zu Hause?“

„Nein.“

„Wo ist er denn?“

„Er hat auswärts gespeist und wollte mit dem Spätzuge nach Mailand fahren, wo er dienstlich zu thun hat.“

„Ach, dann ist Alles aus!“

Weinend sank das arme Kind auf den Wagensitz zurück, jedoch der Polizeikommissar hatte schon seine Kaltblütigkeit zurückgewonnen. Er schaute auf seine Uhr und sagte: „Wenn Herr de Ferranti nach Mailand fahren will, so kann er nur den um 10 Uhr 35 Minuten abgehenden Zug benutzen und wird auf dem Bahnhofe bei der Porta Susa einsteigen. Es bleiben uns noch genau sechzehn Minuten, um dorthin zu gelangen, und das genügt.“ Dann rief er dem Kutscher zu: „Doppelte Taxe, wenn Sie bis halb Elf am Bahnhofe bei der Porta Susa sind. Verstanden?“

„Alle Wetter, das will ich meinen. Also los!“

Schon hieb der Mann auf den armen Gaul los, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, und rasselnd stob der Wagen mit einer für Miethsfuhrwerke ganz unerhörten Geschwindigkeit dahin. Herr de Ferranti wohnte in der Via Santa Giulia im Nordosten der Stadt, während die Stazione Porta Susa, der Halt für die Strecke Novara-Mailand, im äußersten Westen liegt. Mit Staunen blickten die Leute in den zum Theil schon ziemlich leer und öde daliegenden Straßen dem vorüberrasenden Fahrzeuge nach.

Die Stöße der Droschke brachten Peppina wieder zu sich, die fast das Bewußtsein verloren hatte. Sie öffnete die Augen und fragte: „Wo sind wir jetzt?“

„Wir biegen soeben in die Via Maria Vittorio ein.“

Die Straße heißt nachher Via Santa Teresa und dann Via della Cernaia und führt in gerader Linie zum Bahnhofe. Ich hoffe, daß wir zeitig genug kommen, um Herrn de Ferranti noch zu treffen."

Peppina athmete tief auf, eine schwache Röthe kehrte wieder auf ihre Wangen zurück. Das war die letzte Hoffnung, die ihr blieb.

Parenti hielt die Uhr in der Hand und blickte von Zeit zu Zeit aus dem Wagenfenster, um zu sehen, wie weit sie wären.

"Wir haben noch acht Minuten," sagte er ermutigend. "Dort hinten sieht man schon die elektrischen Bogenlichter vor dem Bahnhof. Wir kommen noch zeitig genug."

Plötzlich, gegenüber der Kaserne in der Via della Cernaia, gab es einen gewaltigen Stoß, dann hielt der Wagen. Das Pferd war gestürzt, und der Kutscher fluchte.

Parenti machte eine Bewegung der Verzweiflung, dann riß er den Wagenschlag auf, warf dem Kutscher ein Geldstück zu und sagte zu Peppina: "Kommen Sie langsam in den Wartesaal nach. Ich eile voraus!"

Schon stürmte er in langen Säßen davon, dem nicht mehr weit entfernten Bahnhofe zu. Peppina aber murmelte trostlos vor sich hin: "Es hilft nicht — es hilft nicht, Alles ist gegen uns."

Der Kommissar eilte durch das Gitterthor, das den Vorplatz des Bahnhofes umgibt, und sprang die Stufen zu der Vorhalle empor; er wußte ja, daß von einer Minute Verzögerung ein Menschenleben abhing.

Jetzt stand er keuchend am Fahrkartenschalter.

"Der Zug nach Mailand?"

"Wird sogleich abgehen — höchste Zeit!" entgegnete der Beamte.

"Ein Billet erster Klasse bis Mailand!"

Er nahm die Karte, warf ein Geldstück hin und stürmte

schon dem Wartesaale zu, ohne darauf zu achten, daß der Schalterbeamte ihm nachrief: „Mein Herr, Sie bekommen noch zwei Lire heraus!“

Wie ein Blitz schoß er an dem vor der Thür des Wartesaales postirten Beamten vorbei, der ihm nachließ mit dem Rufe: „Mein Herr, Ihre Fahrkarte!“

Er zeigte sie ihm von Weitem, ohne sich aufhalten zu lassen. Der Saal war leer, die auf den Bahnsteig führenden Thüren standen weit offen. Schon kam aber der Portier, um zum letzten Male die Stationen abzurufen und sie dann zu schließen.

„Es ist die allerhöchste Zeit,“ mahnte er, als Parenti an ihm vorbeilief.

Dort stand der Zug unter der von elektrischem Lichte beleuchteten Bahnhofshalle, zur Abfahrt bereit. Man hörte schon das Zuklappen der Wagenthüren, welche die Schaffner schlossen. Von der Lokomotive ertönte ein schriller Pfiff, der Parenti durch Mark und Bein ging. Ein Zeitungsverkäufer, der mit seinem Geschäft fertig war, kam ihm entgegen.

„Die Wagen erster Klasse?“ schrie er ihm zu.

„Ganz vorne,“ war die Antwort. Schon war Jener vorübergestürmt; der Mann blieb stehen, schaute ihm nach und brummte: „Na, der muß Glück haben, wenn er noch mitkommen soll!“

Endlich war der Kommissar bei den Wagen erster Klasse angelangt. Er sprang auf das Trittbrett und riß mit nervöser Hast die bereits geschlossene erste Thür auf. Nur Damen saßen darin; er sprang zur nächsten Thür. Einige junge Leute, die er nicht kannte, saßen darin; in der dritten Wagenabtheilung Niemand.

Jetzt kam der zweite Wagen. Schon eilte aber auch der Schaffner herbei und rief: „Einsteigen, mein Herr, der Zug geht ab.“

„Nein — ich suche --“ stammelte Parenti mit feuchender Brust, jedoch Jener riß die nächste Thür auf und wollte ihn hineinschieben.

Der Kommissar stieß einen halberstickten Freudenschrei aus: endlich hatte er den Gesuchten gefunden.

Herr de Ferranti hatte es sich bereits in dem Wagen bequem gemacht, sich eine Cigarre angesteckt und eine Reisendecke über seine Kniee gebreitet. Auf dem Sitze ihm gegenüber lag eine schwarze Mappe mit Papieren. Er fuhr hastig empor, als er von einem Manne mit blassem, verstörtem Gesicht, der plötzlich in der Wagenthür neben ihm auftauchte, seinen Namen rufen hörte.

„Mein Name ist de Ferranti,“ sagte er, „was gibt es?“

Nur mühsam konnte Parenti die Worte hervorbringen: „Ich bin Parenti, der Polizeikommissar von Moncalieri.“

„Ich kenne Sie ja, was wünschen Sie?“

„Ich beschwöre Sie um des Himmels Willen, sofort auszustiegen und hier zu bleiben.“

„Aber mich rufen amtliche Pflichten.“

„Hier sind wichtigere. Es handelt sich um Leben und Tod.“

Noch ein kurzer Pfiff der Lokomotive, der Zug zog an, die Räder setzten sich in Bewegung. Parenti war in Verzweiflung, die sich derartig in seinen verzerrten Zügen und seinen weit aufgerissenen Augen abspiegelte, daß der Oberstaatsanwalt nicht mehr fragte, sondern hastig Decke und Mappe ergriff und aus dem Wagen sprang.

Es war die allerhöchste Zeit gewesen. Schon machten die Räder schnellere Umdrehungen, und wenn der gleichzeitig abgesprungene Kommissar den taumelnden Herrn de Ferranti nicht mit beiden Armen umfaßt und festgehalten hätte, so wäre er zu Boden gestürzt.

Scheltend kam bereits der Bahnhofsinспекtor herzugeeilt, um die beiden Herren wegen Verletzung des Bahnregle-

ments, das jedes Besteigen eines in Bewegung befindlichen Zuges und ebenso das Hinausspringen aus einem solchen verbietet, in Strafe zu nehmen. Als er indessen den Oberstaatsanwalt erkannte, und dieser ihm sagte, daß eine dringende amtliche Angelegenheit ihn zu dem Verlassen des Wagens genöthigt habe, zog er sich achtungsvoll grüßend wieder zurück.

„Nun aber, Herr Kommissar, erklären Sie mir schleunigst dies Geheimniß,“ begann de Ferranti alsdann ungeduldig und mit gerunzelter Stirn zu diesem.

„Herr Oberstaatsanwalt, der Schlächter von Moncalieri, dessen Hinrichtung für morgen früh angeordnet wurde, ist unschuldig,“ versicherte Parenti ernst und bestimmt.

Herr de Ferranti machte eine zornige Geberde.

„Herr,“ sagte er, „Sie vergessen, mit wem Sie reden.“ Augenscheinlich war er sehr ärgerlich und schien es zu bedauern, daß er sich hatte verleiten lassen, den Zug zu verlassen, der schon weit entfernt war und, mächtige weiße Wolken ausstoßend, in die Nacht hineindampfte. „Natürlich ist Longhi's Schwester auch bei Ihnen gewesen,“ fuhr er dann fort, „ein wackeres Mädchen, aber krankhaft aufgereggt, und die hat Ihnen nun Ihre Märchen aufgebunden. Und Sie haben sich wie ein Neuling in diese Falle locken lassen — ich mache Ihnen in der That mein Kompliment, Herr Kommissar!“

„Ich bin durchaus kein Neuling mehr, Herr Oberstaatsanwalt,“ entgegnete Parenti mit Festigkeit. „Ich bin zu Ihnen geeilt, um ein großes Unheil zu verhüten und einen verhängnißvollen Irrthum wieder gut zu machen. Wäre mir das nicht gelungen, so würde ich es mir mein ganzes Leben hindurch nicht verziehen haben. Es wäre dann ein Justizmord verübt worden, und ich hätte dazu mitgeholfen.“

„Was wissen Sie also?“

„Der Schlächter ist unschuldig.“

„Und wer hat die That verübt?“

„Seine Mutter.“

Herr de Ferranti machte abermals eine ungeduldige Bewegung und fragte: „Die Beweise?“

„Ich habe sie.“

„Wo? Von welcher Natur sind sie?“

„Ich habe sie mitgebracht. Sie schließen jeden ferneren Zweifel aus. Wenn Sie gestatten, Herr Oberstaatsanwalt, so trage ich Ihnen gleich im Wartesaal, der ganz menschenleer ist, die Sache vor.“

Herr de Ferranti war nun doch betroffen und nachdenklich geworden. Die Festigkeit des Polizeikommissars hatte ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt.

„Lassen Sie mich nur geschwind eine Depesche nach Mailand aufgeben, wo man mich erwartet,“ sagte er, „dann stehe ich zu Ihrer Verfügung.“ Als er aus dem neben dem Wartesaale belegenen Telegraphenbureau herauskam, meinte er zu seinem Begleiter: „Nun lassen Sie hören, aber erwägen Sie wohl die Tragweite Ihrer Worte und die Verantwortlichkeit, die Sie durch Ihr Eingreifen auf sich genommen haben!“

Sie traten in den Wartesaal und schritten darin auf und nieder, während Parenti seinen Vortrag hielt, ohne auf das Mädchen mit dem blassen, leidenden Gesicht zu achten, das an der Seite auf einer Bank saß und sie mit ihren großen schwarzen Augen voll Angst und banger Spannung verfolgte.

Es war Peppina.

„Jetzt handelt sich's um sein Leben!“ murmelte sie vor sich hin. Und alle die Gebete, welche sie auswendig wußte, flossen über ihre blassen Lippen, während sie keinen Blick von den beiden Männern abwandte.

„Haben Sie das Bekenntniß, das die Wittve Longhi selbst aufgesetzt hat, bei sich?“ fragte der Oberstaatsanwalt, die Hand ausstreckend.

„Hier ist es.“

Er las es. Dann zog er sein Taschentuch hervor und trocknete sich die Stirn ab. Als Mensch war er bereits überzeugt, aber seine Gewissenhaftigkeit als Richter veranlaßte ihn, noch einige Auskünfte zu verlangen. Kurz und nervös folgten Fragen und Antworten aufeinander.

„Was beweist uns, daß wir es nicht mit einer Fälschung zu thun haben?“

„Der Brief ist von der Hand der Wittve Longhi.“

„Kennen Sie ihre Schrift?“

„Zawohl. Diese starken eckigen Züge würden auch sehr schwer nachzuahmen sein.“

„Aber kann die Frau nicht die ganze Geschichte erfunden haben, um ihren Sohn zu retten?“

„Die Einzelheiten sind zu genau; besonders ihr ehemaliges Verhältniß zu Ciro Bacci, wodurch ihr Haß gegen dessen Tochter vollständig erklärlich wird.“

„Das kann ein Roman sein.“

„Darüber werden wir leicht in's Klare kommen. Ich brauche nur die Tante der ermordeten Carlotta darüber zu vernehmen, die auch aus Giuffano, der Heimath der Frau Longhi, ist, aber schon lange hier in Turin wohnt. Sie wird genau wissen, was daran ist.“

„Wäre es nicht möglich, daß die ganze Lähmung der Frau simulirt, eine bloße Komödie ist?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Ich habe dergleichen Fälle in meiner Praxis wiederholt erlebt.“

„Teresa Longhi ist todt! Sie verschied fast unmittelbar, nachdem sie ihr Geständniß abgelegt hatte.“

Der Oberstaatsanwalt zuckte zusammen und verstummte.

Schüchtern hatte sich inzwischen Peppina den Beiden zu nähern gewagt, allein sie waren so vertieft in ihr Gespräch, daß sie es Beide nicht gewahrten.

Da hub sie mit zitternder Stimme an: „Herr de Ferranti —“.

Er sah sie mitleidig an und ergriff ihre Hand, indem er bewegt sagte: „Mein armes Kind, welche entsetzlichen Leiden haben Sie erdulden müssen!“

Nun brach sie in Thränen aus, worauf Beide, der Oberstaatsanwalt und der Polizeikommissar, sich bemühten, sie zu trösten und zu beruhigen, was ihnen auch endlich gelang.

„So, mein Kind,“ nahm darauf de Ferranti wieder das Wort, „nun kehren Sie mit dem nächsten Zuge nach Moncalieri zurück. Ich werde sofort die Aufschiebung der Hinrichtung Ihres Bruders verfügen. Kommen Sie morgen früh zu mir, dann wollen wir zusammen in das Gefängniß fahren, und dort sollen Sie ihn sehen und sprechen.“

„Und ist er nun wirklich gerettet? Wird er bald seine Freiheit wieder erhalten?“

„Ganz gewiß, mein liebes Kind, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Sie dürfen jetzt ganz beruhigt sein. Also kehren Sie nun heim und fürchten Sie nichts.“

Parenti holte zunächst eine Droschke für die treue Schwester herbei und befahl dem Kutscher, sie nach dem Centralbahnhof zu bringen. Dann bestieg er mit dem Oberstaatsanwalt einen anderen Wagen, der sie zunächst nach dem Gerichtsgebäude und dann nach dem Gefängniß bringen sollte.

## 16.

Paolo Longhi wurde am nächsten Morgen, nachdem man ihn der Zwangsjacke entledigt hatte, in das Sprechzimmer des Gefängnisses geführt, wo seine Schwester und der Oberstaatsanwalt de Ferranti ihn erwarteten.



• Er wußte bis jetzt nur, daß seine Hinrichtung aufgeschoben sei, und sah fast bis zur Unkenntlichkeit verändert aus. Sein treuherziges, früher so volles und rothwangiges Gesicht war mager und blaß; seine Wangen waren eingefallen, und die tiefliegenden, von dunkeln Rändern umgebenen Augen blickten matt und trübe. Als er seine Schwester erblickte, übermannte ihn die Bewegung derartig, daß er schwankte und auf einen Stuhl sank.

„O,“ stöhnte er, „weshalb hat man das Kind hierher gebracht?“

Weinend und lächelnd zu gleicher Zeit trat Peppina zu ihm. Er streckte ihr seine Arme weit entgegen, und sie sank an seine Brust. Dann nahm er sie auf seine Kniee, wie er es zu Hause so gern gethan hatte, und küßte sie.

Sie weinten, umarmten und betrachteten sich Aug' in Auge, ohne Worte finden zu können, und der Oberstaatsanwalt schaute voll Rührung dieser stummen Scene zu.

Endlich sagte er: „Nun, Fräulein Longhi, weshalb theilen Sie Ihrem Bruder die freudige Nachricht nicht mit, deren Ueberbringer ich bin? Er wird sie doch ohne Zweifel lieber aus Ihrem Munde vernehmen, als aus dem meinigen.“

Paolo stand auf, indem er immer noch die Schwester an der Hand hielt, und schaute den Oberstaatsanwalt an, den er vorher gar nicht bemerkt hatte.

„Was gibt es denn?“ fragte er.

„Etwas sehr Gutes, lieber Bruder. In wenigen Tagen wirst Du wieder frei sein. Die Wahrheit ist endlich an's Licht gekommen!“

„Die Mutter —?“

„Sie hat Alles bekannt.“

„Ach!“

Er setzte sich von Neuem nieder und nahm den Kopf zwischen seine beiden Hände. Es drängte sich ihm eine

Frage auf die Lippen, die er aber doch nicht zu stellen wagte. Endlich fragte er mit zitternder Stimme: „Und was ist mit ihr? Was wird mit ihr geschehen?“

„Wir müssen sie der Gnade eines höheren Richters empfehlen. Sie ist todt!“

„Todt!“ wiederholte er erschüttert und schwieg dann. Plötzlich fuhr er leidenschaftlich auf und klagte, die Hände ringend: „O Schwester, was für Jammer und Elend! Was haben wir denn gethan, daß uns das Schicksal so furchtbar heimsucht?“

Peppina war tief bekümmert über diesen Ausbruch der Verzweiflung. Sie setzte sich ihm wieder auf den Schoß und schmiegte, wie sie daheim so oft zu thun pflegte, ihr Köpfchen an seine breite Brust.

„Denke doch daran, wie lieb ich Dich habe, Bruder. Ich bin Dir ja geblieben und will Dir Alles zu ersetzen suchen. Du darfst nicht weinen, sonst werde ich krank. Ich habe ja nur Dich ganz allein auf der Welt, daran denke, das wird Dir Deine Thatkraft wieder geben. Sieh, ich bin krank und schwach und ganz auf Dich angewiesen; was sollte wohl aus mir werden, wenn ich auch Dich verlöre!“

Er richtete den Kopf empor, und seine Augen gewannen wieder etwas von ihrem früheren Aussehen zurück.

„Ja, Du hast Recht. Dir danke ich mein Leben!“ rief er tief bewegt. „O Du meine liebe treue Schwester! Wie soll ich Dir das vergelten!“

„Indem Du neuen Lebensmuth zu gewinnen suchst, Bruder,“ entgegnete sie. „Im Uebrigen brauchst Du mir nicht zu danken, denn es ist doch selbstverständlich, daß ich Alles aufbot, um Dich zu retten. Aber eine andere Person gibt es, der Du zu danken hast aus tiefster Seele.“

„Wer ist das?“

„Rinetta Novelli!“ erwiderte Peppina und erzählte

ihm dann, wie großherzig und aufopfernd ihr die Tochter des Pächters zur Seite gestanden habe während der schlimmsten Zeit ihres Lebens.

„Ja, sie ist edel und gut,“ murmelte Paolo. „Ich werde ihr das nie vergessen.“

Am dritten Tage bereits traf telegraphisch die Begnadigung Seitens des Königs ein, und Paolo durfte das Gefängniß verlassen. Als sich das Thor hinter ihm geschlossen hatte, athmete er mit Wonne die Luft der Freiheit ein; ihm war, als ob er von einer langen schweren Krankheit genesen wäre, seine Brust schien sich zu erweitern, und in seinen Wangen ward wieder ein leises Roth sichtbar.

Am Nachmittag kehrte er mit Peppina, die ihn abgeholt hatte, nach Moncalieri zurück. Frau Longhi war inzwischen in aller Stille beerdigt worden. Im Hause trat Ninetta dem Heimkehrenden entgegen, die sich bis jetzt treulich des Haushaltes angenommen und für Alles gesorgt hatte.

Bis zu Thränen gerührt umfaßte er mit beiden Händen ihre zierliche Rechte, die sie ihm reichte, und drückte sie. Zu sprechen vermochte Paolo nicht, doch konnte Ninetta aus seinen Augen lesen, wie dankbar er ihr war für das, was sie für ihn und seine Schwester gethan hatte. Peppina aber stand daneben und lächelte durch Thränen, die über ihre Wangen flossen. —

Am anderen Tage beriethen die Geschwister über die Zukunft.

„Die Kundschaft hat sich inzwischen daran gewöhnt, sich anderweitig zu versorgen,“ äußerte Paolo achselzuckend. „Viele werden auch überhaupt nicht wiederkommen wollen. Die Herren vom Gericht haben mir zwar gesagt, es werde dafür gesorgt werden, mich völlig zu rehabilitiren, wie sie es nennen, aber man weiß ja, wie es so geht: etwas

bleibt doch immer auf mir sitzen. Ich möchte deswegen den Laden am liebsten gar nicht wieder aufmachen. Und dann —“

„Nun, so sprich Dich doch aus, Bruder,“ mahnte Peppina, als er stockte.

„Ja, ich möchte gern die Schlächterei ganz aufgeben. Ich könnte jetzt kein Thier mehr tödten, und mich ergreift ein Ekel, wenn ich nur an Blut denke. Es ist lächerlich, aber —“

„Nein, es ist gar nicht lächerlich, Bruder, und ich stimme Dir durchaus bei. Wir verfügen ja auch über Mittel genug, daß Du Dich in aller Ruhe nach einer anderen passenden Beschäftigung umsehen kannst. Zumal wenn es gelingen sollte, das Haus und das Geschäft einigermaßen günstig zu verkaufen, so sind wir wohlhabend genug, um nichts überstürzen zu müssen.“

„Es ist mir lieb, daß Du denselben Gedanken aussprichst, den ich längst gehegt habe. Wir wollen Alles verkaufen und fortziehen. Hier im Hause kann man ja doch nie wieder seines Lebens froh werden. Am liebsten ginge ich nach Amerika, wie ich schon damals vorhatte. Natürlich nur, wenn es Dir recht ist, und Du mit mir gehen willst.“

„Warum so weit fort?“ fragte die Schwester.

„Je weiter weg, desto schneller werde ich vergessen lernen. Die Heimath bietet mir ja nur trübe Erinnerungen. Wenn Du mitgehst, wird mich Niemand vermissen.“

„Doch, Bruder, ich kenne Jemand, der Dich schmerzlich vermissen und den Dein Scheiden tief unglücklich machen wird.“

„Du meinst Ninetta?“ sagte er leise, ohne sie anzusehen.

„Freilich. Sie hat Dich immer geliebt, selbst als Du

Dich von ihr abgewandt und Dich mit Carlotta verlobt hastest, und sie liebt Dich noch heute treu und innig. Du solltest ihr, die so gut und edel ist, diesen Schmerz nicht anthun.“

„Aber ich —“ wollte Paolo einwerfen, doch die Schwester ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort:

„Dein Herz trauert jetzt und wird es noch lange thun. Aber eines Tages wird Dein alter Lebensmuth zurückgekehrt sein und Du wirst nicht länger allein sein wollen. Dann wird Ninetta Dir Carlotta ersetzen; sie wird Dir eine treulichende Gefährtin sein und Dich glücklich machen! Und deswegen rathe ich: laß uns Moncalieri verlassen, aber nicht gleich über's Meer ziehen. Warum sollen wir uns nicht etwa in Giuffano, der Heimath unserer Eltern, niederlassen? Du weißt, daß wir dort noch einen Acker haben, den die Mutter damals nicht verkaufen konnte. Er trägt gute Pacht und ist seitdem erheblich im Werthe gestiegen, so daß wir froh sein können, ihn behalten zu haben. Dorthin sollten wir ziehen. Du könntest die Landwirthschaft oder die Gärtnerei betreiben, und ich würde Seidenwürmer ziehen, wie es die Frauen und Mädchen dort zu thun pflegen. Dort in neuer Umgebung, bei neuer Thätigkeit werden wir am ehesten die schrecklichen Erinnerungen loswerden, die uns hier auf Schritt und Tritt verfolgen.“

Freundliche Zukunftsbilder tauchten vor ihrem geistigen Auge auf: sie sah ein Häuschen im Schatten von Maulbeerbäumen, in dem La Fina als Hausfrau schaltete und waltete, während Paolo in Feld oder Garten arbeitete. Und sie, die „Cazzatella“, saß draußen auf einer Bank neben der Thür und hielt ein kleines Menschenkind in ihren Armen und küßte es. Wenn es ein Mädchen war, würden sie es gewiß Carlotta nennen.

„Nun gut, Schwester,“ entschied Paolo endlich, „Du sollst Deinen Willen haben. Also wir ziehen nach Giuffano!“

Einige Tage darauf begegnete Mutter Tremolo auf der Straße dem Polizeikommissar Parenti.

„Ich habe eben Paolo Longhi, dem wackeren Burschen, guten Tag gesagt,“ berichtete sie wichtig.

„Ja, Mutter Tremolo, auch ich bin froh darüber, daß seine Unschuld rechtzeitig an's Licht gekommen ist,“ entgegnete der Beamte.

„Nun sagen Sie aber einmal, Herr Kommissar,“ fuhr die Alte fort, „für Alles das, was er ganz ohne eigene Schuld hat durchmachen müssen, wird man ihm nun doch von Staatswegen wohl eine ansehnliche Entschädigung gewähren? Außerdem hat er ja auch während der langen Haft sein Geschäft nicht versehen können und hat seine ganze Kundschaft verloren. Es ist also nur recht und billig, daß man ihm wenigstens den materiellen Schaden ersetzt.“

Der Kommissar schüttelte den Kopf. „Das wird leider nicht geschehen. Das Gesetz erkennt die Pflicht, unschuldig Verurtheilte zu entschädigen, nicht an.“

Damit ging Parenti weiter.

„Wo bleibt denn aber die Gerechtigkeit?“ rief Mutter Tremolo ihm ganz entrüstet nach. „Nun, hoffentlich wird der Himmel an ihm gut machen,“ tröstete sie sich dann, „was die Menschen nicht wollen oder können!“



## Dragoner Stubenrauch.

Militärhumoreske von D. v. Lychnorff.

Mit Illustrationen von R. Mahn.

(Nachdruck verboten.)

### 1.

**M**artin Stubenrauch gehörte zur dritten Eskadron des österreichischen Dragonerregimentes, deren Kommandant Rittmeister Freiherr v. Berben war. Zu der jetzt schon beinahe ein Menschenalter zurückliegenden Zeit, in der unsere wahrhafte Geschichte spielt, wurden von den Wachtmeistern über jeden einzelnen Mann monatlich sogenannte „Gemüthsbeschaffenheiten“ abgegeben, und darin wurde Stubenrauch stets als ganz besonders gutmüthig geschildert. Dies bewog den Rittmeister, sich Martin als Burschen zu theilen zu lassen. Baron Berben brauchte nämlich in erster Linie einen gutmüthigen Burschen, alle anderen Eigenschaften kamen erst später in Betracht und hatten daneben nur untergeordnete Bedeutung. Die Familie des Herrn Rittmeisters war zahlreich, das älteste Mädchen zählte noch nicht sieben Jahre, der jüngste und sechste Sprößling des freiherrlichen Hauses erst wenige Monate, und die Beaufsichtigung dieser Jugend, die hauptsächlich dem Burschen zufiel, erforderte eine fast übermenschliche Dosis von Gutmüthigkeit. Der Rittmeister hatte im Laufe seiner nun achtjährigen Ehe schon recht traurige Erfah-

rungen mit selbst hervorragend gutmüthigen Burschen gemacht.

Seit ungefähr zwei Wochen war Stubenrauch im Dienste des Rittmeisters, aber es erging ihm genau so wie seinen Vorgängern in diesem Amte. Er hatte unablässige Plage von früh bis spät, Klüffel von Seiten des Rittmeisters und beständig üble Behandlung von dessen Gemahlin zu ertragen, und wurde außerdem von seinen Kameraden nicht wenig geneckt, wenn sie seiner irgendwo mit dem stets reichbeladenen Kinderwagen ansichtig wurden. Begegnete Martin einem Kameraden, dann blieb derselbe stehen, betrachtete den Mann und das Fuhrwerk mit höhnischen Blicken und sagte: „An Deiner Stelle würde ich den Herrn Rittmeister bitten, daß er mir anstatt der Dragonermütze eine Spitzenhaube kaufe, das würde Dir als Kindermädchen viel besser stehen.“ Oder ein Anderer spottete: „He, Stubenrauch, Du trägst ja noch Sporen an den Stiefeln! Die wirst Du dir doch gleich abschrauben lassen müssen, Du bist ja das Wagenpferd dieser Equipage, und es ist heute das erste Mal in meinem Leben, daß ich ein Roß mit Sporen sehe!“

Dem armen Stubenrauch traten dann wohl die Thränen in die Augen, er schämte sich furchtbar, am liebsten hätte er den Kinderwagen mitsammt seinen schreienden Insassen im Stich gelassen und wäre davon gelaufen. Dies ging jedoch nicht, denn der Rittmeister verstand keinen Scherz, Martin Stubenrauch wußte dies aus bitterer Erfahrung. Es blieb dem armen Mann nur ein Trost, nämlich der, daß anderthalb Jahre seiner Dienstzeit bereits verstrichen waren, und daß die zweite Hälfte auch vorübergehen werde. Dann ging's nach Hause, er wurde wieder, was er früher gewesen war: Pferdeknecht im Posthaus. Die Kinder des Postmeisters besaßen keinen Korbwagen und brauchten infolge dessen nicht spazieren gefahren zu werden.



Da trat ein Ereigniß ein, welches für Stubenrauch von den fürchterlichsten Folgen begleitet war. Der Korpskommandant, General v. M., hatte ein Offiziers-Scheibenschießen anbefohlen, und es sollte nach Beendigung des dienstlichen Theiles sich ein kleines Tanzkränzchen im Schützenhause anschließen. Mit sehr getheilter Freude sahen die Offiziere dem Scheibenschießen entgegen; die Kavalleristen sind keine Freunde des Schießens, waren es damals noch viel weniger, als heute, die Vorschrift verlangt jedoch, daß alljährlich von jedem Offizier, gleichgiltig welcher Waffengattung er angehört, eine gewisse Anzahl von Schüssen abgegeben werden müsse, und so fand man sich mit mehr oder weniger guter Laune in das Unvermeidliche. Der General wollte sich am Pistolenschießen persönlich betheiligen, und so wurde in der Offiziersversammlung beschlossen, eine Ehrenscheibe zu spenden, Rittmeister v. Verben, der als vortrefflicher Zeichner galt, wurde beauftragt, im Wege der „inneren Wirthschaft“ die Ehrenscheibe anzufertigen.

Mit Zuhilfenahme von verschiedenen Bilderbogen gelang die Scheibe auch vortrefflich, sie wurde nur etwas zu spät fertig. Das Schießen war für fünf Uhr Nachmittags angesagt, und um zwei Uhr war die Scheibe noch nicht lackirt. Martin wurde daher zu einem Zimmermaler gesandt, um einen möglichst zähen, rasch trocknenden Lack zu holen, und kehrte alsbald schweißtriefend mit einem gewaltigen Topf der begehrten Waare und einem breiten Pinsel zurück. Der Rittmeister ließ den Eßtisch abräumen, eine alte, zerrissene Pferdebedecke wurde darüber gebreitet, die Kinder drängten sich heran und sahen dem Papa mit erstaunten Blicken zu, wie er mit gewandter Hand den dicken Lack über die Scheibe strich. Zwei Ordonnanzen nahmen das fertige Kunstwerk in Empfang und trugen es mit der äußersten Vorsicht nach der Schießstätte.

Das Alles hatte Zeit in Anspruch genommen, die Herrschaften fanden kaum Muße genug, um sich anzukleiden. Die Baronin wurde mit ihrer Toilette wie gewöhnlich nicht fertig, hatte noch hundert Kleinigkeiten anzuordnen, der Rittmeister trieb wetternd zur Eile, denn ihn rief der Dienst, Martin stand mit Mänteln und Shawls bepackt vor der Thüre, der Wagen wartete auf der Straße. Endlich wurden die Herrschaften mobil, die Baronin, schon im Wagen sitzend, trug Martin noch die gewissenhafteste Ueberwachung der Kinder auf; besonders auf Lisi solle er sehen, die sei gar zu lebhaft und habe stets allerlei seltsame Einfälle. Die Köchin möge die Kinder längstens um sieben Uhr zu Bett bringen.

Dann zogen die Pferde an, der Wagen rollte davon und machte den weiteren Auseinandersetzungen der Dame des Hauses ein Ende.

Martin hatte Alles in vorschriftsmäßiger Haltung angehört und nur zeitweise ein energisches „sehr wohl!“ dazwischen geworfen. Als der Wagen um die Ecke bog, athmete er tief auf und begab sich in's Haus zurück; die Köchin stand in der geöffneten Rüchenthüre und rief ihn herein.

„Ich habe den Kindern eine Handvoll Mandeln und Rosinen gegeben,“ sagte sie. „Die spielen jetzt Kochen, und da haben wir eine halbe Stunde Ruhe. Setz Dich her, Martin, und laß uns ein wenig plauschen, wir sind ja immer angespannt, wie die Sklaven. Wenn mir die Baronin den Lohn nicht aufbessert, so kündige ich und gehe!“

„Ja, Marie, Du hast es leicht,“ seufzte Martin. „Ich muß noch anderthalb Jahre dienen, ich kann nicht gehen wie Du! Aber das weiß ich: Bursche werde ich ein zweites Mal nicht wieder, lieber von früh bis Abend Pferde putzen und Ställe auskehren, als auf diese Rangen Acht geben.“

„Ach was!“ entgegnete die resolute Marie, „Du nimmst den Dienst viel zu gewissenhaft. Wenn die Herrschaft Kinder hat, so soll sie selber darauf schauen. Unsere Baronin macht sich's gar zu bequem, schläft alle Tage bis neun Uhr, und wenn wir mit dem Aufräumen der Zimmer nicht fertig werden, schimpft sie uns faul und nachlässig. Sie sollte es nur 'mal selber probiren!“

Die Köchin hatte inzwischen Martin ein Glas Wein eingeschenkt und eine Cigarre vorgelegt. Stubenrauch trank einen Schluck, zündete das duftende Kraut an, und eine unendliche Behaglichkeit überkam ihn.

„Es ist ganz merkwürdig,“ nahm die Köchin wieder das Wort, „daß die Kinder sofort artig und brav werden, wenn die Herrschaft aus dem Hause ist. Man kann da am besten sehen, daß nur unsere Gnädige Alles rebellisch macht. Seit einer halben Stunde hört man von den Kindern gar nichts, es ist, als ob wir ganz allein zu Hause wären.“

„Ich werde doch hinüber gehen und schauen, was die Kinder machen,“ entgegnete Martin etwas ängstlich.

„Das thu' nur ja nicht. Wenn Du jetzt hinüber gehst, dann ist es aus, dann wollen sie nicht mehr kochen, sondern wieder Reitschule spielen, und wir haben bis zum Schlafengehen keinen ruhigen Augenblick mehr.“

Martin ließ sich zum Verbleiben bestimmen, er sah ein, daß die Köchin Recht hatte, und rauchte in aller Gemüthsruhe seine Cigarre zu Ende.

So war eine recht angenehme Stunde verstrichen. Martin hatte von seiner Heimath erzählt, und Köchin Marie schmiedete Zukunftspläne. Da es schon etwas zu dunkeln begann, so ging Marie in's Zimmer hinüber, um die Lampe zu holen.

Raum öffneten sie die Thüre, so stieß sie einen lauten Schrei aus. Martin war wie der Blix an ihrer Seite;

ihm versagte bei dem entsetzlichen Anblick, der sich ihm bot, die Stimme gänzlich.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ jammerte die Köchin, „was haben diese Unglücksfinder angestellt! Das ist ja zum Verzweifeln; ich packe meine Sachen und gehe, denn wenn der gnädige Herr das sieht, schlägt er uns todt.“

Martin war starr.  
Die siebenjährige



Else hatte ihre Geschwister der Größe nach aufgestellt, sich des noch immer auf dem Tische stehenden Lackes bemächtigt und die Kleinen der Reihe nach mit größter Sorgfalt lackirt.

Da standen sie nun mit vergnügten Gesichtern, braun wie die Mulatten und glänzend wie das Riemenzeug in des Rittmeisters Sattelkammer. Die langen blonden Locken, die den Kindern bis auf die Schultern herabfielen und auf welche die Baronin so stolz war, hatten sich zu Hobelspänen verdichtet, Nasenlöcher, Mund und Ohren waren verstopft, die Kinder konnten nicht einmal schreien.

Martin war es bei diesem Anblick, als seien alle Lebensgeister aus ihm entwichen. Hatte die Baronin nicht ausdrücklich befohlen, die Kinder keinen Augenblick außer Augen zu lassen? Wie sollte er dieses Versäumniß entschuldigen! An der Köchin Marie fand er keine Stütze, die sagte fortwährend: „Ich gehe.“ Sie hatte offenbar den Kopf vollständig verloren.

Die kleine Else aber lachte aus vollem Halse und wollte mit aller Gewalt auch noch den Martin lachiren. Dem aber war nichts weniger als lächerlich zu Muth, er sah sich bereits auf der Festung, mit schweren Ketten belastet, zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Die Köchin hatte ihre Fassung endlich wiedergewonnen; für sie gab's keinen Kerker, außerdem war ihr ja auch nicht aufgetragen worden, auf die Kinder zu sehen, das war Martin's Sache. Uebrigens brauchte die Schlacht noch nicht verloren gegeben zu werden, mit warmem Wasser und einer guten Sandseife ging der Unglücksack vielleicht doch herunter.

Die Kinder wurden also in die Küche geführt und dort mit Sandseife und warmem Wasser behandelt, der Lack aber spottete jeder Anstrengung; dazu fingen jetzt die Kinder entsetzlich zu schreien an, die Nachbarn des Hauses sandten herüber und ließen fragen, was für ein Unglück sich in der Wohnung des Wittmeisters zugetragen habe, und Martin und Marie verloren auf's Neue den Muth.

„Martin,“ fuhr die Köchin den unglücklichen Burschen an, „stehe hier nicht herum wie ein Holzkloß, schaue, daß Du in die Apotheke kommst, dort sollen sie Dir etwas geben, womit wir den Lack herunter kriegen.“

Martin stob, so rasch es ihm seine schweren Stiefel erlaubten, von dannen. Auf der Gasse begegnete er dem Kurfschmied,\*) diesen Mann schien ihm ein Engel des

---

\*) Frühere Bezeichnung für den Nosarzt bei der Kavallerie.

Himmels zu schicken! In ganz verworrener Weise erzählte er ihm das stattgehabte Unglück, und obwohl Herr Mühlbacher sehr energisch protestirte und mit aller Gewalt in's Kaffeehaus gehen wollte, gelang es den Bitten Martin's doch, ihn endlich zu bewegen, daß er sich wenigstens dazu entschloß, die lackirten Kinder anzusehen.

Leider wußte Kurschmied Mühlbacher auch keine Hilfe. Er erkannte wohl, daß der Lack von ganz vorzüglicher Qualität sei, Tamarfirniß, welcher jeder Feuchtigkeit widersteht; aber nachdem er sich über die chemische Zusammensetzung dieses Lacks in gelehrter Weise geäußert hatte und betonte, welche vortrefflichen Dienste derselbe bei Stallanstrichen leiste, empfahl er sich wieder und ließ Köchin und Burschen in vollkommener Rathlosigkeit zurück.

Martin überlegte, ob es nicht das Gescheidteste wäre, sogleich in's Wasser zu springen; dann bedachte er wieder, daß dieses letzte Mittel ihm ja immer noch offen stehe, vorher wollte er noch zum Regimentsarzt laufen. Die armen Kinder athmeten bereits schwer und schnausten bedenklich; Martin war überzeugt, daß sie rettungslos dem Tode verfallen seien.

Den Doktor traf er nach längerem Herumsuchen im „Café National“, wo er eifrig Tarock spielte, da er beim Scheibenschießen nicht mitzuwirken brauchte. Die Störung im Kartenspiel kam ihm sehr unerwünscht, Martin fand in seiner Herzensangst es ungeheuer roh, daß die Herren im Kaffeehaus über das stattgehabte Unglück so laut und herzlich lachten. Der Regimentsarzt ging aber dann wenigstens mit.

Nach der ersten oberflächlichen Untersuchung mußte Martin zum Barbier laufen und diesen mit dem nöthigen Handwerkszeug in die Wohnung führen. Der Barbier schnitt auf Befehl des Arztes den Kindern vorerst die Locken kurz ab, da der Haarboden aber ebenfalls vom Lack

gelitten hatte, so wurden die Köpfe eingeseift und mit dem Rasiermesser auch die letzte Spur der Haare vertilgt, so daß die Köpfe aussahen wie Billardbälle. Mit Vorsicht reinigte der Regimentsarzt sodann Nase, Mund und Augen der Kleinen. „Das Uebrige,“ bemerkte er lakonisch, „muß die Zeit thun. Zwei bis drei Monate kann's immerhin dauern, bis die Haare wieder gewachsen und der Lack vom Gesicht herunter ist.“

Damit entfernte er sich.

## 2.

Auf dem Schießplatz war der dienstliche Theil wie gewöhnlich verlaufen. Die Herren hatten mit dem Armeerevolver geschossen und nichts getroffen, woran selbstverständlich nur die Waffe die Schuld trug. Der General hatte mit gezogenen Scheibenpistolen, die für seinen Gebrauch eigens nach dem Schießplatz gebracht worden waren, zweimal das Centrum getroffen. Allgemein wurde der sichere Blick und die ruhige Hand Seiner Excellenz bewundert, des Rittmeisters Ehrenscheibe fand lebhaftere Anerkennung, und als endlich der Hornist das Signal „Feuer einstellen“ blies, da war man allgemein darüber einig, daß der erste, der dienstliche Theil vortrefflich gelungen sei. Für das Gelingen des zweiten Theiles bangte Niemandem.

Die große, etwas öde Schießhalle wurde durch Hinzugräumen der Tische und Bänke in einen Tanzsaal verwandelt; die Militärmusik spielte zu einer Polonaise auf. Seine Excellenz trat zur Baronin Verben und eröffnete mit ihr den Ball. Die anwesenden Damen zischelten zwar untereinander und bemerkten ganz leise, daß es eigentlich am Platze gewesen wäre, mit der Baronin Siebeneichen den Ball zu eröffnen, denn Siebeneichen war der rangsältere Rittmeister, aber was Seine Excellenz that, mußte schließlich als recht und gut anerkannt werden.

Die Baronin strahlte vor Vergnügen; sie war eine sehr schöne Frau und wußte sich mit der den Ungarinnen angeborenen Grazie zu bewegen; sie plauderte mit Seiner Excellenz über die lieben Kinderchen, die sie unter sicherer Obhut zu Hause gelassen hatte, und auch nicht die leiseste Besorgniß trübte ihr glänzendes Auge.

Eben war der Regimentsarzt in den Saal getreten, sein Auge suchte den Rittmeister, dessen etwas länglich gerathene Figur er im Rauchzimmer fand. „Du,“ rief er ihm zu, „ich komme geraden Wegs aus Deiner Wohnung, wo sich ein sehr interessanter Fall zugetragen hat.“

Der Rittmeister erbleichte. „Ist den Kindern etwas geschehen? Ich bitte Dich, spanne mich nicht unnütz auf die Folter!“

„Sei ganz außer Sorge,“ lachte der Regimentsarzt, „den Kindern geht es bereits wieder ganz gut, wenn Du sie vielleicht auch sechs Wochen lang nicht auf die Gasse gehen lassen kannst. Aber Deine Frau mußt Du möglichst schonend vorbereiten.“

Während der Regimentsarzt erzählte, konnte sich der Rittmeister kaum halten. Sein ganzer Zorn ergoß sich auf den Burschen.

„Am besten wäre es,“ bemerkte der Arzt, „Du sagtest Deiner Frau vorläufig gar nichts von der Geschichte, Du würdest ihr damit nur den heutigen Abend verderben. Gefahr ist ja nicht vorhanden, die Kinder schlafen jetzt schon längst. Aussehen thun die armen Würmer allerdings entsetzlich, aber na — das gibt sich mit der Zeit wieder.“

Dem Rittmeister war der Ball gründlich verdorben, seine ahnungslose Frau schwebte am Arme eines flotten Tänzers vorüber, sie warf einen Blick auf ihren Mann und bemerkte sogleich, daß bei ihm etwas nicht richtig sei. Er hatte die buschigen Brauen finster zusammengezogen und sah furchtbar gereizt aus.



Nach der beendeten Tour suchte die Baronin alsbald ihren Mann auf. „Es ist Dir gewiß etwas sehr Unangenehmes geschehen,“ sprach sie ihn an. „Ist es etwa eine Dienstsache?“

„Nein, Elise,“ entgegnete finster der Rittmeister. „Man hat mir eben ein grobes Vergehen unseres Burschen gemeldet, ich werde den Martin drei Tage krumm schließen lassen, so lange, bis er alle Engel im Himmel pfeifen hört.“

„Der arme Martin!“ entgegnete die Baronin. „Es thut mir leid um ihn, er ist ein gar so guter Kerl!“

„Ich bitte Dich, Elise, nimm nicht seine Partei, Du wirst, sobald Du nach Hause kommst, über den guten Martin ganz anders denken!“

Diese Bemerkung machte die Baronin stuhlig. „Es ist doch nicht etwa zu Hause etwas geschehen?“ rief sie. „Ich bitte Dich, Karl, erzähle mir Alles! Meine Ruhe ist jetzt doch vorüber — ich fahre sofort nach Hause.“

Jetzt hielt es der Rittmeister für das Beste, Alles zu erzählen. Die Baronin glaubte, es müsse sie der Schlag treffen. Ihre lieben Kinder lacht durch eine Pflichtvergessenheit des Martin, jenes Menschen, dem man nur Wohlthaten erwiesen hatte! Das war zuviel, auch die Baronin war jetzt für die Anwendung der härtesten Strafen. Wäre Martin zum Erschießen verurtheilt worden, sie hätte es in diesem Augenblick ganz begreiflich gefunden.

„Leider, lieber Karl, kannst Du diesen Unmenschen nicht gleich vom Fleck weg in den Arrest schicken,“ sagte sie, nachdem sie die Sprache wieder erlangt hatte, bedauernd. „Wir haben morgen Abend Gäste, Hauptmann Seidl und Lieutenant Pittersdorff sind angesagt, Martin muß bedienen, alle Gänge vorher besorgen und dann Marie das Geschirr abwaschen helfen. Aber Montag in aller Frühe kannst Du ihn einsperren. Er soll Zeit haben, über seine bodenlose Schlechtigkeit nachzudenken!“

Der armen Baronin machte der Ball, auf welchen sie sich so sehr gefreut hatte, kein Vergnügen mehr, es drängte sie nach Hause, und es bedurfte von ihrer Seite keiner sonderlichen Ueberredungskunst, auch den Rittmeister zur Heimkehr zu bestimmen.

Marie und Martin hörten den Wagen über das Pflaster rollen und am Hause halten. An der Art und Weise, wie der Rittmeister an der Glocke riß, konnten sie erkennen, daß der schreckliche Augenblick gekommen sei, und daß sie keine Gnade zu erwarten hatten.

Die Baronin war bei dem Anblick ihrer lieben Kinder einer Ohnmacht nahe. Das sollten ihre kleinen blonden Engel sein! Sie sahen aus wie die Kalmücken; nein, ein solcher konnte neben diesen orange gelben Gesichtern mit den blendendweißen, haarlosen Schädeln noch als ein Adonis gelten. Die Arme weinte in stummer Verzweiflung, dafür fand der Rittmeister um so rascher die Sprache. Allerdings war seine Ausdrucksform anfänglich mehr eine Geberden- oder Zeichensprache, denn seine Hand flog dem armen Martin rechts und links in's Gesicht. Der Unglückliche zuckte mit keiner Wimper, dafür fingen die Kinder entsetzlich an zu schreien und zu heulen.

„Weißt Du!“ donnerte der Rittmeister den Burschen an, „daß ich das Recht hätte, Dich vor ein Kriegsgericht zu bringen? So lange das Regiment existirt, ist ein solcher Fall von grober Pflichtverletzung noch nicht vorgekommen!“

Der Rittmeister schnallte sich den Säbel ab und warf ihn in eine Ecke, wo derselbe klirrend zu Boden fiel. Martin wollte ihn aufheben.

„Stehen bleiben, wenn ich mit Dir spreche!“ fuhr ihn der Rittmeister an. „Man sieht, daß Dir jeder Funke von militärischer Disziplin abhanden gekommen ist. Aber ich werde das nachholen, an mich sollst Du noch denken! Ich werde Dich so lange kurzgeschlossen im Dunkelarrest

einsperren, bis den bedauernswerthen Kindern die Haare wieder vollständig nachgewachsen sind. Montag früh um fünf Uhr wirst Du Deine Strafe antreten!"

Dem armen Martin drehte sich der Kopf, jetzt bedauerte er, nicht sogleich in's Wasser gesprungen zu sein. Bis die Haare völlig wieder nachgewachsen waren, das mochte wohl ein halbes Jahr dauern. Und so lange sollte er im Finstern verbringen, kurz geschlossen, keine Pfeife rauchen, auf einer hölzernen Britsche schlafen, nichts als Wasser und Brod bekommen — nein, das war zu viel, da lieber in's Wasser springen!

Dem Rittmeister seinerseits war es natürlich nicht Ernst mit seiner Drohung, aber die Hölle wollte er dem pflichtvergessenen Burschen heiß machen, und das gelang ihm auch vollständig.

Martin war gänzlich gebrochen, er schlich sich in die Küche und klagte dort Marien sein Leid. Diese, die sich mittlerweile vollständig gesammelt hatte, hörte ihn mit überlegener Ruhe an. „Weißt Du, Martin,“ nahm sie das Wort, „Du darfst nicht verzweifeln, nicht gleich vom Selbstmord reden. Es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird. Die Herrschaft kann nicht den ersten besten Mann aus der Schwadron zum Burschen gebrauchen, Du bist doch schon abgerichtet und hast die Kinder gern, darauf gibt die Baronin ungeheuer viel. So lange, als wie Du glaubst, kann Dich der Herr gar nicht einsperren, wer soll denn die vielen Stiefel putzen, wer soll alle die Wege machen, wer soll die Zimmerböden wischen? — Ich nicht! Also sei nur ganz getrost, Martin, es wird nicht so schlimm werden. Ich habe der Gnädigen gekündigt und gesagt, daß ich morgen Nachmittag Ausgang haben müsse, um mir einen neuen Platz zu suchen. Hättest Du nur gesehen, wie sie erschrocken ist! Morgen Abend sind Gäste bei uns, da ist die Baronin ohne uns einfach verloren! So hat sie

nich noch recht schön gebeten, daß ich bleiben möge, von den lachirten Kindern war gar nicht mehr die Rede. Also nur Muth!"

Martin wurde durch diese verständige Rede ein wenig getröstet. Ach, hätte er doch auch kündigen können, wie Marie! Er diente ja schon anderthalb Jahre, und es kam oft genug vor, daß Leute mit dieser Dienstzeit in die Heimath beurlaubt wurden. Hätte er noch bei der Schwadron gestanden, er hätte sofort gebeten, ebenfalls den Glücklichen sich anschließen zu dürfen, die gerade jetzt abreisen durften, da neue Mannschaft ausgehoben worden war. Ja, wäre er nur wieder bei der Schwadron! Das Burschenthum hatte er gründlich satt, durch das heutige Unglück war ihm dieser Dienst für immer verleidet.

## 3.

Das Scheibenschießen mit dem für den Rittmeister so tragischen Ausgang fand an einem Samstag statt, für den kommenden Tag, den Sonntag, hatte die Baronin Abends Gäste geladen. Schon eine Woche vorher waren in der Geflügelhandlung zwei fette, zarte Gänse bestellt worden; um drei Uhr Nachmittags begann die Baronin mit dem Decken der Tafel, die Köchin hatte in der Küche alle Hände voll zu thun, die konnte nicht zu dieser Arbeit herangezogen werden, also mußte Martin helfen, der sich zwar alle erdenkliche Mühe gab, der Dame aber trotzdem nichts recht machen konnte. Immer fielen ihr die lachirten Kinder ein.

Um sechs Uhr wurde Martin nach den Gänsen geschickt, die Baronin schärfte ihm ein, sobald als möglich zurückzukehren. Er nahm seine Mütze und schlug den Weg zum Geflügelhändler ein. Die beiden prächtigen Gänse waren bereit; der Händler verpackte dieselben in Papier — welches natürlich viel zu kurz war, so daß die appetitliche Waare

rechts und links herausfah — und so trat Martin den Heimweg an.

Als er mit den Gänsen unter dem Arm trübsinnig



dahinwanderte, begegnete er dem Dragoner Weigl. Dieser blieb stehen und sprach ihn an.

„He, Stubenrauch, bei euch lebt man wohl wie die Götter? Unfereiner hat jahraus, jahrein nichts Anderes

als Erbsen, Linsen und zähes Rindsfleisch, und Du ißest Dich an Gänsebraten satt. Wenn ich mir nur einmal im Leben so etwas vergönnen könnte!"

"Ach," entgegnete Martin wehmüthig, "mir ist der Appetit nach einem solchen Braten ganz vergangen. Weigl, ich beneide Dich, Du weißt nicht, wie gut Du es hast bei der Schwadron."

"Ich finde nichts Beneidenswerthes an meiner Existenz," versetzte der Dragoner. "Die Schinderei geht den ganzen Tag."

"Aber Du hast wenigstens Ruhe, sobald der Dienst vorüber ist. Um neun Uhr Abends kannst Du schlafen, da hat nicht einmal der Rittmeister ein Recht, Dich aufzuwecken. Gott, Weigl, welches beneidenswerthe Dasein führst Du! Ich habe Tag und Nacht nicht Ruhe und morgen in aller Frühe bekomme ich gar Dunkelarrest auf unbestimmte Dauer. Ich möchte am liebsten in's Wasser springen!"

"Pfui, schäme Dich," entgegnete Weigl, "was ein Kavallerist ist, geht nicht in's Wasser, so etwas unternimmt eine Nähmamsell oder aber Einer von der Infanterie. Was hat's denn übrigens gegeben, erzähle mir einmal die Sache."

Und Martin erzählte. Weigl, der sich in dieser Sache als Richter fühlte, war von der Unschuld seines Kameraden vollkommen überzeugt.

"Martin," sagte er, "Du bist unschuldig, das ist klar wie der Tag, und nun sollst Du eine Strafe erleiden, die nur für die allergrößten Verbrechen vorgeschrieben ist? Ich wüßte schon, was ich an Deiner Stelle thäte. Ich würde, wenn ich denn schon einmal unschuldig abgestraft werden soll, dafür sorgen, die Strafe wenigstens auch zu verdienen."

Martin schüttelte mit dem Kopf. "Das geht nicht,"

sagte er, „ich wüßte auch nicht, wie ich das anstellen sollte. Heute Abend sind zwei Offiziere beim Herrn Rittmeister, und morgen früh, nachdem ich Alles gepuht und in Ordnung gebracht habe, muß ich mich zum Antritt der Strafe melden; ich hätte nicht einmal mehr Zeit, etwas Ordentliches anzustellen.“

„Das würde sich finden,“ entgegnete Weigl lachend. „Du brauchtest zum Beispiel blos die gebratene Gans auf die Frau Rittmeister fallen zu lassen, wenn Du bei Tisch bedienst. Aber Du bist nicht der Mann zu so einer That; durch Deine jetzige Beschäftigung als Kindsfrau hast Du alle Schneid verloren, Du bist ein altes Weib geworden.“

„Ja, es ist wahr,“ seufzte Martin. „Es ist auch mein einziger Wunsch, wieder zur Schwadron zurückzukommen, wenn ich nur wüßte, wie ich das anstellen könnte.“

„Nichts einfacher als das! Du mußt eben etwas begehren, was den Rittmeister vollständig toll vor Zorn macht, so daß er Dich davon jagt. Dann kommst Du wieder zur Schwadron zurück, denn in's Ministerium werden sie Dich kaum berufen. Ist es Dir wirklich Ernst, so thu das sofort, härter bestraft kannst Du ohnehin nicht werden.“

Martin wurde nachdenklich. Weigl hatte Erfahrung, Martin hatte die geistige Ueberlegenheit seines Freundes stets anerkannt. Vielleicht war es das Beste, ihm zu folgen.

In Martin dämmerte ein großer Entschluß auf. Ja, er wollte ein Mann und Held sein, und den angedrohten Dunkelarrest durch eine kühne That verdienen, die ihm zugleich die Hoffnung gewährte, daß man ihn wieder zur Schwadron versetzen würde.

„Ich gehe nicht mehr nach Hause,“ sagte er plötzlich, den Kopf zurückwerfend. „Ich gehe in die Kaserne und warte dort das Weitere ab. Wenn ich nur wüßte, was ich mit den dummen Gänsen anfangen soll, ich glaube,

daß ich am gescheidtesten thue, wenn ich sie einfach wegwerfe, ich kann dann immer noch sagen, daß ich sie unterwegs verloren habe.“

„Na, das würde Dir der Rittmeister wohl kaum glauben, aber wie kann man nur auf so dumme Gedanken kommen und vom Wegwerfen einer solchen Gottesgabe sprechen! Der bloße Gedanke daran ist ja schon ein Verbrechen. Weißt Du was, wir gehen miteinander in die Kaserne und lassen uns in der Kantine eine Gans braten, für die andere soll uns die Kantinenwirthin ein paar Flaschen Wein geben. Das ist doch ein Streich, der noch etwas einbringt. Also vorwärts!“

Martin stimmte in seiner Verzweiflung zu, und beide Dragoner wanderten nach der Kaserne, die ziemlich weit außerhalb der Stadt lag. Da Sonntag war, so war die Gegend ganz menschenleer, und die beiden Soldaten gelangten unangefochten in die Kaserne. Zwei Freiwillige standen unter dem Thor und langweilten sich entsetzlich, sie hatten Beide Stalldienst, und es ist schon einmal so eingerichtet, daß der sonntägliche Stalldienst stets Freiwillige trifft. Die beiden jungen Herren kümmerten sich nicht weiter um Martin und seinen Freund, ein Zufall aber wollte es, daß gerade der Wachtmeister Kollert über den Hof ging. Dieser bemerkte sofort die beiden Packete, welche Martin trug, und rief ihn zu sich.

„Was ist denn mit diesen Gänsen?“

Martin schnürte es die Kehle zu, er konnte kein Wort hervorbringen. Da half ihm Weigl aus der Verlegenheit, der rasch hinzutrat und auf die Gefahr hin, von dem Wachtmeister gründlich zurechtgewiesen zu werden, sich in's Gespräch mischte.

„Stubenrauch hat mir erzählt“ — damit entlastete er sich und schob zugleich die ganze Schuld auf den armen Martin — „Stubenrauch hat mir erzählt, daß ihm seine



Mutter zum Geburtstag die beiden Gänse geschickt habe. Eine davon wollen wir uns in der Kantine braten lassen."

"So, so," schmunzelte der Wachtmeister, dem der Mund bereits nach dem saftigen Braten wässerte, „das nenne ich eine brave Mutter, die Gänse sehen ja äußerst appetitlich aus.“ Damit befühlte er mit Kennermiene die fetten, runden Leiber.

Obwohl dem armen Martin das Herz zum Zerspringen klopfte, so faßte er doch einen heldenmüthigen Entschluß. Mit stotternder Stimme bat er den Herrn Wachtmeister, an dem Gansessen theilzunehmen.

Der Wachtmeister nickte gnädig und sagte, Martin möge vorläufig die beiden Gänse — er betonte das Wort beide ganz besonders — bei Mutter Wild braten lassen. Wenn es seine Zeit erlaube, so werde er später auf einen Sprung in die Kantine kommen.

Der Wachtmeister war ein schlauer Mann. Er fand, daß zu dem Gansbraten durchaus ein Tropfen guten Weines und einige feine Cigarren nöthig seien. Er trat daher zu den beiden Freiwilligen und zeichnete sie durch eine Ansprache aus.

„Sehr langweilig so ein Stalldienst an einem Sonntag, nicht wahr, meine Herren?“

„Es muß eben auch ertragen werden,“ entgegnete der Eine. „Wenn nur die Verpflegung, die man hier findet, etwas besser wäre; wir haben schon unseren Putzkameraden in die Stadt geschickt, daß er uns etwas Ordentliches besorge, es verträgt nicht Jeder die Kost, die Mutter Wild in der Kantine bereitet.“

„Das wird heute besser werden,“ entgegnete der Wachtmeister. „Der Dragoner Stubenrauch hat von seiner Mutter zwei fette Gänse erhalten, dieselben schmoren bereits in der Pfanne, wenn die Herren eine gute Flasche Wein mitbringen, so sind sie höflichst zur Tafel eingeladen.“

Die beiden Freiwilligen ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie machten gemeinsam mit dem Wachtmeister nochmals die Runde durch die Ställe und fanden Alles in schönster Ordnung. Alle Stände waren belegt, nur die beiden Zucker des Herrn Obersten waren noch nicht im Hause; der Regimentskommandant hatte die beiden Pferde erst kürzlich gekauft und war heute zum ersten Male mit ihnen ausgefahren.

In der Kantine fanden sie Martin und seinen Freund bereits am Tische sitzen, Jeder hatte einen irdenen Teller und eisernes Gßzeug vor sich. Als Mutter Wild der neuen Gäste ansichtig wurde, breitete sie dort, wo sich die Freiwilligen niederließen, eine Serviette von zweifelhafter Reinheit aus, die beiden Dragoner begnügten sich mit der hölzernen Tischplatte, die auch nicht viel schmutziger war als die Serviette. Die beiden Freiwilligen bestellten zwei Flaschen Wein und fünf Gläser, der Wachtmeister — um doch auch etwas zu dem Feste beizutragen — entforckte die Flaschen und schenkte die Gläser voll. Und nicht lange dauerte es mehr, so trug Mutter Wild auf einer irdenen Schüssel eine goldbraun gebratene Gans auf.

„Die Herren wollen schon entschuldigen, daß ich nicht beide auf einmal bringe,“ sagte sie. „In einer halben Stunde ist auch die andere Gans gebraten, bis dahin werden die Herren mit der ersten gerade fertig sein.“

Da Niemand eine Einwendung gegen diese Bemerkung machte, aller Augen vielmehr auf den Braten gerichtet waren, so zog sich Frau Wild wieder hinter den Holzverschlag zurück, wo sie gewöhnlich zu sitzen und Strümpfe zu stricken pflegte.

Der Wachtmeister zerlegte die Gans. Die beiden Freiwilligen erhielten die Rückenstücke, Martin und Weigl je eine Keule, die Brust behielt der Wachtmeister für sich. Das Gespräch verstummte, Alle aßen mit Eifer darauf los.



Diese gastronomische Idylle wurde plötzlich in ganz unerhörter Weise gestört. Es öffnete sich nämlich die Thüre,

und der Oberst des Regimentes trat ein. Wie elektrisirt flog die Tafelrunde von ihrem Sitze auf. Martin hörte das Herz zu schlagen auf, er wurde leichensahl, denn er glaubte nicht anders, als daß der Oberst seinetwegen komme. Die Anderen, die ein besseres Gewissen hatten, zerbrachen sich vergeblich die Köpfe, welche Ursache den so unnahbaren hohen Herrn in die Kantine führen möge.

Die Lösung des Räthsels war eine sehr einfache. Der Oberst war von seiner etwas anstrengenden Spazierfahrt spät in die Kaserne gekommen. Die Pferde, die zum ersten Male nebeneinander im Wagen gingen, hatten nicht immer parirt, er war weiter in's Land gefahren, als er ursprünglich wollte, und da er endlich mit den dampfenden Pferden zum Stalle kam, fühlte er einen sehr lebhaften Hunger. In die Stadt war der Weg ziemlich weit, in ein Gasthaus zweiten Ranges, wie solche genug in der Umgebung anzutreffen waren, konnte der Oberst nicht gut gehen; so war er im Begriff, nachzusehen, ob sich vielleicht in der Kantine etwas Genießbares vorfinde.

Mutter Wild war außer sich über die ihrem Lokale widerfahrne Ehre, schoß in dem Zimmer wie eine aufgestörte Hummel herum, räumte dort Gläser, hier Eßzeug ab, schob einen Stuhl in diese, den anderen in jene Ecke, kurz, hatte den Kopf vollständig verloren.

Der Wachtmeister gab den beiden Dragonern einen Wink; diese hoben ihren Tisch auf und wollten ihn vor die Thüre tragen, damit der Herr Oberst nicht genöthigt sei, mit den gemeinen Soldaten in einem Zimmer zu speisen. Der Herr Oberst geruhete jedoch abzuwinken, er befahl den Soldaten, den Tisch zu lassen, wo er stehe.

Mutter Wild hatte sich mittlerweile gesammelt, ein blüthenweißes Tischtuch auf den zweiten Tisch ausgebreitet und wenige Minuten später erschien sie mit der zweiten gebratenen Gans, die lieblich duftete, und deren freund-

licher Anblick den hungernden Obersten wesentlich zu erheitern schien.

Sie setzte dieses Prachtstück auf den Tisch, knirzte tief und sagte: „Wollen der gnädige Herr sich nur gütigst herabschneiden, was Ihnen beliebt. Die Gänse bekam der Dragoner Stubenrauch von seiner Mutter zum Geschenk, sie hat, wie ich hörte, eine Mühle auf dem Lande, und bei Müllern gedeihen diese Thiere vorzüglich. Ich wünsche dem Herrn Obersten einen guten Appetit.“

Der Oberst schnitt sich ein saftiges Bruststück herab und hieb ein. Seit seinen Lieutenantszeiten hatte ihm ein Abendessen nie mehr so gut geschmeckt.

Im Hause des Rittmeisters war die Situation weitaus ernster, als in der Kantine. „Wo nur der Martin mit den Gänsen bleiben mag,“ frug die Köchin ein über das andere Mal. „Nach meiner Berechnung könnte er schon längst zu Hause sein!“

„Allerdings könnte er schon da sein,“ entgegnete mißmuthig die Hausfrau. „Wenn die Gänse nicht längstens um sechs Uhr in der Röhre sind, so werden sie nicht mehr gar. Aber der Martin muß jeden Augenblick erscheinen, ich kann nicht glauben, daß ihn der Geflügelhändler so lange aufhält.“

Endlich läutete es draußen. Das konnte nur Martin mit den Gänsen sein, er sollte wegen dieser Verspätung mit einem ordentlichen Sturm empfangen werden. Es war aber nicht Martin, sondern Hauptmann Seidl, der freundlich lächelnd eintrat, ihm folgte auf dem Fuße der Lieutenant v. Bittersdorff. Nun wurde guter Rath theuer, die Herrschaften waren im Salon versammelt, die Tafel war zierlich und elegant gedeckt — der Braten fehlte!

Die arme Baronin wollte gar nicht im Salon er-

scheinen, sie war beständig in der Küche, obwohl sie dort nichts zu thun hatte; stets horchte sie in das Vorzimmer hinaus, sie glaubte, Martin müsse mit den Gänsen noch erscheinen. Aber selbst wenn er noch gekommen wäre, es wäre doch schon zu spät gewesen. Weder der Baronin stummer Jammer, noch des Rittmeisters Toben half hier. Im Salon verstummte nach und nach das Geplauder, es wurde stiller und stiller. Alles wartete auf das Zeichen zum Abendessen.

Die Köchin kam endlich auf den glücklichen Gedanken, in's nächste Gasthaus zu gehen und dort einen Braten zu nehmen. Man konnte also endlich zu Tische gehen. Obwohl der Rittmeister und seine Frau sich alle erdenkliche Mühe gaben, heiter zu erscheinen, so vermochten sie doch nicht die gedrückte Stimmung zu bannen, die sich der Gesellschaft bemächtigt hatte. Die Köchin erschien mit dem Braten, die Baronin athmete auf, wurde aber gleich wieder sehr ernst, denn der von blauen Sehnen durchzogene Kalbsbraten, der in einer dünnen gelben Brühe melancholisch herumschwamm, war wenig erheiternd anzuschauen.

Hauptmann Seidl, ein Feinschmecker, warf seinem Freunde einen trüben Blick zu und fischte sich heroisch ein Stück des verdächtigen Kalbsbratens aus der Schüssel.

Nun konnte der Rittmeister nicht mehr an sich halten. „Ihr müßt schon verzeihen,“ sagte er, „daß ihr heute in unserem Hause eine solche Bewirthung findet. Meine arme Frau ist unschuldig daran. Ich habe für den heutigen Abend ein Paar schöner, junger Gänse bestellt, und meinen Burschen rechtzeitig darnach hingeschickt. Bis zur Stunde ist aber Martin noch nicht zurückgekehrt.“

„Ich fürchte,“ nahm die Baronin das Wort, „daß er sich etwas angethan hat. Das gestrige Unglück mit unseren Kindern, an welchem Martin die Schuld trägt, ist stadtbekannt geworden, von allen Seiten bekomme ich theil-

nehmende Nachfragen nach dem Befinden der armen Kleinen, allerorts ist man über den Leichtsin und über die Gewissenlosigkeit des Burschen entrüstet. Mein Mann war entschlossen, den pflichtvergessenen Menschen streng zu bestrafen, vielleicht hat ihn die Furcht zu einer unüberlegten Handlung veranlaßt."

"Ich meinerseits glaube nicht an einen so heroischen Entschluß des Stubenrauch," entgegnete der Rittmeister. "Ich kenne den Mann als einen sehr gutmüthigen, dabei für das eigene Wohl und Wehe sehr besorgten Menschen. Solche Charaktere denken nicht an Selbstmord."

"Uebrigens," warf der Lieutenant ein, "man könnte doch etwas Nachschau halten. Ich werde meinen Burschen auf die Suche senden."

Des Lieutenants Bursche wurde geholt und erschien wenige Minuten später vor seinem Herrn.

"Hast Du den Stubenrauch heute Nachmittag nicht gesehen?" fragte der Lieutenant.

"Sehr wohl, Herr Lieutenant," entgegnete der Mann, "ich habe heute den Martin in Begleitung eines anderen Dragoners nach der Kaserne zu gehen sehen, es war um die Zeit, wo mir Herr Lieutenant befohlen haben, den Hund spazieren zu führen."

"Bist Du Deiner Sache sicher, hast Du Dich auch überzeugt, daß der fragliche Mann der Stubenrauch war?"

"Sehr wohl, Herr Lieutenant. Ich habe den Stubenrauch ganz genau erkannt. In jeder Hand hielt er ein Packet."

"Das waren meine Gänse!" rief die Baronin.

Die Herren sahen einander erstaunt an und fühlten sich sehr erleichtert, Alle waren froh, daß der Dragoner sich nicht erschossen habe oder in's Wasser gesprungen sei; räthselhaft blieb nur, zu welchem Zweck er in die Kaserne und nicht nach Hause gegangen war.

„Ich glaube, es ist am besten,“ sagte der Lieutenant, „ich gehe selbst in die Kaserne und halte dort Nachschau. Finde ich den Martin, woran ich nach der Aussage meines Burschen nicht zweifle, so lasse ich ihn vom Fleck weg in Eisen legen; die weitere Amtshandlung, lieber Rittmeister, wirst Du morgen wohl selbst besorgen.“

Der Lieutenant war aufgestanden und hatte den Säbel umgeschmalkt. „Ich lasse Dich nicht allein gehen,“ sagte der Rittmeister. „Ich gehe mit, ich will mich überzeugen von der Schurkerei dieses Menschen. Wehe, wenn ich ihn finde!“

„Da gehe ich auch mit,“ meinte Hauptmann Seidl. „Ich will dabei sein, wenn der Arm der Gerechtigkeit den Verbrecher erreicht!“

Die drei Herren brachen auf; das Mahl war ohnedem verdorben, die Baronin war schließlich froh, daß die Sache eine solche Lösung gefunden hatte.

Eine eben vorüberrollende leere Droschke brachte die Herren rasch an den Ort ihrer Bestimmung. Sie befahlen dem Kutscher, vor dem Kasernenthor zu warten und traten ein. Der Unteroffizier der Thormache bestätigte auf die Frage des Rittmeisters, daß der Dragoner Stubenrauch vor ungefähr drei Stunden das Kasernenthor passirt habe, er sei jetzt wahrscheinlich mit den beiden Freiwilligen, die heute Stallwache hätten, in der Kantine.

Die Herren sprachen kein Wort, der Rittmeister ging mit zusammengezogenen Augenbrauen gemessenen Schrittes zur Kantine. Er wollte sich nicht aufregen, er bedurfte kalten Blutes, es konnte sonst leicht ein Unglück geben, er durfte sich nicht hinreißen lassen. Also Ruhe, vor Allem Ruhe!

Durch einen niederen Gang, der zur Kantine führte, traten die drei Herren in das Gastzimmer ein. Wieder fuhr die Tafelrunde von ihren Sätzen auf, jetzt wußte



Martin, daß es Ernst, bitterer Ernst werden würde. Schauernd erkannte er den Rittmeister.

Eben wollte der Baron seinem pflichtvergeffenen Burschen vorzutreten befehlen, als er sich angerufen hörte. Er wendete sich um und sah zu seinem maßlosen Erstaunen den Herrn Oberst in höchst eigener Person am Nebentische hinter einer gebratenen Gans sitzen.\*)

„Ah, vortrefflich!“ sagte der Oberst. „Das nenne ich einen glücklichen Zufall, der zweite, der mir heute Abend unverhofft passirt. Wie hätte ich hoffen können, daß ich noch so angenehme Gesellschaft bekommen werde! Wollen die Herren nur Platz nehmen, sie sind freundlichst eingeladen.“

Mutter Wild, die zu träumen glaubte, brachte noch drei Teller, wuschte sie sorgfältig mit der Schürze ab und stellte sie den Offizieren hin. Der Oberst, der wirklich bei prächtiger Laune war, forderte die Herren auf, ohne Weiteres zuzulangen, es sei ein ganz improvisirtes Soldatenmahl, und gerade solche hätten ja ihren eigenen Reiz.

„Welcher glückliche Zufall führt die Herren in die Kantine?“ frug der Oberst.

Der Rittmeister hatte mittlerweile Zeit zur Ueberlegung gehabt. Er konnte doch dem Obersten unmöglich sagen, daß dieser eine gestohlene Gans verspeise. Das hätte dem hohen Vorgesetzten gänzlich die Laune verdorben. Nein, diese Aufklärung war unmöglich, es mußte also irgend eine Ausrede gefunden werden.

„Es ist kein Zufall, Herr Oberst,“ entgegnete der Rittmeister, indem er einen bezeichnenden Blick auf seinen Burschen warf, der in der Ecke des Zimmers vollkommen gebrochen saß, „es ist kein Zufall! Mein Pferd, der ‚Zaphet‘, hatte seit zwei Tagen die Freßlust ganz verloren,

\*) Siehe das Titelbild.

und ich fürchtete, es sei ein inneres Leiden. Heute Nachmittag konnte ich nicht abkommen, überzeugen wollte ich mich jedoch für alle Fälle von dem Gesundheitszustand des Pferdes, und so habe ich den Weg in die Kaserne nicht gescheut, um so mehr, als die beiden Herren so liebenswürdig waren, mich zu begleiten."

"Und haben Sie den ‚Saphet‘ bereits angeschaut?"

"Ja, Herr Oberst, wir kommen direkt von den Ställen. Das Pferd fand ich bei gutem Appetit, es war offenbar nur übermüdet gewesen."

Damit waren die Herren auf das in diesen Kreisen unvermeidliche, aber stets interessante Pferdegespräch gekommen; ein Wort gab das andere, den Herren schmeckte auf den elenden Kalbsbraten die zarte Gans vortrefflich, der Wein der Mutter Wild war auch nicht der schlechteste, und so gestaltete sich der Abend sehr heiter. Die Laune des Obersten war vorzüglich, und so wurde selbstverständlich auch der Rittmeister, der Hauptmann und der Lieutenant heiter — die gute Laune eines Vorgesetzten wirkt immer ansteckend.

"Diesen so angenehmen Abend," nahm der Oberst das Wort, „verdanken wir dem Dragoner Stubenrauch, er soll dafür belohnt werden. Komm 'mal her, mein Sohn, und stelle Dich hier auf!"

Martin bebte wie Espenlaub, sein Herz schlug wie ein Dampfhammer, er sprang auf und pflanzte sich wie eine Mauer vor den Obersten hin.

"Hast Du irgend einen Wunsch, den ich erfüllen kann?" fragte der Oberst gütig. „Nenne mir denselben. Nur frei heraus mit der Sprache!"

Zum Ueberlegen hatte Martin keine Zeit. „Ich bitte gehorsamst, Herr Oberst, ich möchte auf Urlaub gehen," platzte er ohne Weiteres heraus.

"Wie lange dienst Du?"

„Anderthalb Jahre, zu Befehl.“

„Anderthalb Jahre? Da bist Du allerdings urlaubs-  
berechtigt. — Wachtmeister! Kommen Sie 'mal her!“

Der Wachtmeister stellte sich neben Martin.

„Dient der Mann in der That bereits anderthalb  
Jahre?“

„Sehr wohl, Herr Oberst,“ antwortete der Wachtmeister.

„Straflos?“

„Der Dragoner Martin Stubenrauch hat sich stets  
tadellos geführt.“

„So, so. Wie viele Rekruten rücken morgen bei der  
dritten Eskadron ein?“

„Zweiundvierzig.“

„Und wie viel Mann gehen mit Urlaub ab?“

„Sechszunddreißig.“

„Also setzen Sie den Dragoner Stubenrauch auch noch  
auf die Liste. Er soll jetzt gehen und seine Sachen in  
Ordnung bringen. Die Urlauber brechen jedenfalls morgen  
früh zeitig auf?“

„Um fünf Uhr früh steht die beurlaubte Mannschaft  
im Kasernenhof,“ erwiderte der Wachtmeister.

„Also, Dragoner Stubenrauch,“ wandte sich der Oberst  
an den Sprachlosen, „führe Dich auch fernerhin im bürger-  
lichen Leben brav auf. Wer den Soldatenrock mit Ehren  
getragen hat, dem fehlt es später selten, das ist eine gute  
Grundlage.“ — Und zu den Herren gewendet, sagte er:  
„Ich denke, wir brechen jetzt auch auf, die Tugend haben  
wir belohnt, jetzt können wir nach Hause gehen.“

Die Herren erhoben sich und folgten dem Obersten.  
Im finsternen Kasernenhof blieb der Rittmeister stehen und  
rief nach Martin.

Was sich hier abgespielt hat, konnte man nie erfahren.  
Am Morgen fand man an dieser Stelle nur einen zerrissenen  
Offiziershandschuh, und als Martin nach der kurzen Unter-

redung mit dem Rittmeister wieder in die Kantine zurückkehrte, hatte er dunkelblaue, weitabstehende Ohren und auf seinen Wangen brannten scharlachrothe Flecken, als wenn er schwer lungenleidend wäre. Er war aber ganz gesund, und seine Augen strahlten vor Glückseligkeit.

Am anderen Tage um fünf Uhr früh fuhr er seiner Heimath entgegen, und wenn er sich später jemals wieder der lachirten Kinder des Rittmeisters erinnerte, so geschah es stets mit innigem Danke gegen die Vorsehung, die diesen fürchterlichen Unglücksfall zu einem so herrlichen Ende geführt hatte.





## Wilhe Gluthen.

Novelle von Emma Merk.

(Nachdruck verboten.)

### 1.

**D**u nimmst diese Einladung beim Bankier Raff doch nicht an, Herni? Du weißt ja, ich mag diese Leute nicht und will nicht, daß Du mit ihnen verkehrst."

Der junge Mann sprach mit erregtem Gesicht und zerknitterte eine goldgeränderte Karte, die er auf dem Schreibtisch seiner Verlobten gefunden hatte.

Sie sah ihn halb lachend, halb trozig an und zuckte die Achseln. „Warum nicht?“

„Weil mir diese Geldmenschen unausstehlich sind, und weil Du in der Gesellschaft unfehlbar mit dem Direktor Krotte zusammentreffen würdest. Er ist mir der Aller- verhassteste!“

„Sei doch ehrlich, Leo!“ unterbrach sie ihn lachend. „Weil Du eifersüchtig bist, soll ich zu Haus bleiben.“

Mit einem muthwilligen Blick in sein Gesicht warf sie den schönen Kopf zurück und nahm ihm die mißhandelte Karte aus der Hand.

„Ist Dir das Opfer dieser Gesellschaft so groß?“ fuhr er leidenschaftlich auf, und in seine jungen, scharfen Züge schoß das heiße Blut.

„Nein,“ erwiderte sie nun ernst, „aber es ist nicht

nöthig, daß ich ganz mit Deinen Augen sehe und Alles verurtheilen und bei Seite werfen muß, was Dir mißfällt.“

„Hast Du mich lieb oder nicht — nur darum handelt es sich!“

„Aber, Leo! Weil ich einen Menschen lieb habe, brauche ich doch nicht vollkommen meinen freien Willen aufzugeben. Verlange ich das von Dir? Wann wirst Du endlich einsehen —“

„O, ich sehe genug! Gerade genug! Du weißt, daß ich mich aufreibe vor Eifersucht an jedem Abend, wo Du auf der Bühne stehst, und Hunderte von Augen Dich anglozen dürfen, und dennoch ersparst Du mir nicht einmal jene bitteren Stunden, die sich leicht verhüten lassen würden; dennoch bist Du taub gegen jede Bitte —“

„Wann wäre ich für eine Bitte taub gewesen, Leo? Aber Du bittest ja nicht, Du befiehlst. Ich lasse mir aber nicht befehlen. Blindlings gehorchen will ich nicht, werde ich nicht! Darüber mußt Du Dir klar sein. Wenn Deine Frau eine demüthige Sklavin sein soll, warum hast Du dann nicht ein sanftes, schüchternes Ding gewählt, das seinen Chamisso auswendig kann und hingebend seufzt: ‚Will als niedre Magd ihm dienen!‘ Mich hat dieser Satz immer in tiefster Seele empört. Solch' ein Weib bin ich nicht, werde ich nie, niemals! Mein Wille ist so berechtigt wie der Deine, — das ist mein Grundsatz, und davon weiche ich nicht ab, wenn Du mich auch noch so zornig anfunkelst, noch so wüthend anschreist!“

Nach diesen Worten war schwüles Schweigen in dem Gemach. Leo stand am Fenster und kämpfte gegen den Zorn, der ihm böse Worte auf die Lippen drängen wollte. Es war immer die alte Geschichte. Er verbrachte die Tage in Sehnsucht nach dem kurzen Zusammensein mit Ferni, das ihm vergönnt war, und dann machte irgend ein eifer-

füchtiger Gedanke ihm die Stirne heiß und weckte die bösen Geister zwischen ihnen.

Herni hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und blätterte in ihrer Rolle. Ihr blauschwarzes Haar, das sich tief an die Stirne schmiegte, war gegen die herkömmliche Mode in flachen, welligen Scheiteln über die Ohren gekämmt und tief im Nacken in einen dichten Knoten verschlungen. Das gab dem schönen Mädchenkopf mit den groß gezeichneten, klassisch reinen Linien, einen ernststen, strengen Ausdruck, besonders wenn die Lippen sich, wie in diesem Augenblicke, fest aufeinander drückten und die dunklen Brauen sich stolz zusammenzogen.

Zwischen den Beiden war ein greller Sonnenstreifen. Er deckte an der schlichten Einrichtung des möblirten Zimmers manche schadhafte Stelle auf; dazwischen blitzte aber auch viel eleganter Tand, schimmerten hellseidene Rissen, buntgestickte Deckchen, die den nüchternen Hausrath auszuschnücken und zu verhüllen hatten. Als das scharfe Licht nun über welke Kränze mit langen Schleifen bis zu dem großen Spiegel hingeglitten war, zuckten regenbogenfarbene, blendende Reflexe an den Wänden hin, über Herni's Hest. Ungebuldig sprang sie auf, um den Vorhang fester zu schließen.

Wie sie nun in ihrem königlichen Wuchs in dem kleinen Zimmer stand und ihre dunklen Augen sich mit einem fragenden Blick langsam auf Leo richteten, da fühlte er wieder in begeisterter Bewunderung, daß er von diesem schönen, stolzen Weibe keine Unterwerfung fordern durfte. Mit dem raschen Stimmungswechsel seines leicht erregbaren Naturells war er in diesem Augenblicke bereit, sich vor ihr niederzuwerfen, ihr die Hände zu küssen, sich ganz klein und bescheiden vor ihr zu fügen, wenn sie ihn nur lieb hatte.

So war's immer zwischen ihnen: Sturm und Gewitter und dann wieder eine heiße Sonne der Versöhnung.

Vor wenigen Wochen erst hatten sie sich heimlich verlobt. Herni WalDRAM war als tragische Schauspielerin an dem Hoftheater der Stadt engagirt. Leo Eisolt, der sein väterliches Erbtheil schon in Händen hatte und vollständig unabhängig in der Welt dastand, hatte vor Kurzem sein Staatsexamen gemacht und wollte sich als Rechtsanwält niederlassen. Es lag ihm daran, etwas zu sein und eine gewisse Stellung einzunehmen, ehe er seine Verlobung mit dem schönen, gefeierten Mädchen bekannt gab. Herni hatte ihm, ehe sie ihre Hand in die seine legte, erklärt, daß sie niemals ihrer Kunst entsagen wolle, und in seiner Seligkeit über das Geständniß ihrer Neigung, in dem Glücksrausche der ersten Küsse war Leo auch zu dem Versprechen bereit gewesen, ihrem Talente freie Bahn zu lassen. Aber mit jedem Tage fühlte er klarer, daß er sich mit dieser Einwilligung Unerträgliches zugemuthet, daß es ihn elend machen würde, sein Weib auf der Bühne zu wissen, und er hoffte noch zu erringen, daß sie ihren Beruf ihm zu Liebe opferte, wenn er auch nicht direkt sein Wort zurücknehmen wollte.

Es war ein unausgesprochenes, aber stetes Ringen um die Macht über ihre Seele, mit dem er sich und sie quälte.

„Verzeih', Herni!“ sagte er nach hartem, innerem Kampf. „Ich habe wohl nicht den richtigen Ton getroffen. Ich bitte Dich also —“

„Du weißt sehr wohl, daß ich Alles gern thue, um was Du mich bittest,“ sagte sie mit einem warmen Blick in sein erregtes Gesicht. „Aber wenn ich zu den Leuten hingegangen wäre, was läge daran? Glaube doch endlich, daß sie mir gleichgiltig sind, Alle, Alle! Wirklich, es macht mich traurig, Leo, daß Du das Eine nicht lernen kannst, was doch in unserem Verhältniß zu einander so dringend nöthig wäre: Vertrauen.“

Er erfaßte ihre Hände und schaute ihr tief in die Augen.



„In solchen seligen Minuten, wenn ich Dir nahe bin, wenn Du mich ansiehst wie jetzt, Liebste, dann sind ja alle bösen Zweifel fort,“ sagte er leise. „Dann meine ich, Deine Seele zu kennen so gut wie Dein liebes Gesicht.“

Ihr Lächeln, der lange Blick, in dem ihre Augen ineinander tauchten, berauschten ihn völlig. Leidenschaftlich umschlang er sie. Sie überließ sich eine Weile seinen ungestümen Küffen. Dann bog sie den schönen Kopf zurück und wehrte ihm lachend ab.

„Genug, genug, Du Tollkopf! Uebrigens hast Du ja noch nicht eine Zeile heute gelesen!“

Da sie ihre Verlobung noch geheim halten wollten, hatten sie vereinbart, daß Leo, um einen Vorwand für seine täglichen Besuche zu haben, angeblich Vortragsstunden bei der Schauspielerin nehmen sollte.

„Aber das ist auch wirklich nicht von mir zu verlangen,“ versetzte er. „Uebrigens täuschen wir wohl auch Niemand mit der kleinen Lüge. Mein Freund Gustav wenigstens —“

„O, Dein Drakel, der kleine Graf Lindheim? Nun, was hat er denn wieder Kluges bemerkt?“

„Er neckt mich beständig mit meiner unglücklichen Liebe zu Dir.“

Sie lachte. „Ihm muß es natürlich auffallen, daß Du nicht mehr für ihn allein auf der Welt bist. Früher sollst Du ja hinter ihm hergelaufen sein wie sein Schatten! Freilich ein drolliger Schatten! Du mit Deiner Hünengestalt, und das winzige Lieutenantchen, das aussieht, als sei es eben der Kadettenschule entlaufen.“

„Auf die Größe kommt es nicht an. Gustav ist ein famoser Kerl; fabelhaft welterfahren für sein Alter.“

„Na, ein gründliches Selbstbewußtsein scheint er zu haben nach Allem, was ich höre. Mir ist's nur verwunderlich, wie ihr euch befreunden konntet.“

„Wir waren schon als Knaben die besten Kameraden

von der Welt! Er hat mir mit seiner Schlaubeit geholfen, ich ihm mit meinen Fäusten."

"Eigentlich ist es gar nicht höflich, daß Du mir Deinen Freund noch nicht vorgestellt hast. Einen Menschen, für den Du so schwärmst, sollte ich doch kennen."

"O, das ist gar nicht nöthig," sagte Leo mit ganz veränderter Miene.

"Ich glaube wahrhaftig, Du bist sogar auf Deinen Freund eifersüchtig," sagte Herni mit staunendem Kopfschütteln. "Rein, was Du für ein Mensch bist!"

"Du hast eben gar keine Ahnung, wie die Damen den Grafen Lindheim verwöhnen! Er besitzt eine gewisse Dreistigkeit, die vom besten Erfolg zu sein scheint."

Leo's Ton war plötzlich wieder bitter und heftig geworden.

Herni mußte am nächsten Tage lebhaft an dieses Gespräch mit ihrem Verlobten denken, denn Graf Lindheim schickte um die Mittagstunde seine Karte herein und bat, sie sprechen zu dürfen. Leo hatte ihr am Morgen angezeigt, daß er in einer Erbschaftsangelegenheit verreisen müsse und, wenn er zu dem Termin richtig eintreffen wolle, keinen Abschied mehr nehmen könne.

Mit neugierigem Interesse empfing sie Leo's Freund.

Graf Lindheim war in der That keine imposante Erscheinung, aber sein Auftreten war so gewandt, die klugen Augen über dem pfiffigen Näschen pflagten sich so scharf und fest auf eine Person zu richten, es zuckte ein so spottlustiges Lachen um seinen Mund mit dem kleinen blonden Schnurrbart, daß der junge Offizier durchaus keinen unbedeutenden Eindruck machte. Viele fanden ihn unaussetzlich und arrogant. Uebersehen wurde er nicht leicht.

"Ich komme mit einer Bitte, verehrtes Fräulein," sagte er, auf dem angebotenen Stuhle Platz nehmend. "Wenn

Sie gestatten, falle ich gleich mit der Thüre in's Haus. Wie Sie wissen, soll in den nächsten Tagen ein Bazar zum Besten der Ueberschwemmten stattfinden und mit einem Prologe eröffnet werden. Die Verse sind von einem pensionirten Oberst, der sich das Dichten angewöhnt hat. Und nun denken Sie: man versteht in der Mitte des Saales schon kein Wort von dem Prolog, denn die Baronin Deeken, die ihn sprechen sollte, hat den besten Willen, aber absolut keine Stimme. Der Dichter ist außer sich, das Comité in peinlicher Verlegenheit. Sie allein können uns helfen! Der Prolog muß unbedingt von einer Künstlerin gesprochen werden. Unsere Wahl ist auf Sie gefallen. Wo fände sich eine zweite Erscheinung, die wie die Ihre sich dazu eignete, die ernste, rührende Gestalt der Barmherzigkeit zu verkörpern?"

Herni zögerte mit der Antwort. Leo's Freund gefiel ihr weit besser, als sie erwartet hatte, und sie wollte ihm nicht gerne seine Bitte abschlagen, aber ihr ahnte, daß ihr Verlobter ihr Auftreten mißbilligen, einen neuen eifersüchtigen Sturm heraufbeschwören würde.

„Ich hat schon gestern meinen Freund Leo Eisolt, der ja die Ehre hat, mit Ihnen bekannt zu sein, Ihnen die Sache vorzutragen,“ setzte Lindheim hinzu.

„Er hat keine Silbe erwähnt,“ sagte Herni überrascht.

„Er lehnte auch in Ihrem Namen sofort auf das Schroffste ab. Aber ich ließ mich nicht schrecken, wie Sie sehen!“ Der Graf schaute dabei sehr fest in Herni's Gesicht, in das eine feine Bornesröthe gestiegen war, das sich verdüstert hatte. „Ich glaube nämlich, verehrtes Fräulein, daß Ihr Wille nicht leicht zu beeinflussen ist. Ich meine sogar, daß Sie sehr bestimmt Ihrer eigenen Meinung folgen.“

War der Graf ein so gewiegener Frauenkenner, daß er mit schlauer Absicht den Trotz des stolzen Mädchens zu

erwecken mußte, oder hatte er zufällig den Streitpunkt zwischen ihr und Leo getroffen? Jedenfalls hätte er mit keiner noch so dringenden Bitte seine Zwecke besser fördern können, als mit dieser ruhig hingeworfenen Bemerkung.

Herni war empört. Wie? Leo prahlte vor seinen Kameraden mit seinem Einfluß über sie? Er spielte sich als ihren Vormund auf vor den Anderen? O, sein Freund und auch er selber sollten sehen, wie wenig sie unter seiner Herrschaft stand.

„Ich übernehme den Prolog, Herr Graf,“ sagte sie rasch entschlossen.

Er küßte ihr mit freudigem Dank die Hand und wußte sie in der kleinen Viertelstunde, die er noch blieb, mit seinem witzigen Geplauder vortrefflich zu unterhalten.

Als Leo am nächsten Vormittag direkt von der Bahn zu seiner Braut gelaufen kam, sagte ihm die Dienerin, das Fräulein sei in der Probe.

„In der Probe?“ frug er sehr enttäuscht. „Aber heute Abend ist Oper. Irren Sie sich auch nicht?“

„Nein, Herr Graf Lindheim hat das Fräulein in einem Wagen abgeholt. Aber ich glaube, die Probe ist nicht im Theater, sondern im Odeon. Wenigstens sagte das Fräulein —“

Leo rannte die Treppe hinab. Schon in diesem Augenblicke begann die Fiebertemperatur in ihm zu glühen, die sich von nun an immer wilder und heftiger steigerte.

Im Odeon, wo der Bazar stattfand, der um die Mittagsstunde eröffnet werden sollte, herrschte eine aufgeregte Vorbereitungshast. Die Tapezierer und Gärtner waren da und dort noch mit dem Dekoriren beschäftigt. Kostümirte Damen, die an den Buden zu verkaufen hatten, liefen in dem Gewühl hin und her. Man schob sich fragend, suchend, rufend durcheinander. Die Künstler, welche die Ausschmückung des Saales, die „lebenden Bilder“ übernommen,

hatten verstaubte Röcke und erhitzte Gesichter. Und während im Saale noch das größte Chaos herrschte, drängte sich auf der Treppe schon das neugierige Publikum heran, das, um den Anfang nicht zu versäumen, sich ein paar Stunden des Wartens nicht verdrießen ließ.

Leo hatte Mühe gehabt, Einlaß zu finden. Einen Herrn, der ihn frug, ob er zu dem Komite gehöre und im Saale zu thun habe, schrie er mit so zornfunkelnden Augen ein „Ja“ entgegen, daß dieser vor dem gereizten jungen Riesen achselzuckend bei Seite wich. Aber nun gab es die weitere Schwierigkeit, unter all' diesen Menschen Herni zu finden und in ihre Nähe zu gelangen. Er drängte sich einfach, allen Hindernissen Trotz bietend, alle Höflichkeit gegen Gruppen von plaudernden Damen mißachtend, zu der Bühne durch, hinter deren Vorhang er das geliebte Mädchen wohl vermuthen durfte.

Aber als er sie nun endlich sah, steigerte sich erst recht seine Unruhe. Strahlend schön erschien sie ihm in dem weißen griechischen Gewand von weichem, duftigem Stoffe. Doch sie war ganz umringt von Fremden. Noch war er ja vor der Welt nicht ihr Bräutigam; noch hatte er kein Recht auf den Platz an ihrer Seite. Diesen Platz nahm sein Freund Gustav ein. Er schien unter all' diesen Baronessen, Grafen und Gräfinnen die Rolle des Vertrauten Herni's zu spielen, ihren Führer und Freund in dem auch für sie fremden Kreise, in welchen sie durch ihre schauspielerische Aufgabe gerathen war.

Zum ersten Mal im Leben ärgerte sich Leo über eine gesellschaftliche Bevorzugung, welche dem kleinen Grafen durch seine aristokratische Geburt eingeräumt wurde. Bisher war es ihm noch niemals aufgefallen, daß er irgendwie hinter Gustav zurückstehe. Im Gegentheil, er hatte sich stets seinem adeligen Freund überlegen gefühlt, weil er schon als Schuljunge über mehr Taschengeld verfügt

hatte, als der Andere, und nun seit Jahren ein ganz ansehnliches Vermögen besaß, während der arme Graf tief in Schulden steckte. Heutzutage bedeutet ja Besitz viel mehr für die Lebensstellung und das Behagen, als ein Titel.

Nun aber trennte ihn der Kreis, welcher an der Spitze des Unternehmens stand, wie ein Wall von der jungen Schauspielerin, die ihm nur einen flüchtigen Gruß sagen, ihm nur mit den Augen zunicken konnte. Jenseits des Walles aber war sein Freund Gustav und machte sich wichtig und plauderte mit dem Mädchen wie ihr ältester Bekannter.

Ein Gefühl des eifersüchtigen Hasses gegen ihn stieg in Leo auf. Fräulein Waldram war schon am vorhergehenden Tage von den anwesenden Künstlern, von den Damen bestürmt worden, auch bei den lebenden Bildern mitzuwirken, von welchen man sich eine große Einnahme für den Bazar versprach und die mehrere Male wiederholt werden sollten. So war sie denn vollständig von ihrer Aufgabe in Anspruch genommen.

Um die Mittagsstunde war der Saal ganz mit Menschen angefüllt, die Eröffnung des Bazar's fand statt, und ein Beifallsturm erhob sich nach dem Prolog. Die wundervolle Stimme der jungen Künstlerin hatte die Herzen ergriffen. Und Leo, der am liebsten zu ihr hingestürzt wäre, durfte ihr nicht einmal die Hand drücken.

Dann war Herni mit Umkleiden beschäftigt. Er hatte Mühe, sich zu den lebenden Bildern überhaupt durchzudrängen und stand da, eingekleidet im dichtesten Gewühl mit wachsendem Groll und erregtem Blut. Es fand sich keine ruhige Minute, in der er ihr allein ein vertrautes Wort zu sagen vermochte. Vielleicht wäre Herni im Stande gewesen, sich ab und zu für eine kleine Weile von den Menschen loszumachen, die ihr vorgestellt sein wollten, die die

Gelegenheit nützten, mit der gefeierten Schauspielerin einmal zu sprechen. Aber sie bemerkte wohl, wie dunkel Leo's Augen glühten, in weld' zorniger Gemüthsstimmung er sich befand, und fürchtete einen unangenehmen Auftritt. Sie wollte die unausbleibliche Auseinandersetzung lieber in ihr ruhiges Gemach, auf eine stillere Stunde verschieben.

So blieben sie sich ferne. Sie fuhr am Abende mit der Gräfin Bodenhan weg; Graf Lindheim begleitete die Damen. —

Am nächsten Tage — es war ein Sonntag — lief Leo in aller Morgenfrühe zu Herni. Sie schlief noch. Als er eine Stunde später wiederkam, war sie fort, in's Odeon. Er stürmte hin, aber er fand verschlossene Thüren. Man hatte, wegen übergroßen Menschenandranges, die Zugänge absperren müssen, bis der Saal sich wieder leerte und Platz vorhanden war.

Seine eifersüchtige Phantasie quälte ihn mit den tollsten Vorstellungen, während er in frostigem Frühlingswetter und brennender Ungeduld vor dem Hause wartete, daß die Geliebte umschloß. Es war ihm, als würde sie ihm entrisfen, wenn er nicht in ihre Nähe käme.

Und in der verzweifelten Stimmung, in welche ein leicht erregbarer Mensch durch das Warten geräth, schlug durch einen bösen Zufall nun auch noch der Name der Schauspielerin an sein Ohr. Zwei vor ihm stehende Damen unterhielten sich halblaut, aber mit so spizen Stimmen und in so eifriger Entrüstung, daß ihm kein Wort entging, nachdem er einmal aufmerksam geworden war.

„Hast Du das Neueste schon gehört? Die Waldram ist bis über die Ohren in den Grafen Lindheim verliebt. Was die Damen nur an dem kleinen Bürschchen finden? Aber mir hat eine Bekannte erzählt, es sei geradezu ein Skandal gewesen, wie die sich gestern im Bazar be-

Nur keinen anderen Menschen hätte er mehr Augen und Ohren gehabt. Die Tochter jener Bekannten kannte nämlich auch für den Grafen Lindheim, und da muß sich die Mama wohl geärgert haben. Aber sie sagte, es hätte gerade noch gefehlt, daß die Beiden sich geküßt hätten vor aller Welt.“

„Das haben sie wohl hinter dem Vorhang gethan,“ lachte die Andere.

„Ich würde der Waldram ein solches Benehmen nicht zugetraut haben.“

„Mein Gott, eine Dame vom Theater!“

„Aber er kann sie doch nicht heirathen. Er hat ja nichts als Schulden.“

„Wer weiß! Eine Schauspielerin ist oft eine gute Parthie. Er kann ja quittiren und sich von ihr erhalten lassen, wie so mancher Andere.“

Die Lästereien ahnten nicht, welche Wirkung die bösen Worte, die sie so achtlos über die Lippen gleiten ließen, auf ein fremdes Ohr hatten, welch' ätzenden Giftstoff sie in ein fremdes Herz gossen.

Als Leo sich endlich den Zutritt erkämpft hatte, fand er seine Braut in Gesellschaft des Grafen Lindheim in der Restauration. Sie saßen an einem kleinen Tischchen. Herni trank eine Tasse Chokolade. Der Lieutenant leistete ihr Gesellschaft und machte ein sehr vergnügtes Gesicht.

Und als er nun auf Herni zutreten wollte, kam ein Herr hereingestürzt und rief: „Gnädiges Fräulein, ich bitte, es ist die höchste Zeit! Sie müssen sich ankleiden!“

Sie blieb ihm fern und unerreichbar, wie gestern. Herni mußte am Abend im Theater spielen. Nach der Vorstellung wartete Leo draußen vor der kleinen Thüre, durch welche die Bühnengehörigen herauskamen. Endlich erblickte er die hohe Gestalt in dem rothen Abend-



mantel. Sie trug den Kopf frei, die Haare nur lose zusammengesteckt. Ihr Gesicht war bleich.

Er stürzte auf sie zu. „Herni, ich muß mit Dir sprechen! Jetzt — jetzt gleich!“

„Ich falle um vor Müdigkeit,“ versetzte sie. „Ich kann heute nichts mehr reden, nichts mehr hören.“

„Für alle Welt hast Du Zeit, nur nicht für mich!“

„Ich bitte Dich, Leo, nur jetzt keine Vorwürfe! Eine Scene muß Du wirklich sparen für eine passendere Stunde.“ Sie stieg hastig in den Wagen, während er finsternen Blickes zurücktrat.

Ihr Ton war ungewöhnlich gereizt und ärgerlich. Sie hatte ihren Nerven in den letzten zwei Tagen zu viel zugemuthet und fühlte sich nun nach der kurzen, aber aufregenden Rolle so erschöpft, daß sie am liebsten zu weinen angefangen hätte.

Mit geschlossenen Augen, mit einem unbezwinglichen Bedürfniß nach Ruhe, saß sie im Wagen.

Als sie sich durch ein Glas Wein gestärkt, ging die nervöse Schwäche vorüber, und nun that es ihr bitterlich leid, daß sie Leo gekränkt hatte. Aber sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie Beide am nächsten Morgen ruhiger und klarer die zwischen ihnen obwaltende Verstimmung bekämpfen würden, als nach diesem angreifenden Tage.

## 2.

Leo war, wilden Born im Herzen, inzwischen in die Restauration eingetreten, in der sich Graf Lindheim im Kreise mehrerer Offiziere und Bekannten aus dem Bürgerstande allabendlich einzufinden pflegte.

Man saß bereits rauchend und trinkend in dem abgeschlossenen kleinen Gemache beisammen und sprach eben über Fräulein Waldram, deren seltene Schönheit auch im Tageslichte so manchen anderen Damen gegenüber triumphirt hatte.

Leo stieg das Blut heiß zu Kopfe, schon als er den Namen hörte.

„Ein famoscs Weib!“ rief einer der Herren. „Ich bin nur neugierig, wer diesen Preis einmal davontragen wird.“

Ein Lieutenant, der Leo's Miene, seine glühende Stirn beobachtete, meinte lachend: „Dies läßt sich jedenfalls Herr Eifolt am angelegensten sein.“

Graf Lindheim aber warf mit seiner scharfen Stimme ein: „Mir kommt die schöne WalDRAM immer vor wie eine Amazone, wie die Penthesilea, die sie ja auch wunderbar spielt. Die Amazonen liebten aber bekanntlich Männer, die sie sich unterwarfen. Ich glaube nicht, daß solch' ein Recke und Held wie Leo vor ihr Gnade finden wird, es sei denn, daß er zu Kreuze kröche und den Nacken beugte.“

Leo's Stirnabern schwellen an. Seine Pulse pochten. Es ward ihm heiß vor den Augen. Sein Groll gegen Herni steigerte sich in diesem Moment zu leidenschaftlicher Empörung. Warum hatte sie den Grafen, mit dem sie in seiner Abwesenheit so vertraut geworden war, nicht ahnen lassen, wie sie Beide zu einander standen? Wenn sie auch ihre Verlobung noch geheim halten wollten — gerade seinem Freunde gegenüber erschien ihm ihr Schweigen wie Absicht, wie ein deutlicher Beweis, daß die eifersüchtigen Gedanken, die er seit zwei Tagen in sich herumwälzte, berechtigt seien.

„Du hast allerdings nichts Reckenhaftes!“ schrie er Gustav höhrend entgegen. „Und deshalb bildest Du Dir wohl ein, daß Du der rechte Mann wärest, um Fräulein WalDRAM zu gewinnen.“

Graf Lindheim war dafür bekannt, daß er in vertrautem Herrenkreise, besonders wenn er Wein getrunken hatte, mit seinen Erfolgen bei den Frauen zu prahlen liebte.

Er strich sich mit einem selbstgefälligen Lächeln über den kleinen Schnurrbart. „O, wir haben uns in den letzten Tagen vortrefflich miteinander unterhalten, wirklich ganz famos,“ bemerkte er langsam, wie versunken in eine angenehme Erinnerung.

Die Worte waren ja harmlos. Aber der Ton, wie er sie sagte, seine Miene ließen viel mehr vermuthen, schienen eine sehr beglückende Eroberung anzudeuten.

Ein so guter Menschenkenner der Graf sich auch zu sein schmeichelte, er hatte doch keine Ahnung von dem Gemüthszustand seines Freundes, er hätte sonst seine Worte besser gewählt.

Leo konnte sich kaum noch beherrschen. Die ganze Art, wie hier über die Schauspielerin verhandelt wurde, erfüllte ihn schon mit rasch und heiß aufflammender Wuth. Er würde schon in diesem Moment losgebrochen sein, wenn ihm nicht ein älterer Rittmeister, der neben ihm saß, beruhigend die Hand auf den Arm gelegt und gutmüthig bemerkt hätte: „Aergern Sie sich nicht, Eisol. Graf Lindheim soll seine Kunst nur versuchen. Er wird schön abblitzen. Das ist ihm nicht zum ersten Male passiert.“

Alle lachten, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Man erzählte verschiedene Skandalgeschichten, ein paar neue Anekdotchen. Nur Leo saß finster bei seinem Glase und zerbiß seine Cigarre.

Es war Mitternacht geworden. Die Herren standen auf. Als Graf Lindheim seinen Mantel umhing, zog er aus der Tasche ein Spizentuch hervor.

„Ah! Fräulein Waldram's Schleier,“ sagte er mit einem lächelnden Augenzwinkern und schien es ordentlich darauf abgesehen zu haben, durch dieses Tuch in seiner Tasche ein gewisses Vertrautsein mit dem schönen Mädchen an den Tag zu legen. „Ich steckte die Spizen gestern Abend zu mir. Nun wird die Waldram denken, sie



wären verloren. Ich muß gleich morgen hin und sie beruhigen."

Er hatte das Gewebe ein wenig entfaltet. Ein feiner Geruch von Weilchen entströmte den Spitzen. Dieser Duft schwebte an Leo heran. Er meinte ordentlich Herni's Nähe zu fühlen, und der heiße Rausch seiner Liebe und Eifersucht umnebelte ihm die Sinne. Er sprang auf Gustav zu und riß ihm hastig das Gewebe aus den Händen.

Der kleine Graf schaute ihn an mit emporgezogenen Brauen, mit seinem arroganten Spottlachen.

"Viel zu sehr Wildling! Viel zu sehr tragischer Liebhaber für die schöne Tragödin!" sagte er spöttisch und klemmte das Monocle in das rechte Auge. "Sanfter muß man ihr begegnen, sanft, zuvorkommend —"

"Frecher Brähler!" schrie Leo. Seine Hand ballte sich um die schwarzen Spitzen, und außer sich schlug er den Grafen in's Gesicht.

Die heftige, heisere Stimme hatte die Herren, die eben in ihre Mäntel schlüpfen, aufmerksam gemacht.

Sie waren Zeugen des Vorganges. Kreideweiß, fassungslös über den erlittenen Schimpf, stand Gustav einen Moment dem Erregten gegenüber. Was hier geschehen war, das forderte nach der Anschauung dieser Kreise Blut!

Die Offiziere umringten in lebhafter Entrüstung den beleidigten Kameraden. Es herrschte Todtenstille in dem Gemach, durch das eben die lustigen, lauten Stimmen geklungen hatten. Mitten in das übermüthige Geplauder war ein Ereigniß hineingefallen, das in Jedem von ihnen den feierlichsten Ernst wachrüttelte.

Leo stand finsternen Auges allein. Er war nur aus Rücksicht auf Graf Lindheim in diesen Kreis aufgenommen worden, er hatte hier keinen Freund. Nur Doktor Höfer, ein Arzt, der sich öfters über die selbstgefällige Eitelkeit des Lieutenants geärgert hatte, der am besten Leo's auf-

geregten Gemüthszustand durchschaute, nahm sich mitleidig seiner an und zog ihn fort.

„Sie werden einen Freund nöthig haben,“ sagte er, als sie auf der Straße standen. „Wenn Sie nicht wissen, an wen Sie sich wenden können in der späten Stunde, so stelle ich mich Ihnen gerne zur Verfügung.“

Leo drückte ihm dankbar die Hand. Er ward sich nun erst klar über das, was er gethan hatte. Aber sein Zornesrausch verflog noch nicht.

„Wollen Sie die Güte haben, den Herren zu sagen, daß ich die ganze Nacht, selbstverständlich auch den morgigen Tag zu sprechen bin.“ —

Die kühle Nachtluft, in der er nun allein weiterrannte, ernüchterte ihn nicht. Er sah immerfort das vielsagende Lächeln Gustav's, sein übermüthiges Augengeblinzel. Er hörte die langsamen Worte: „Wir haben uns vortrefflich miteinander unterhalten, wirklich famos!“ und brachte sie, vielleicht unbewußt, in Einklang mit dem Damenklatsch, den er belauscht hatte. —

Im ersten Morgengrauen überbrachte Doktor Höfer die Forderung des Grafen Lindheim. Sie lautete auf Pistolen mit dreimaligem Kugelwechsel auf fünfzehn Schritt Entfernung. Am Nachmittag sollte der Zweikampf ausgefochten werden.

Herni war am Morgen mit einem Gefühl der Bangigkeit aus dem Schlafe erwacht.

Nun da sie wieder klar zu denken vermochte, begriff sie erst, daß sie Leo Grund genug gegeben hatte, ihr zu zürnen. Sie war wirklich viel mit Graf Lindheim zusammen gewesen. Er hatte ihr in seiner heiteren Weise den Hof gemacht. Erst jetzt in der Ruhe konnte sie sich darauf besinnen. In dem schwülen Saale, in dem Gedränge, dem Durcheinander von Menschengesichtern, in

dem fortwährenden Lärm, der beständigen Aufregung um sie her, war eine Betäubung über sie gekommen, in welcher sie halb im Traum geplaudert, gelacht und fremden Worten zugehört hatte.

Seufzend dachte sie an die Vorwürfe, die sie von Leo vernehmen würde und besann sich, wie sie ihm am überzeugendsten versichern könne, daß sein Freund ihr vollständig gleichgiltig sei.

Jedenfalls nahm sie sich vor, nicht herbe und trotzig zu werden, sondern ihn mit einem herzlichen: „Bitte, bitte, sei mir gut!“ gleich bei der Begrüßung zu entwaffnen.

Sie hatte ihn ja wirklich lieb, und ihr Herz sehnte sich nach seiner Nähe, wenn sie auch durch ihre frühe Selbstständigkeit, durch den Kampf um eine Existenz aus eigener Kraft, zu dem sie als mittellose Waise gezwungen gewesen, endlich durch das Theaterleben Ansichten und Gewohnheiten angenommen hatte, die ihn stetig verletzen mußten.

Sie vermuthete, daß Leo gleich am Morgen zu ihr eilen würde, aber er kam nicht. Mit dem Hute auf dem Kopfe stand sie noch am Fenster und schaute die frühlingshelle Straße hinab. Es war höchste Zeit, in die Probe zu gehen.

In dem neuen Stücke eines jungen Autors sollte sie die Titelrolle spielen.

Endlich mußte sie doch aufbrechen, ohne Leo gesprochen zu haben. Auch am Nachmittag kam er nicht, und nicht ohne eine gewisse Unruhe fuhr Herni in's Theater. Er war nicht da. Während einer Scene des dritten Aktes, in der sie nicht beschäftigt war, trat eine Kollegin an sie heran und flüsterte ihr zu:

„Wissen Sie schon, daß gestern zwei Herren in heftigen Streit gerathen sind Thretwegen? Ich hörte es von einem Bekannten. Er war mit dabei. Natürlich hat er es mir

nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt. Die Beiden waren bisher die besten Freunde —“

„Wer?“ stieß Herni hervor, die sehr bleich geworden war. Wie eine Ahnung kam es über sie. „Wissen Sie die Namen?“

„Der Eine ist der lustige Graf Lindheim, der Andere Herr Eisolt. Es soll eine sehr ernste Angelegenheit sein.“

Herni lehnte sich an die Kulisse — halb betäubt. Vor ihren Augen stand ein schaudererregendes Bild: die Freunde, die sich gegenüberstanden mit der Waffe in der Hand, brechende Augen, eine sinkende Gestalt.

So lebendig, so greifbar trat die Erscheinung vor sie hin, als spielte sich vor ihrer Seele mitten in dieser Scheinwelt des Theaters die tragische Wirklichkeit ab.

Ihr Stichwort klang an ihr Ohr. Sie hatte Pflichttreue genug, um bei diesem Laut die Kraft zu finden, auf die Bühne zu treten und ihre Rolle zu Ende zu spielen. . . .

Herni war eben auf dem Theater einen muthigen Heldentod mit dem Geliebten gestorben. Die begeisterten Worte, die ernste große Stimmung des Stückes klangen noch in ihr nach, als sie heraustrat auf die Straße unter die Alltagsgesichter. Nun sollte sie sich verzehren in allen Martern der Angst und warten, bis ihr Nachricht ward von Leo!

Nein! Das ertrug sie nicht. Sie mußte wissen, was geschehen war. Wenn es sich vielleicht um Tod und Leben handelte, durften wohl alle kleinen Rücksichten fortgeworfen werden, durfte sie sich zu ihm bekennen, zeigen, daß sie ihn liebte, um ihn zitterte.

Sie nahm einen Wagen und fuhr nach seiner Wohnung.

Das Duell war seit zwei Stunden vorüber.

In feierlichem Ernst hatten die Sekundanten sich begrüßt und die Schritte abgezählt.

Graf Lindheim zeigte seine gewohnte ruhige Miene. Seine Augen blickten so fest und selbstbewußt wie immer. Es war sein höchster Ehrgeiz, sich auch von einer ungewöhnlichen Lage nicht aus der Fassung bringen zu lassen.

Eisolt war bleich und erregt. Er fühlte, als er Gustav wieder sah, als er seine Stimme vernahm, zum ersten Male mit niederschmetternder Klarheit, wie unerhört, wie gräßlich es war, daß sie, die bisher treue Freunde gewesen, sich nun gegenüber treten sollten mit der Waffe in der Hand, und ein wahrer Haß gegen die stieg in ihm auf, die Schuld an dem Allen war: Herni.

Ja, er war bereit, zu sterben, aber auch der Andere sollte sie nicht besitzen. Das Kommando des Unparteiischen ertönte. Die Schüsse knallten gleichzeitig. Er fühlte einen brennenden Schmerz in der rechten Schulter; Gustav aber warf die Arme in die Höhe, drehte sich und stürzte dann nach vorwärts zu Boden.

Der Arzt eilte herzu und riß ihm die Uniform auf. An der Seite sickerte das Blut hervor. Die Herren blickten sich betroffen an, mit bestürzten Mienen.

Wie in einem Nebel sah Leo die düstere Gruppe. Die Waffe entsank seiner Hand. Er starrte nur immer mit entgeisterten Augen hinunter zu jenem ihm so vertrauten Kindergezicht, über das sich jetzt fahle Blässe zog.

Er regte sich kaum, als Doktor Höfer an ihn herantrat, um seine Wunde zu untersuchen. Sie war unerheblich, nur eine Fleischwunde.

Während Doktor Höfer schnell einen Verband anlegte, um die Blutung zu stillen, hatte man den leblosen Offizier emporgehoben und trug ihn zum Wagen. Lautlos fast, in ernstem Schweigen bewegte sich der traurige Zug durch die Bäume im Lichte des sinkenden Tages.

Leo schaute ihm mit unheimlichen, todestraurigen Augen nach. Es lag der Wahnsinn der Verzweiflung in ihnen.



Sein Sekundant zog ihn fort. Er war willenlos, wie gebrochen.

Mit unbeweglichem Gesicht saß er im Wagen und brütete vor sich hin. Nur einmal stieß er, des Doktors Hände packend, mit zitterndem Munde hervor: „War er todt? Sofort todt?“

„Er athmete noch,“ war die ernste Antwort.

„Aber er ist verloren? Unrettbar verloren?“

„Ich fürchte, ja.“

Dann fuhren sie wieder in schwer lastendem Schweigen dahin.

An seinem Hause angelangt, wollte Leo sich von Doktor Höfer losmachen, aber dieser wußte, er dürfe ihn jetzt nicht mehr allein lassen, und trat mit ihm in die Wohnung ein.

Er verband ihm die Wunde ordentlich, flößte ihm fast mit Gewalt ein Glas Wein ein und zwang den in seinen Seelenqualen wie wahnsinnig im Zimmer Umherirrenden beinahe mit Gewalt, sich niederzulegen.

Auch Doktor Höfer fühlte sich schwer bedrückt. Bei einem tragischen Ausgange konnte das Duell nicht geheimlicht bleiben. Er wurde zur Verantwortung gezogen und mußte die Strafe mit dem Schuldigen tragen.

So waren ein paar schwere Stunden vorübergezogen, als draußen die Klingel gezogen wurde. Beide erschrafen heftig. War's die Todesbotschaft?

Doktor Höfer ging hinaus. Eine hohe Frauengestalt stand an der Thüre. Das Gesicht war verschleiert. Er erkannte sofort an der hohen Gestalt die Schauspielerin.

„Wie geht's Herrn Eifolt?“ frug sie leise, nur mühsam das Angstbeben ihrer Stimme beherrschend.

Er antwortete nicht gleich. Er wußte nicht, wie er antworten sollte. Trieb eine Ahnung des Unheils sie hierher? Mußte er nicht leugnen, daß irgend etwas Besonderes geschehen sei? Aber wie konnte er ihr den Zu-

tritt zu Leo, dessen Anblick ihr ja Alles verrathen mußte, vermehren?

Seine verwirrte Miene erschreckte sie so heftig, daß sie wankte und nach einem Halt griff.

„Eisolt ist körperlich vollständig wohl,“ beeilte er sich, ihr zu versichern.

„Und sein Gegner?“

„Sie wissen also, daß er sich schlug? Man erzählt es sich bereits in der Stadt?“ frug er betroffen.

„Eine Kollegin wußte von einem heftigen Streit der Herren in einem Restaurant. Da ein Offizier dabei war, so konnte ich mir leicht denken, daß darauf ein blutiges Nachspiel folgen werde,“ sagte sie bitter mit zuckenden Lippen.

„Nun, da ich die traurige Thatsache nicht mehr vor Ihnen geheim halten kann, muß ich Sie wohl vorbereiten: Eisolt ist sehr verstört, maßlos aufgeregt. Sein Gegner wird wohl sterben, ist vielleicht schon todt. Vielleicht gelingt es Ihnen besser, unseren armen Freund zu beruhigen, als mir.“

Er öffnete die Thüre und führte Herni ein. Dann schloß er hinter ihr die Thüre. Die Verlobten waren allein.

Als Leo das Klauschen des Frauenkleides hörte, hob er den Kopf. Ein paar Sekunden lang schien es licht zu werden vor seinen Augen. Wie aufathmend schaute er in ihr blasses, theilnahmvolles Gesicht. Aber gleich darauf schlugen wieder die düsteren Wolken über seiner Stirne zusammen.

„Du lebst! Gott sei Dank, daß Du lebst!“ sagte Herni, an sein Lager eilend.

„Mir wäre besser, ich wäre todt!“ stöhnte er. „Ich habe den Freund erschossen — den Freund! Meinen kleinen Gustav.“

Der Jammerfchrei seiner Verzweiflung ging ihr tief zu Herzen. Das Bewußtsein, daß sie die Veranlassung zu diesem Unglück gegeben, hatte für sie etwas so furchtbar Quälendes, daß sie nicht auf Trost, sondern nur auf Selbstvertheidigung sann.

„Ach, Leo!“ rief sie. „Dieser entsetzliche, krankhafte Wahn! Diese sinnlose, grundlose Eifersucht! Wie Dein Bruder schien er mir, und wenn ich freundlich zu ihm war, so geschah es Deinetwegen, weil Du ihn lieb hattest!“

„Martere mich nicht noch!“ schrie er auf im Uebermaße des Schmerzes. „Warum sagtest Du mir das nicht gestern in der Abendstunde, da ich Dich bat um ein Wort der Beruhigung! Du, ja Du bist schuld an Allem! Du hast gewußt, daß die Eifersucht mich übermannt wie eine Krankheit, daß sie mich wahnsinnig macht! Aber so seid ihr Frauen! Nur immer lächeln, nur immer spielen! Das ist nun das blutige Ende des Spieles! — Ein Verbrechen — ein Mord!“

„Du bist außer Dir, Leo,“ sagte sie, erschüttert von seinen Vorwürfen. „Ich begreife ja — ich selbst lebe kaum mehr, seit ich die schreckliche Nachricht hörte. Aber Du darfst Dir den ernstesten Ausgang nicht so furchtbar anrechnen. Du standest ihm gegenüber, wie er Dir. Seine Kugel konnte auch Dich treffen. Das Geschick hat wider ihn entschieden.“

„Elende Sophisterei! Ich — ich habe ihn doch herausgefordert! Ich habe ihn tödtlich beleidigt! Wenn ich nicht ein Rasender gewesen wäre, so hätten wir uns ruhig unter vier Augen auseinandergesetzt und wären dann vielleicht mit einem Händedruck geschieden. Und er lebte noch! — Er lebte so gern. Ach, und es war doch mein Kamerad, und ich hatte ihn lieb!“

Wie Schluchzen durchrüttelte es seinen mächtigen jungen Körper. Sein Gesicht war verzerrt in Qual. Von heißem Mitleid erfaßt legte Herni den Arm um seinen Hals.

„Ich will Dir den Freund ersetzen! Ich will Dich nur um so mehr lieben, da Du ihn verlieren mußtest um meinetwillen,“ sagte sie mit dem innigsten, zärtlichsten Ton, den je ein Mann von ihr vernommen.

Aber er schrak zurück vor ihrer Berührung. Er löste ihre Hände von seinem Nacken und rückte von ihr fort.

„Das ist vorbei! Ich kann Dich nicht mehr lieb haben. Dich nicht — kein Weib. Liebe ist Gift! Fort, fort — Du hast mein Leben zerstört.“

Er sah sie nicht an. Er hörte nur das leise Knistern ihres Kleides, und wie im Grauen vor ihrer Nähe, richtete er sich auf.

„Deine Schönheit hat mich toll gemacht. Ich wollte, ich hätte Dich nie gesehen! Soll ich vielleicht noch einen Mord auf mein Gewissen laden, wenn Dich die Lust zum Kofettiren wieder antommt? Nein — laß mich! Deine Freiheit, Dein Eigenwille galt Dir ja immer mehr, als ich! Nimm sie zurück! Mein Herz ist so dunkel, es hat keinen Raum mehr für den Glauben an Glück! Festung — Neue — Verzweiflung, das ist meine Zukunft!“

Eine heiße Schamröthe hatte ihr das Gesicht überfluthet, als er ihren Arm abwehrte und ihre Liebkosung zurückstieß. Dann ward sie todtensbleich.

Ohne ein Wort zu erwiedern, streifte sie mit düsteren Augen den Verlobungsring vom Finger, den er ihr gegeben, und legte ihn auf den Tisch.

Langsam ging sie der Thüre zu. Aber er rief sie nicht zurück. Er schrie nicht in wildem Schrecken ihren Namen.

So verließ sie ohne Gruß das Gemach.

## 3.

Herni hatte durch ihre ungewöhnliche Schönheit, durch ihren Beruf, der sie vielfach mit Männern zusammenführte, schon als kaum aufgeblühtes Mädchen die glühendsten Hul-

digungen erfahren. Vielleicht gerade weil man ihr so viel Liebe entgegenbrachte, hatte sie sich lange gefreut über ihre fühle Herzensfreiheit.

Leo war der Erste, gegen dessen stürmisches Werben sie sich nicht zu wehren vermocht, für den sie warm geworden war.

Wie fest sie an Leo hing, wie sich der Gedanke an eine gemeinsame Zukunft ihrem ganzen Denken eingepägt, das fühlte sie erst deutlich auf diesem Heimwege, als sie wie vernichtet in ihrem Wagen lag und in wildem Schmerz vor sich hinhurmelte: „Zu Ende! Das ist das Ende!“

Seine gewaltige Liebe war's gewesen, die ihr das stolze Herz bezwungen. Selbst seine grundlose Eifersucht hatte sie ihm verziehen, weil eine wilde Größe in seiner Leidenschaft lag, weil sie sich, auch wenn er grollte, wie von glühenden Wellen umrauscht fühlte in seiner Nähe. Sie glaubte, er liebe sie so über die Maßen, daß er ihr Alles in der Welt opfern könne, daß es ihm leichter wäre, den Gedanken an den Tod zu ertragen, als eine Trennung von ihr. Und nun gab er ihr den Abschied! Er hatte ihr gesagt: Geh! Ein Mann hatte ihre Liebfosung mit Entsetzen zurückgewiesen. Ihr Stolz war tödtlich getroffen.

Mit überströmendem Herzen war sie zu ihm gekommen, hingebend, liebevoll, als echtes Weib. Und er verwünschte den Tag, an dem er sie gesehen. Er hieß sie gehen, wie eine Zudringliche!

Jede weiche Regung erstickte in dem Sturm der Beschämung, der Empörung, die diese Erinnerung in ihr weckte. Nur ihr Trotz, nur ihr herber Stolz blieb zurück.

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein, sie zog die Vorhänge zu. Sie wollte keinen Menschen sehen, sich ganz vergraben im Dunkel. Aber schon am anderen Tage kam die Wandlung. Nein! Sie durfte sich nicht schwach und feige von

ihrer Schmerz beherrschen lassen. Sie wollte beweisen, daß sie mehr Kraft habe, als andere Mädchen.

Sie ging zur Probe, spielte am Abend ihre Rolle besser als je und riß das volle Haus zu begeistertem Beifall fort. Der junge Autor des Stückes dankte ihr mit freudiger Nührung; der Intendant, die Kollegen beglückwünschten sie, die Rivalinnen unter den Damen mit neidischen Mienen. Alle fühlten, daß heute ein Feuer in ihr glühe, das ihr bisher gefehlt hatte. Man munkelte und flüsterte. Die abenteuerlichsten Gerüchte tauchten auf. Niemand ahnte, daß sie mit schmerzgerissener Seele Vergessenheit suchte in ihrer Kunst, daß sie in bitterem Zorn die echten, überzeugenden Töne der Leidenschaft zu finden gewußt hatte.

Nie hatte sie in der Kritik ein so schrankenloses Lob gefunden, nie einen so großen Triumph gefeiert. Das Schicksal schien ihr den Weg zu weisen: befriedigter Ehrgeiz an Stelle der Liebe. Aber in ihr war eine milde, gefährliche Unruhe, die auch der Erfolg nicht stillte. Als sie eben zu der zweiten Aufführung des neuen Stückes in's Theater fahren wollte, kam Doktor Höfer. „Ich bringe gute Nachricht,“ sagte er. „Für Graf Lindheim ist wieder Hoffnung. In den ersten Tagen schien er verloren, nun aber zeigt sich die Verletzung weniger schlimm, als man befürchtete. Eine Wendung zum Besseren ist auf alle Fälle eingetreten.“

Sie dankte ihm mit ernster Miene für die Botschaft, für seinen Besuch.

„Ich habe auch noch eine Bitte, gnädiges Fräulein. Die Bitte um Ihr Schweigen. Wenn die Sache einen besseren Ausgang nimmt, als wir erwarteten, läßt sich das Duell vielleicht vollständig verheimlichen. Man wird vorgeben, Graf Lindheim habe sich beim Entladen einer Schußwaffe selbst verletzt. Es wäre für Eifolt und mich

sehr wünschenswerth, wenn nichts von dem wahren Thatbestand an die Deffentlichkeit käme.“

„Auf mich können Sie sich verlassen, ich bin keine Schwätzerin,“ versicherte Herni. Auch sie fühlte sich von einem schweren Druck befreit, aber gegen Leo nicht milder gestimmt. Im Gegentheil. Nun da die Tragik, die über seiner That gelegen, sich verlor, da auch das Mitleid mit seinem Geschick nicht mehr versöhnend für ihn sprach, schien es ihr nur um so unerhörter, was er ihr angethan hatte.

Der ernste Schauer, der ihre Seele eingehüllt hatte, war gewichen. Nun blieb nur noch das heiße Verlangen, innerlich von Leo frei zu werden und ihm zu zeigen, daß sie frei sei.

So verschiedenartige Eindrücke hatten sich ihr in wenigen Tagen zusammengedrängt, sie war so hin- und hergeworfen worden in den wechselndsten Seelenstimmungen, daß ihr die Zeitrechnung wie ein Räthsel schien und sie nicht zu fassen vermochte, daß wirklich nur eine Woche vergangen, seit Leo zum letzten Male bei ihr geweilt und die Einladungskarte zu Bankier Raff in zornigen Händen zerknittert hatte. Und doch hatte die Abendgesellschaft, für welche Herni damals eine höflich dankende Absage geschickt, noch gar nicht stattgefunden, ja Frau Raff, eine der elegantesten Damen der Stadt, fuhr sogar in ihrem reizenden Wagen noch einmal bei der Schauspielerin vor und frug, ob das Fräulein sich nicht doch für ein Stündchen frei machen könne, ihre Gäste würden sich ungemein darüber freuen.

Herni hatte keinen Grund mehr, diese auffallende Zu- vorkommenheit der reichen Frau zurückzuweisen und versprach zu kommen.

Das moderne, mit allem Luxus ausgestattete Haus des Bankiers war wie geschaffen zu einem glänzenden Feste. Unter all' den Herren in Uniform oder Frack, unter all'

den Damen, die eine Woche Zeit gehabt hatten, sich auf eine prunkvolle Toilette zu besinnen, und nun diamantenübersät, in den buntesten, kostbarsten Gewändern durch die schönen Räume rauschten, ward die junge Schauspielerin gefeiert wie ein Ehrengast. Sie war durch ihren letzten Triumph in den Augen all' dieser Menschen, die sich ihr Urtheil durch die Zeitungskritik bilden lassen und die weniger die Kunst als den Erfolg verehren, um ein Bedeutendes gestiegen. Es galt nun als Eitelkeitsfache, ihr vorgestellt zu werden, um am nächsten Tage damit prahlen zu können, man habe mit Fräulein WalDRAM gesprochen.

So drängte man sich denn an die Schauspielerin heran. Ihre Augen glühten dunkel. Ein Leidenszug lag um ihren Mund, aber sie bemühte sich zu lachen unter den Fröhlichen.

Direktor Krotte, ein mittelgroßer Mann mit scharfen Bewegungen und einem sehr selbstbewußten Auftreten, war Herni's Tischnachbar bei dem üppigen Mahle. Auch er gehörte zu den Persönlichkeiten, welchen man besondere Aufmerksamkeit schenkte; nicht wegen seiner Schönheit oder wegen seines Talentes, sondern nur seiner Millionen wegen.

Er war der Leiter einer bedeutenden Versicherungsgesellschaft und bezog als solcher ein glänzendes Gehalt. Aber er hatte sich auch durch glückliche Privatspekulationen ein kolossales Vermögen erworben. Ein schwerreicher Mann und Wittwer!

Kein Wunder, daß von älteren und jüngeren Augen ihn lockende Blicke trafen, daß er auf den meisten Frauengesichtern einem lebenswürdigen Lächeln begegnete.

„Gnädiges Fräulein, ich kann Ihnen sagen, Ihre letzte Rolle — famos!“ versicherte er Herni mit seiner eigenthümlichen Art, die Sätze kurz, rasch, wie abgehakt hervorstößen. „Ich war ergriffen, das will etwas heißen. Ich neige nicht zur Sentimentalität. Wenn mir ein Stück nahe geht, das ist viel, ist viel.“



Er pflegte, wenn er in der Nähe sehen wollte, über seine Augengläser hinweg zu blicken mit seinen grauen, durchdringenden Augen. Das gab seinem Gesichte etwas Lauerndes. An seinen Mundwinkeln zogen sich zwei scharfe Falten herab und er konnte, wenn er die Lippen mit dem dichten, schon etwas angegrauten Schnurrbart fest geschlossen hielt, sehr finster aussehen. Nun aber röthete der Sekt und eine freudige Anregung seine Wangen. Er war bemüht, sich von seiner angenehmsten Seite zu zeigen und den Ernst, der immer wieder wie ein Schatten über das schöne Gesicht seiner Tischnachbarin flog, mit dem lebenswürdigsten Geplauder zu zerstreuen.

Man nahm den Kaffee in einem reizenden Raum ein, der durch eine breite Glaswand abgeschlossen war, hinter welcher man das Grün des Wintergartens erblickte.

„Wissen Sie, verehrtes Fräulein Waldram, was ich für Sie fürchte?“ sagte er zu Herni, während er ihr die Zuckerschale reichte.

Sie sah ihn fragend an.

„Daß Sie sich eines schönen Tages ernstlich verlieben.“

Er bemerkte nicht, wie sie die dunklen Brauen zusammenzog, wie zornig ihre Stimme bebte, als sie nun mit bitterem Tone erwiderte: „Das wird nie geschehen.“

„Es wäre auch ein Unglück für Sie, für die Kunst. Wenn Sie untergingen in der Neigung für einen Einzelnen, in kleinen Verhältnissen — schade, jammerschade!“

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich werde meinem Berufe treu bleiben — und einsam.“

„Warum einsam? Warum sollten Sie sich nicht verheirathen? Nur nicht in blinder Verliebtheit, nein, mit klarer Ueberlegung. Der Mann müßte Ihnen auch etwas zu bieten haben. Er müßte einsehen, daß ein Weib wie Sie der Gesellschaft, der Welt angehört. Sie würden sein Haus schmücken durch Ihre Gegenwart. Er aber müßte

seinen Stolz darein setzen, Ihnen eine würdige Umgebung zu schaffen, Ihnen die herrschende Stellung in der Gesellschaft zu geben, für die Sie geboren sind."

Sie blickte vor sich hin auf die Glaswand mit dem grünen Hintergrunde. Wie in einem Spiegel sah sie zwischen den Palmblättern ihr eigenes Gesicht mit dem sich nahe zu ihr heranneigenden Kopfe des Direktors an ihrer Seite.

Sie erschraf vor dem Wilhe und mußte doch immer hinblicken, als sei in diesen schattenhaften Umrissen, die sich auf der durchsichtigen hellen Fläche abzeichneten, eine dunkle Mahnung, ein Wegweiser für ihre Zukunft.

Hier bot sich ihr die Rache, nach der sie aufschrie, so oft die Sehnsucht nach Leo sich nicht niederkämpfen lassen wollte. Wie ein lockender Strom floß um sie her die üppige Pracht, die verschwenderische Fülle, der Glanz des reichen Hauses und erweckte in ihr jenen dunklen Wunsch nach dem Reichthum und der Macht eines großen Besitzes.

Und sie fühlte es — sie brauchte nur zu wollen.

Leo hatte, als Herni ihn verlassen, lange mit trostlosen Augen den Ring angestarrt, den sie vom Finger gezogen. Aber er bereute nicht, was er gesagt hatte.

Zerstören wollte er die Ursache, den Wahn, der ihn zu so Fürchterlichem angetrieben hatte. Sein Leben schien ihm verwirkt, wenn der Freund starb.

Der Zustand des Verwundeten blieb eine Zeitlang so bedenklich, daß die Aerzte beständig schwankten zwischen Furcht und Hoffnung. Der rechte Lungenflügel war durch den Schuß verletzt worden. In den ersten Tagen hatte ein heftiger Blutsturz, die große Schwäche des Verwundeten das Schlimmste befürchten lassen. Aber endlich ging es besser. Die Kräfte nahmen zu, das Fieber hörte auf, der innere Heilungsprozeß schritt rasch vorwärts.

Leo jedoch blieb vollständig taub für jede Versicherung, daß der Graf leben werde. Er war nicht zu bewegen, sein Zimmer zu verlassen, seinem Beruf nachzugehen, irgend welche Arbeit zu beginnen. Seit ein paar Wochen lebte er wie in einer Einzelhaft.

Doktor Höfer betrachtete diesen Gemüthszustand mit schwerer Sorge. Es mußte etwas geschehen, um ihn herauszureißen, wenn er nicht einer krankhaften Melancholie verfallen sollte, die eine schwere Nervenzerrüttung zur Folge haben konnte.

Doktor Höfer hatte manches eingehende Gespräch mit Lindheim's Arzt, und eines Tages kam er zu Leo, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Heute müssen Sie heraus. Lindheim will Sie sprechen.“

Wie von einem elektrischen Strom berührt, fuhr Leo aus seinem Brüten empor und machte sich fertig. Als er aus dem Hause trat, in dem er sich wie in einem Gefängnisse eingeschlossen hatte, wirkte der nun vollermachte Frühling mächtig auf ihn. Die Kastanien, die noch kahl gewesen, als er zum letzten Male durch die Allee gegangen war, rauschten nun in reichem Blätterschmuck. Es war ein Blühen an allen Hecken, ein Schwalbengezwitscher in der Luft, ein Drängen nach Leben in der Natur und auf den Menschengeſichtern.

Gustav war über Erwarten wohl. Eine günstige Wendung in seinen Verhältnissen hatte viel zu seiner Genesung beigetragen. Er besaß einen kinderlosen Großonkel, der sich aber bisher sehr unzugänglich für den lebenslustigen Neffen gezeigt hatte. Nun war dem alten Grafen das Gerücht, Gustav sei sehr schlimm daran, von einem der bestürzten Gläubiger des Lieutenants zu Ohren gekommen. Dem kinderlosen Mann, der sich vor dem Sterben fürchtete und von allerlei abergläubischen Ideen gequält wurde, schien's förmlich wie ein Verhängniß, als wäre das uralte

Geschlecht der Lindheims, das nur auf wenigen Augen ruhte, nun dem Untergang geweiht. Er schickte eine ängstliche Nachfrage, das erste Lebenszeichen, das Gustav seit Jahren erhalten. Sobald dieser nur wieder im Stande war, eine Feder zu halten, schrieb er ein paar heitere Zeilen, es ginge ihm wieder gut; er verzichte vorläufig noch nicht auf die Aussicht zu leben und seinen Namen auf Söhne und Enkel zu vererben.

Der Großonkel war von dieser günstigen Nachricht so angenehm berührt, daß er versprach, die Schulden des Lieutenants zu bezahlen, ja sogar die Geneigtheit durchschimmern ließ, künftig eine Zulage zu geben.

Gustav segnete fast seine Verwundung. Wenn es ihm gelang, sich dauernd in der Gunst des Großonkels festzusetzen — und er wollte alle seine Liebenswürdigkeit aufbieten — so hatte ihm Leo eigentlich den größten Dienst geleistet. In dieser Stimmung fühlte er sich zur Veröhnung bereit.

Vor der Thüre schon hörte Leo die Stimme seines Freundes. In heftiger Erschütterung packte er Doktor Höfer's Arm und sah ihm in die Augen, wie ein Erlöster, der noch zweifelt, der nicht zu glauben wagt.

Es war also wahr! Er kam nicht zu einem Sterbenden, wie er gefürchtet hatte. Kein Wort brachte er hervor, als er nun eintrat, und Gustav auf seinem Lager erblickte. Wie gebannt blieb er an der Thür stehen. Ein feierliches Schweigen herrschte. Die beiden Aerzte warteten mit einer gewissen Beklemmung auf die Veröhnungsscene, die sie herbeizuführen gesucht hatten.

Graf Lindheim, dem der düstere Ernst sehr drückend erschien, schlug mit seiner alten Gewandtheit einen Ton an, der befreiend auf die Gemüther wirkte.

„Na, Leo, hübsch war's nicht! Geflucht habe ich Dir ehrlich! Aber sie sagen ja, Du nähmest es Dir grausam

zu Herzen, und es ginge Dir schlechter als mir. In der Genesung wird man bekanntlich elegisch gestimmt. So habe ich mich denn überreden lassen, in Anbetracht dessen, daß wir alte Freunde sind —“

Er streckte den Arm aus.

Mit einem dumpfen Auffschrei stürzte Leo zu ihm hin und schüttelte die abgemagerte zierliche Hand, Worte murmelnd, die Niemand verstand, in einer so gewaltigen Bewegung, daß ihm die Stimme versagte, daß er alle Selbstbeherrschung aufbieten mußte, um seine überreizten Nerven im Zaum zu halten und nicht vor den Zeugen in Thränen auszubrechen.

Als Leo nach einer halben Stunde wieder in's Freie trat, war er in einem wahren Taumel. Wie ein Rausch umfing ihn der Frühlingsglanz, die Sonne, das wiedergeschenkte Leben! Es war ihm zu Muth wie einem Blinden, der das Augenlicht wieder gewonnen, wie einem Verurtheilten, vor dem sich die Freiheit öffnet!

In der glühenden Daseinslust, die ihn durchströmte, in dem Glücksgefühl, das ihm mit verjüngender Gewalt durch alle Adern pochte, begab er sich geradenwegs zu Herni.

Die Dienerin der Schauspielerin schaute ihn sehr betroffen und verlegen an, als er nach ihrer Herrin fragte. Aber ein helles Lachen klang in den Flur heraus. Sie wagte bei diesem Ton, der so deutlich die Anwesenheit der Dame verrieth, nicht, die Lüge zu sagen, das Fräulein sei nicht zu Hause. Leo aber war nicht gewohnt, sich bei Herni melden zu lassen, und er vergaß in diesem Augenblicke vollständig, daß er das Recht, hier einzutreten, selbst verwirkt hatte.

So öffnete er denn nach einem raschen Klopfen die Thüre. Daß Herni nicht allein war, wußte er. Aber als er den Mann nun sah, der neben ihr saß, an demselben

Bläse, an dem er so oft liebetrunken in ihr Gesicht geschaut hatte, da prallte er entsetzt zurück.

Auch Herni erhob sich. Sie zitterte. Ihre Augen glühten auf.

Mit einem seiner lauernnden Blicke schaute Direktor Krotte auf das Mädchen. Er war betroffen von dem Eindruck, den der Besuch des jungen Mannes in ihr sichtlich hervorrief.

Einen Moment war verlegenes Schweigen. Dann faßte sich Herni.

„Erlauben die Herren, daß ich sie bekannt miteinander mache. Herr Gisolt — Herr Direktor Krotte, mein Bräutigam,“ sagte sie klar und laut.

Auch über die erschütterndsten Lagen vermag der Zwang der gesellschaftlichen Sitte hinwegzuhelfen.

Leo verbeugte sich förmlich; er beherrschte sogar seine Züge.

„Ich muß vielmals um Entschuldigung bitten, die Herrschaften gestört zu haben,“ sagte er dann mit einer Ruhe, die ein fremdes Ohr wohl täuschen konnte. Man sprach einige gleichgiltige Worte, dann brach er seinen Besuch ab und entfernte sich.

Er hatte nicht ein einziges Mal die Augen auf Herni gerichtet. Er hatte sich nur an den Direktor gewendet.

Eduard Krotte war klug genug, diesen eigenthümlichen Vorgang nicht weiter zu berühren, sondern gelassen in der Unterhaltung fortzufahren, die durch Leo's Eintreten unterbrochen worden war. Er blieb nicht blind für die Blässe seiner Braut, für ihre kaum verborgene Erregung, aber er schwieg.

Nun wußte er, wem er das Glück zu danken hatte, das schönste Mädchen der Stadt erobert zu haben. Daß sie sich aus Trotz mit ihm verlobt, im Zorn über einen Anderen, darüber war er keinen Moment im Zweifel ge-

wesen. Er war auch dem gefeierten Weibe gegenüber, daß er begehrte, ein schlauer Geschäftsmann, der eine günstige Lage zu nützen wußte.

Herni seufzte tief auf, als sie allein war.

Nun erst konnte sie sich besinnen, diese Minuten überdenken, in welchen sie ihre Rache an Leo ausgeübt. Für diese Minuten gab sie ihre Zukunft in fremde Hände. Diese Minuten kosteten ihr ihre Freiheit, ihre Selbstachtung. Sie hatte sich dem ungeliebten Manne verkauft aus Troß, aus gekränktem Stolz. Das fühlte sie.

Es schien ihr wie ein Glück, daß sie am Abend spielen, sich selbst vergessen durfte. — Betäubung! das war das nimmer endende Verlangen in ihr.

Ihr Bräutigam schien ein merkwürdiges Verständniß für diesen ihren heimlichen Wunsch zu besitzen. Er gab ihr Beschäftigung auch in den Stunden, in welchen ihr Beruf sie frei ließ. Eines Morgens führte er sie an eine entzückende, neugebaute Villa in der Vorstadt und sagte: „In diesem Hause wollen wir wohnen, und ich möchte, daß Du mir hilfst, es ganz nach Deinem Geschmacke auszustatten.“

Und Herni gab sich leidenschaftlich dieser Aufgabe hin und zeigte ein neues Talent, das bisher noch keine Gelegenheit zur Entwicklung gefunden, eine auffallende Begabung für die harmonische, geschmackvolle Ausstattung von Zimmern.

Stundenlang konnte sie in den Teppich- und Seidenmagazinen wühlen und wählen zwischen weichen und glänzenden, zartduftigen und schweren Stoffen, zwischen Teppichen, Decken und Vorhängen, wahren Kunstwerken der Weberei, suchen nach der Gesamtwirkung, die den Augen am wohlthuendsten war.

Der Kaufsch, nach dem sie begehrte, lag für sie in dieser Fülle, dieser Mannigfaltigkeit, dieser Farbenpracht, in der

Schönheit, welche die moderne Industrie zu schaffen weiß, die ihr der Reichthum erschloß.

Direktor Krotte drängte und drängte mit Ungeduld nach der Vollendung des Hauses. So bald es bereit war, die Herrin zu empfangen, sollte die Hochzeit stattfinden und bei der Rückkehr von einer kurzen Reise das neue Heim mit einem glänzenden Feste eingeweiht werden.

## 4.

Leo hatte die Stadt verlassen. Es war ihm unmöglich gewesen, mit irgend einem Menschen über das zu sprechen, was ihm geschehen war. Selbst das Mitleid der Freunde schien ihm unerträglich.

Einsamkeit! Wilde Natur! Darnach schrie sein Herz. In den Wochen, die nun kamen, schob sich eine immer weitere Kluft zwischen die Beiden, die sich geliebt hatten. Während Herni sich von Luxus und Brunk in Vergessenheit einlassen ließ, eilte Leo hinaus aus der Kulturwelt, wohnte in den abgelegensten Dörfern, trieb sich mit Jägern herum und gab sich Mühe, in einem einfachen Naturleben sich selber wiederzufinden.

Es war ein nasser, kalter Mai. Trotz seiner unbezwinglichen Sehnsucht nach einem Marsche zwischen steilen Felsgraten, nach dem schneidigen Berghauch der Höhe, hatte er sich bis jetzt im Thale aufhalten müssen. Endlich, gerade als er nach kurzer Wanderung eben in dem schönen hochgelegenen Gauberg angelangt war, schien die Sonne.

Nun hielt es ihn nicht mehr. Er ließ sein Gepäck zurück und stieg empor in die Wildniß. Er hatte den Weg über die Geisterwände zum Wetterkopf schon einmal gemacht und getraute sich, ihn auch ohne Führer wiederzufinden.

Kein Menschengesicht mehr zu sehen, das schien ihm Hochgenuß.



Als die Häuser, die Dörfer nur noch wie winzige Fleckchen tief unter ihm erschienen, als endlich ein bläulicher Nebelstreif die ganze Ebene einhüllte, da ward ihm wohl, wie ihm lange nicht gewesen. Was er gethan, gelitten und verloren, es verdämmerte in dem gewaltigen Hauch der Bergeinsamkeit. Er war nur noch ein Mensch, der mit kräftig arbeitender Lunge, mit straffgespannten Muskeln gegen die Natur kämpft.

Man hatte ihm wohl versichert, es liege noch ungewöhnlich viel Schnee auf den Bergen, aber diese Massen, diesen starren Winter hatte er dennoch nicht erwartet. Und über all' dem Eis und Schnee lag der leuchtendste Himmel. Eine herrliche Aussicht mußte ihn für alle Mühen entschädigen.

Endlich nach Stunden war der Grat erklommen. Gerade jetzt aber wälzte sich eine Nebelwand heran, und hüllte ihn so völlig ein, daß er kaum die nächste Umgebung zu sehen vermochte.

Warten war nutzlos. Er mußte wieder thalwärts waten, ohne Fernblick. Auf der Sonnenseite, über die er nun hinab wollte, war der Weg wohl besser.

Er trank einen Schluck Wein. Es blieb ihm nicht mehr viel. Er hatte wenig Proviant mitgenommen, um sich nicht zu belasten. Am Abend mußte er ja das gute Gasthaus am Forellensee, das nun gerade da unten, tief unter ihm lag, erreicht haben. Also weiter!

Manchmal sank er bis in die Kniee in den Schnee ein. Das Gewölk über ihm wurde immer dichter und plötzlich brach ein Schneesturm los von solcher Wildheit, daß es völlig dunkel wurde, und die Eiskörner, die ihm in's Gesicht prasselten, ihn fast völlig des Augenlichtes beraubten. Halb tastend schritt er weiter. War's der rechte Weg? Er wußte es nicht. Nur nach unten strebte er, aus dem Bereich des Unwetters heraus.

Jetzt war das Schlimmste vorüber. Einen Moment zeigte sich ihm sogar seine nächste Umgebung, und mit Schrecken gewahrte er, daß er dicht vor einer senkrechten Wand stand. Er war also wirklich fehl gegangen und mußte wieder zurück.

Eine kleine Strecke weit war er wieder emporgestiegen unter unsäglichen Mühen. Da fing's abermals zu schneien und zu stürmen an, mit einer Wucht, gegen die sich auch mit Niesenkräften nicht ankämpfen ließ. Leo ließ sich ermattet unter einem überhängenden Felsstück nieder, der aus dem Weiß noch ein wenig hervorragte. Er fand wenig Schutz. Die Flocken fielen so dicht auf ihn nieder, daß er mit den Armen arbeiten mußte, um sich Gesicht und Brust frei zu halten und nicht unter der weißen Masse begraben zu werden. Die Füße sanken ihm tief in den Schnee. Aber das konnte ja nicht lange dauern; es war vier Uhr Nachmittags, er mußte Geduld haben und warten.

Eine Stunde nach der andern verging, das Wetter besserte sich nicht. Er machte einen neuen Versuch sich durchzuarbeiten, weiter zu gehen. Aber jeder Schritt war ein Versinken. Bei jedem Schritt öffnete sich's wie ein weißer Abgrund. Und das Dunkel wich nicht mehr. Schließlich ward es Nacht.

Nun hieß es, sich in den Mantel wickeln und ausharren auf dem feuchten Lager, mit der nasskalten Decke über den Füßen, in Frost und Hunger.

Er besaß nichts mehr: keine Brodkrume, keinen Tropfen Wein, um sich die Glieder zu wärmen. Und die endlose, endlose Nacht!

Einschlafen und nicht mehr erwachen! Wenn er so den Tod finden könnte, an den er vor ein paar Wochen so viel gedacht hatte! Was läge ihm daran? Kein Mensch vermißte ihn, wenn er nicht wiederkam.

Aber trotz der dumpfen Gleichgiltigkeit, mit der er die

Augen schloß, war doch ein Etwas in ihm, das ihn nicht schlafen ließ, ein Lebensdrang, der ihn immer wieder aus dem kurzen Verdämmern aller Gedanken emporriß. Trotz seiner Sterbebereitschaft grüßte er die Sonne, die endlich, endlich durch den Nebel drang, wie eine Erlöserin.

Als er aufstehen wollte, fühlte er, daß seine Füße durch die nächtliche Kälte nahezu gelähmt waren. Mit Aufbietung aller Kräfte arbeitete er sich durch den lockeren tiefen Schnee weiter. Aber nur eine kurze Strecke, dann glitt er aus, die ganze Schneehalde kam zugleich in's Rutschen und inmitten einer wahren Lawine fuhr er den Abhang hinab und blieb, in den Schnee eingekült, am Fuße eines Felsabsturzes mit gebrochenem Knöchel liegen.

Was jetzt? Bewegen konnte er sich nicht mehr. Eine verzweifelte Todesangst durchrüttelte ihn. Er schrie um Hilfe. Ohnmächtig verklang die Menschenstimme in der Weite. War er bestimmt, hier elend zu verhungern, zu erfrieren?

Mehr und mehr klärte sich das Wetter auf. Er sah blauen Himmel. Glitzernd, lichtumflossen lag um ihn die schöne Bergwelt, der er Lebenswohl sagen sollte für immer. Und ernste Gedanken zogen durch seinen Sinn. Er gedachte auch seiner Liebe und seiner Schuld — der blinden, grundlosen Eifersucht, und mehr und mehr erstarben die wilden Gluthen in der eisigen Umklammerung des Schnees.

In derselben Stunde schritt Herni am Arm ihres Bräutigams durch die reizenden Räume, in denen sie künftig leben sollte. Sie blickte sich um mit dem Gefühl eines Meisters, der sein Werk bewundert. Es war ihr gelungen, verschwenderischen Luxus mit Behagen zu vereinen.

Noch stand ihr eine Ueberraschung bevor.

Der Direktor hatte sich vorbehalten, den pavillonartigen Anbau nach seinem Sinne auszuschnücken, und sie gebeten, erst nach der Vollendung einen Blick hineinzuworfen. Als

er sie nun durch den breiten Vorplatz in den großen Saal führte, sah sie hier eine kleine Bühne. Herni's Bräutigam war nicht ein einziges Mal mit dem Ansinnen an sie heranketreten, das Theater zu verlassen. Nun aber sagte er schmunzelnd: „Wer weiß, ob Du Lust haben wirst, an der Hofbühne zu bleiben, wenn Dein Kontrakt abgelaufen ist. Ich dachte mir, es würde Dir in Zukunft vielleicht Freude machen, hier vor geladenem Publikum Stücke aufzuführen, die Dir gefallen, Dein eigener Intendant und Regisseur zu sein.“

Sie konnte nicht umhin, mit dankbarer Bewunderung anzuerkennen, wie liebevoll er für ihre Zukunft sorgte, ihr Leben auszufüllen suchte.

Während sie ihm die Hand drückte, hatte sie die warme Empfindung: „Er ist gut! Er verdient, daß ich ihm von Herzen zugethan bin.“

Und doch! Als sie dann eine Weile allein auf dem Balkon stand und auf die Straße hinablickte, überkam sie ein Gefühl der Leere. Die Aufregung, in der sie die Einrichtung des Hauses betrieben hatte, fehlte ihr. Ja nun, da all' diese kostbaren Dinge in wenigen Tagen ihr gehören sollten, erschrak sie fast vor diesem Reichthum, als wäre er ein Unrecht an allen Jenen, die darben und hungerten.

Wie gebannt hing ihr Blick an einer schlichten Frauengestalt, die in dem dürftigsten Gewande da unten am Gitter des Gartens entlang ging. Es fiel ihr auf, daß sie dieses junge Weib in der letzten Zeit öfters bemerkt hatte, wenn sie in einen Wagen stieg oder aus der Thüre ihrer Wohnung trat. Auch jetzt schien die Frau, die trotz ihrer ärmlichen Erscheinung wohl besseren Kreisen angehört haben mochte, vor der Villa zu warten. Herni war in der letzten Zeit viel um Unterstützung gebeten worden und fühlte in dieser Stunde eine so ernste Ver-

pflchtung, zu schenken, zu helfen, daß sie gerne in jede Hand, die sich bittend zu ihr erhob, eine Gabe gedrückt hätte.

Als sie aus der Villa trat, blickte sie sich um nach der traurigen Gestalt. Einen Moment sah sie in ein junges Gesicht mit kummervollen Augen, die sich flehend auf sie richteten.

Doch gleich darauf folgte ihr der Direktor und bot ihr seinen Arm. Da wendete die Fremde sich eilig ab und verschwand so rasch unter den Spaziergängern, daß Herni sie nicht mehr zu entdecken vermochte.

Das blasse, flehende Gesicht wollte ihr nicht mehr aus dem Sinn. Es lag ihr mit einem Male wie ein Alp auf der Seele.

Am darauffolgenden Tage saß sie des Abends allein in ihrer Stube, in der nun schon der Reisekoffer stand und in einem eleganten Karton der Myrtenkranz lag, den sie sich in wenig Tagen auf das dunkle Haar drücken sollte.

Sie war friedlos, von einer bangen Stimmung erfaßt, die jedesmal über sie kam, wenn sie einen seltenen Augenblick der Ruhe hatte. Um sich einzuschläfern, nahm sie die Zeitung zur Hand.

Plötzlich stieß sie einen Schreckenschrei aus und wurde todtenblaß; ihre Augen schauten groß und düster auf das Zeitungsblatt; auf die eine Stelle. Diese lautete:

„Wieder hat ein Waghalsiger ohne Führer eine Besteigung unseres, nun im Neuschnee doppelt gefährlichen Wetterkopfes unternommen. Unsere Gegend wurde am Freitage in größte Aufregung versetzt, denn ein Jäger behauptete, er habe von den Geisterwänden herab einen Hilferuf vernommen. Man wollte ihm erst keinen Glauben schenken, bis man mit einem scharfen Fernrohr zwischen den Schneemassen einen Menschen entdeckte. Unsere wackeren

Führer machten sich sofort auf den Weg, trotzten der Gefahr, welche ihnen durch die abstürzenden Lawinen drohte und fanden den Unglücklichen in einem Zustande tiefster Erschöpfung. Als man ihn nach unsäglichen Anstrengungen über den steilen Grat herab in das Gasthaus zum Forellensee getragen hatte, war er dem Erlöschen nahe. Einem zufällig anwesenden Arzte gelang es, durch geeignete Behandlung die fast geschwundene Körperwärme wieder zurückzurufen. Doch zweifelt man am Aufkommen des Unglücklichen. Auch der eine Fuß desselben ist gebrochen. Der Bedauernswerthe ist ein Jurist aus München, Namens Eifolt.“

Gegen ihre Liebe hatte Herni zu kämpfen vermocht, aber wie wehrte sie sich nun gegen das Gefühl, das bei dieser traurigen Nachricht auch den Gleichgiltigsten durchrieseln mußte, gegen das herzerschütternde Mitleid?

Sie sah ihn vor sich, wie er hier vor ihr gestanden, zu groß fast für den engen Raum, in seiner jungen Kraft und seiner Lebensfülle. Sie dachte sich die Verzweiflung, in der er da oben in der Wildniß den einsamen Tod hatte herannahen sehen, und wenn sie in der Nacht die Augen schloß, so führte ihr der Traum Schreckensbilder vor die Seele, aus denen sie aufstöhnend erwachte zu der traurigen Erinnerung, daß es Wahrheit sei, was sie geträumt, daß er Gräßliches zu erdulden hatte.

Es litt sie nicht im Dunkeln. Immer wieder zündete sie die Kerze an neben ihrem Lager und schaute dann, halb wahnsinnig in ihrer nächtlichen Erregung, auf das Brautkleid, das in ihrem Schlafzimmer hing, das sie in wenigen Tagen tragen sollte.

Während sie sich schmückte, während sie an einer festlichen Tafel saß und im Champagner sich Muth zu dem neuen Leben trank, zu dem sie sich aus schnödem Rachedurst entschlossen, lag er da draußen auf seinem Schmerzens-

lager unter den Händen der Ärzte, vielleicht sterbend. Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Sie wollte den Jammer nicht sehen, nicht denken und vermochte sich doch nicht loszureißen von dem Anblick seines Glends, das ihr unablässig vor Augen stand.

Der Tag dämmerte noch kaum. Vor dem Fenster aber war eine Amsel erwacht und flötete süß. Da fuhr Herni mit einem wilden Entschluß empor von ihren Kissen. Nur ein einziger Gedanke beherrschte sie noch: sie wollte Leo sehen.

Dieses Verlangen kam über sie mit solch' zwingender Gewalt, daß Alles dagegen verblaßte, die Rücksicht auf ihren Bräutigam, auf ihre Zukunft. Wenn ihr der Tod gedroht hätte, sie wäre gegangen, sie hätte gehen müssen.

Sie schrieb ein paar Zeilen: „Eine traurige Nachricht, die ich eben erhalten habe, zwingt mich zu eiliger Abreise!“ befaßl ihrer verschlafenen Dienerin, welche über die ungewohnte Stunde, in der sie geweckt worden, sehr ungehalten war, den Brief an Direktor Krotte zu bestellen, und verließ das Haus. Das Amselgezwitscher klang ihr nach. Die kühle Morgenluft umfing sie wie ein fremder Hauch, und als sie hineinfuhr in die leuchtende Maienwelt, näher und näher den duftumsflossenen Bergen, da wirkte diese Schönheit nicht beruhigend auf sie, nein, die Natur rüttelte sie grausam empor aus ihrem verkehrten Treiben, zu einem namenlosen Gefühl des Glends. . . .

In einem kahlen Gasthauszimmerchen lag Leo mit abgemagertem Gesicht, mit dem Leidenszug schwerer körperlicher Schmerzen um Augen und Mund.

Sie konnte sich nicht beherrschen. Nur einen Moment begegnete sie seinem sie anstaunenden, aufleuchtenden Blick. Dann brach sie in wildes Schluchzen aus. Die künstliche Heiterkeit, in der sie sich seit dem Abschied von ihm zu erhalten gesucht hatte, der Taumel, in dem sie sich be-

täubt, waren gewichen. Sie weinte um ihn, um sich, um ihr verlorenes Glück.

Ihr dunkles Haupt lag auf seiner Brust. Er sah das schwarze Geringel, das sich bei ihrer heftigen Bewegung gelöst hatte und in ihren Nacken herabfiel, er hörte ihr leidenschaftliches Schluchzen.

„Herni! Arme Herni!“ flüsterte er, und seine schwachen Hände streckten sich aus nach ihrem geliebten Haupt. Er wollte tröstend ihr Haar, ihre Wangen streicheln. Dann aber, wie erwachend, fuhr er zurück vor der Berührung.

„War's nur ein Fiebertraum, daß Du die Braut eines Anderen bist?“ frug er mit seiner matten Stimme. „Mir ist's, als solltest Du die Frau eines reichen Mannes werden? War's nicht so?“

Sie hob das thränenüberströmte Gesicht und rang die Hände. „In zwei Tagen soll die Hochzeit sein,“ erwiderte sie planlos. „Aber ich kann nicht — kann nicht!“

Mit verzehrendem Sehnen schaute er in ihr Gesicht, er vergaß seine Schmerzen über dem Anblick. Er fühlte, das Mitleid hatte sie ihm wiedergegeben, und es wollte ein heißer Jubel in ihm emporsteigen. Aber dann kam der fürchterliche Gedanke: „Um sich an Dir zu rächen, um Gold und Glanz zu gewinnen, hat sie sich dem ungeliebten Manne in die Arme geworfen.“ Dumpf fragte er: „Und warum bist Du zu mir gekommen?“

„Ich bin zu Dir gekommen, Leo, ohne zu denken, ohne zu überlegen. Aber eins weiß ich auch, daß ich bleiben will, Allem, Allem zum Trotz. Sag' mir nur, daß Du wieder glaubst an das Glück! Sag' mir nur, daß Du mich noch lieb hast, mich nicht verachtest.“

Er rang mit sich in einem furchtbaren Kampf. So verzweifelt, so unglücklich hatte er hier gelegen, und nun kam sie und brachte ihm das Größte, das Schönste: sich selber, ihre Liebe!



Aber er dachte auch an das, was er ihretwegen gethan, dachte daran, wie schände sie sich hatte wegwerfen wollen, dachte daran, daß sie die Bühne, die Triumphe des Theaters nicht aufgeben wolle, und daß er daher stets in Gefahr sein würde, ein Opfer der Eifersucht zu werden. Nein, es ging nicht! Das war das Unglück für Beide.

Noch einmal blickte er sie an. Ein Schauer überrieselte ihn. Er biß die Zähne übereinander in wildem Schmerz. Dann wendete er seinen Kopf gegen die Wand und sagte fast rauh: „Nein, Herni, Begrabenes wird nicht mehr lebendig. Das ist vorbei! Unsere Charaktere passen nicht zu einander. Ich habe Dich nicht mehr lieb!“

Er hörte, daß sie sich erhob. Er fühlte, daß sie sich an der Thüre noch einmal zögernd umblickte. Er biß die Zähne aufeinander, um nicht aufzuschreien.

Ihr Schritt verklang auf der Treppe. Ein Wagen rollte fort. Er war allein.

## 5.

Es war Nacht, als Herni heimkehrte. Verschiedene Damen hatten ihre Karte abgegeben. Darunter lag auch ein selbstgeschriebenes Kärtchen mit einem fremden Namen: Auguste Berger.

Sie frug ihre Dienerin, wer das gewesen sei.

„Ich glaube eine Bettlerin,“ sagte diese verächtlich.

„Eine junge blasse Frau, mit braunen Augen?“

„Ja, ich habe sie schon öfter vor dem Haus stehen sehen. Sie will auch morgen wiederkommen. Die Leute sind so zudringlich,“ brummte das Mädchen.

„Führen Sie die arme Frau herein, auf alle Fälle,“ befahl Herni.

Der Gedanke, daß ihr nun die Macht gegeben sei, Unglücklichen zu helfen, war der einzige lichte Strahl, der noch auf ihre Zukunft fiel, das war die Beruhigung, die

sie für ihr Gewissen hatte, wenn es ihr zurief: Es ist Erniedrigung, eines Mannes Weib zu werden, den man nicht liebt. Es ist Verrath, es zu thun, mit dem Bilde eines Anderen im Herzen.

Sollte sie ihrem Bräutigam sagen, wo sie gewesen, oder durch eine Lüge jede Frage abschneiden? Das war der Zweifel, der sie keine Ruhe finden ließ, während dieser Nacht, und als der Morgen kam, hatte sie noch immer nicht ihre Entscheidung getroffen.

Sie erschrak, als man draußen zu früher Stunde klingelte. Kam er, um Rechenschaft von ihr zu fordern?

Aber es war eine fremde, schüchterne Frauenstimme, die nach ihr frug, und als die Thüre zu ihrem Gemach geöffnet wurde, blieb das arme junge Weib, dessen Gesicht sie schon einmal so tief ergriffen hatte, zögernd auf der Schwelle stehen.

„Frau Auguste Berger, nicht wahr?“ sagte Herni freundlich. „Bitte, treten Sie nur näher.“

Sie schob der vor Aufregung Zitternden einen Stuhl neben den ihren und frug sich, während sie die abgehärmten, jugendlichen Züge betrachtete, welche Ähnlichkeit mit irgend einem Menschen, den sie kannte, ihr auffalle.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

Bei der gütigen Frage hob die Arme flehend die Hände empor. Sie vermochte erst nicht zu sprechen. Sie schien diesen Augenblick so lange ersehnt zu haben, daß ihr nun vor Angst und Erwartung die Stimme versagte.

„Endlich, endlich treffe ich Sie allein, Fräulein,“ stammelte sie dann. „Sie glauben nicht, wie ich Ihnen aufgelauret habe, wie oft ich an Ihrem Hause stand und nicht zu klingeln wagte. Es ist so schwer zu bitten, und Sie kennen mich ja nicht. Aber die Hoffnung zog mich doch immer wieder zu Ihnen. Ich fühlte, Sie würden mir helfen, würden ein gutes Wort für mich einlegen! Ich

will Ihnen ja gewiß nicht in den Weg treten, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich irgend welche Rechte geltend machen möchte —“

„Bitte, sagen Sie mir nur, was ich thun kann,“ fiel ihr Herni in's Wort. „Sind Sie eine unglückliche Kolligin? Handelt es sich um Anstellung beim Theater? Bei wem soll ich ein gutes Wort einlegen?“

„Bei Ihrem Bräutigam — meinem Vater.“

Nun sprang Herni empor. Sie warf einen besorgten Blick auf die erregte junge Frau, deren Augen mit einem so banger Blick an ihr hingen. Einen Moment überkam sie die Befürchtung, einer Wahnsinnigen gegenüber zu sitzen.

„Er hat Ihnen nie von seiner Tochter gesprochen, ich dachte mir's wohl,“ sagte die Fremde bitter. „Aber ich habe Ihnen meinen Geburtschein mitgebracht, damit Sie mich nicht für eine Schwindlerin halten. Es klingt so unglaublich, nicht wahr? Einer der reichsten Männer der Stadt — und läßt sein einziges Kind im Elend.“

Mechanisch entfaltete Herni die mitgebrachten Papiere. Im Grunde zweifelte sie nicht mehr. Die Wahrheit findet ja immer einen überzeugenden Ton, den rechten Ausdruck für Menschen, die scharf beobachten. Sie wollte nur Fassung gewinnen, Ruhe.

„Aber, wie ist das möglich?“ fragte sie. „Warum habe ich nicht von Fremden gehört — wenn Krotte auch schwieg —“

„Wir waren noch in Barmen, als ich mich verheirathete,“ erklärte die junge Frau. „Ich that es gegen meines Vaters Willen. Und ich verhehle Ihnen nicht: er hat mir Alles vorhergesagt. Er hat mir wiederholt erklärt, daß er nie wieder etwas von mir wissen wolle, wenn ich meinem Kopf folgte. Aber denken Sie, Fräulein, ich war erst siebzehn Jahre alt. Niemand hatte sich um mich bekümmert. Die Mutter starb früh, und mein Vater war den ganzen Tag nicht zu Hause, er war mir ein Fremder, vor dem

ich mich fürchtete. So war Oskar Berger der erste Mensch, der mir ein liebes Wort sagte. Ich meinte in meiner Unerfahrenheit, mehr als Liebe brauche man nicht zum Leben. Wir liefen davon, Oskar und ich. Der Vater schickte mir auf dringendes Bitten die Einwilligung zur Ehe nach, sonst hätte man uns nirgends getraut. Er fügte eine Summe bei von zehntausend Mark mit dem Bemerkten, das sei das Erbtheil von meiner Mutter und das Einzige, das ich jetzt und auch nach seinem Tode von ihm zu erwarten hätte. Im Moment betrückte mich das nicht. Oskar war Musiker, wir glaubten an seine große Zukunft. Geld für den Anfang hatten wir. Er konnte sich seinen Kompositionen widmen. Aber ich will Sie nicht ermüden mit der langen traurigen Geschichte, Sie errathen wohl, wie es ging. Die schöne Hoffnung zerrann wie die Geldsumme in unseren Händen. Das Allerbitterste aber kam doch erst über mich, als mir klar wurde, daß er mich nur genommen hatte, weil mein Vater ein reicher Mann war, weil er auf eine Ausföhnung gehofft hatte. Als diese Hoffnung, trotz der demüthigen Briefe, die wir nun schrieben, völlig schwand, verlor Oskar die Geduld. Eines Morgens, gerade an meinem einundzwanzigsten Geburtstage, war ich allein. Er war fort, nach Amerika. Ich habe kein Mittel unversucht gelassen, um meinen Vater zu rühren. Es ist hart, sein Brod verdienen zu müssen, wenn man nichts gelernt hat, wie ich. Ich habe bis heute im größten Elend dahingelebt, bin auch kränklich —“

„Und Ihr Vater weiß, wie elend Sie sich durchbringen müssen, er hat Ihre Briefe gelesen? Sie haben ihm nicht bloß geschrieben, ihn auch gesprochen?“ stieß Herni hervor.

Auguste nickte. „Ich habe mich in seinen Weg gedrängt, da meine Briefe uneröffnet zurückgeschickt wurden. Es war umsonst. Er ließ mich nicht zu Wort kommen. Ich

verstehe jetzt, warum ihn meine Nähe aufbrachte, ihm eine förmliche Angst einjagte. Er wollte sich wieder verheirathen. Die Tochter, die schon aussieht wie eine alte Frau, ist ihm unbequem. Sie sind so jung, so schön. Vielleicht würden Sie sich nicht entschlossen haben, seine Frau zu werden, wenn Sie gewußt hätten, daß Sie eine Stieftochter mit zu übernehmen haben. Aber ich versichere Ihnen, ich beanspruche ja keine Stellung in seinem Hause, ich bin bereit, auf das Land zu gehen, irgend wohin, wo ich Ihnen nicht im Wege stehe. Sagen Sie das meinem Vater, bitte, bitte! Nur so viel möchte er mir geben, daß ich ganz bescheiden leben kann, daß ich nicht dienen muß! Sagen Sie ihm, daß ich krank sei —“

Die Thränen rannen ihr über die abgemagerten Wangen herab, ihre Stimme, die ganz herzbewegend gefleht hatte, erstickte in einem Schluchzen.

Herni dachte mit einem Schauer, welche Unsummen für die Villa verschwendet worden, wie sie selbst über das zukünftige Heim allen Uebermuth des modernen Luxus ausgegossen hatte, während das Kind des Mannes, der dort mit ihr wohnen sollte, darbt, hungerte.

Wie eine Centnerlast legte sich ihr der Vorwurf auf das Gewissen: „Er ist ein unbarmherziger Egoist, ein Rabenvater — ein schlechter Mensch!“

„Ich werde Ihre Sache führen, als wäre sie meine eigene,“ sagte sie warm, der Weinenden den Arm auf die Schulter legend.

„Seien Sie vorsichtig, Fräulein. Reizen Sie meinen Vater nicht zum Born. Er kann furchtbar werden, wenn er in Wuth geräth, und es würde mir leid thun für Sie, wenn Sie böse Worte hören müßten um meinethwillen. Sie waren gut zu mir. Ich bin ja schon dankbar, daß Sie mich anhörten und ich will gerne warten, bis Sie die geeignetste Stunde finden.“

„Ich habe mich nie vor einem Manne gefürchtet! Ich fürchte auch Ihren Vater nicht,“ erwiderte Herni stolz.

Aber die sichtliche Angst, das Grauen, welches der Mann, den sie für ruhig und gut und leidenschaftlos gehalten, seinem eigenen Kinde einflößte, steigerte nur den beklemmenden Eindruck, den diese unerwartete Entdeckung in ihr hervorgerufen hatte.

Auguste schrak zusammen. Man hatte geklingelt.

„Gehen Sie durch diese Thüre,“ sagte Herni, einen Schatten blässer werdend. „In einer Viertelstunde kommen Sie wieder! Muth, armes Kind!“

Die Schauspielerin war allein, als Krotte eintrat.

„Guten Morgen, Liebste,“ sagte er, ihr höflich die Hand küssend. „Die gestrige Reise, die mich sehr betrübte, war also unaufschiebbar?“

„Allerdings!“ Herni schwankte noch immer: sollte sie die Wahrheit bekennen oder eine Ausrede wählen? Für den Augenblick erschien es ihr besser, auszuweichen.

„Ich erzähle Dir später davon,“ sagte sie. „Vorerst habe ich über eine viel ernstere Frage mit Dir zu sprechen. Ueber Deine Tochter!“

Sie hatte die wenigen Worte sehr ernst und energisch betont. Sie verfehlten auch ihre Wirkung nicht. Der Direktor war schwer betroffen. Er mußte sichtlich einen Moment um Fassung ringen.

„Ich habe keine Tochter,“ sagte er dann mit finsterem Gesicht.

„Du hast sie allerdings verleugnet vor aller Welt; auch vor mir,“ erwiderte Herni. „Sie lebt aber nichtsdestoweniger, und ich versprach, ihr Anwalt bei Dir zu werden.“

„Sie hat es also gewagt, sich zu Dir zu drängen,“ murrte er, ungeduldig in dem kleinen Gemach auf und ab schreitend. „Aber sie hat Dir wohl verhehlt, daß sie mit

einem Menschen, dem ich die Thüre gewiesen, aus meinem Hause davonlief. Er oder ich! habe ich ihr gesagt. Wenn Du seine Frau wirst, bist Du mein Kind nicht mehr. — Nun hat sich erfüllt, was ich vorhergewiseht, der Nichtsnuß hat sie sitzen lassen. Sie erntet, was sie gesäet. Ist das meine Schuld?"

„Sie sucht ihre eigene Thorheit nicht zu verbergen. Aber ich kann sie entschuldigen. Die meisten Mädchen wachsen ja heran ohne irgendwelche Weltkenntniß, ohne Ahnung vom Leben; jedenfalls hat sie schwer gebüßt für ihre Verblendung. Nun wirst Du sie wieder zu Dir nehmen, nicht wahr? Du bist doch der Vater!"

„Nein, Herni. Sie ist mein Kind nicht mehr. Du verschwendest nutzlos alle weiteren Worte."

„Aber das ist ja grausam, herzlos!" rief sie mit zornig aufblitzenden Augen.

Er stand ihr gegenüber und schaute sie streng und finster an.

„Es ist nur konsequent. Du hast mich bisher nur als fügsamen, nachgiebigen Menschen gesehen, aber ich lasse mir meinen Willen nicht kreuzen. Ich wäre nicht der, der ich bin, wenn ich nicht unerbittlich und gerade meinen Weg ginge, hinweg über Diejenigen, die sich gegen mich auflehnen. Für verliebte Thorheit, auch wenn sie hinterher bereut wird, kenne ich kein Vergeben. Es ist ganz gut, daß Du mich auch von der Seite kennen lernst."

Fast drohend klangen die Worte. Eine verhaltene Bitterkeit grollte aus ihnen. In der gereizten Stimmung, in welcher der Direktor sich befand, vergaß er ganz, wie scharf seine Miene abstach von der lächelnden Liebenswürdigkeit, die er Herni bisher gezeigt. Sie dachte mit Entsetzen: das wird sein Ton sein als Ehemann. Sie verstand, warum seine Tochter sich vor ihm fürchtete. Er hatte nur gewartet, bis er sich ihrer sicher fühlte, um sich als Tyrann zu zeigen.

Herni erinnerte sich, wie sie gekämpft hatte gegen Leo's Willen. Seine leidenschaftliche Aufwallung erschien ihr nun liebevoll, verglichen mit diesem kalten Zorn. Sie erschrak plötzlich wie ein Vogel, der sich in der Schlinge verstrickte.

„Ja, es ist gut, daß wir uns noch kennen lernen,“ wiederholte sie, ihm fest in das Gesicht blickend, „denn ich erkläre Dir, daß ich niemals die Frau eines Mannes werde, der im Stande ist, sein eigenes Kind im Elend verkommen zu lassen.“

Er trat nun ganz dicht an sie heran. „Handelt es sich wirklich um meine Tochter?“ frug er heiser. „Nicht vielmehr um den Mann, zu dem Du gestern gereist bist, drei Tage vor unserer Vermählung? Ja, mein Kind, ich sehe klarer und schärfer, als Du glaubst.“

„Dann wirst Du auch wissen, daß ich nicht hier stände, wenn es nicht ein Abschied gewesen wäre,“ sagte sie stolz. Dann aber gewann die heftige Erregung, die sie seit Stunden, seit Tagen, seit Wochen in sich niederzukämpfen gesucht, Gewalt über sie. In heißer Hast sprudelten ihr die Worte von den Lippen: „Nein, es handelt sich hier allein um Ihre Tochter! Zwischen Eifolt und mir ist Alles zu Ende, und ich kam wieder mit dem festen Vorsatz, zu halten, was ich Ihnen in einer verzweifelten Stimmung versprach. Aber Ihr eigenes Kind hat mir die Augen geöffnet über Sie, über die Zukunft, die mich erwartet. Nein! Ich weiß es nun und ich fühle, daß ich den Weg nicht gehen kann, den ich gehen wollte. Es war Wahnsinn, daß ich mich dazu entschloß! Es wäre eine Schuld, wenn ich nicht den Muth hätte zur Umkehr, so lange es noch Zeit ist.“

Sie war so schön in ihrer Leidenschaft, daß er sie nur schweigend anblickte und allen Groll vergaß über dem Gedanken, wie die Welt ihn beneiden mußte um dieses Weib.



Aus Eitelkeit hatte er sie begehrt, aus Eitelkeit erschraf er jetzt, sie zu verlieren. Aus Angst vor einem Bruch im letzten Augenblicke zwang er sich zu sanften Vorstellungen.

„Herni, bedenke! Wir sind beim Standesamt angemeldet, die Gäste zur Hochzeit sind eingeladen, Du machst uns Beide lächerlich. Auch Du stehst vor der Doffentlichkeit und bist ihr Rücksichten schuldig. Denke an das reizende Heim, das Du selbst für uns Beide ausgeschmückt hast —“

Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Mag die Welt mich verurtheilen, ich habe es verdient! Ich that ein Unrecht, als ich Ihnen das Jawort gab. Glücklicherweise ist es noch nicht zu spät, das einzusehen.“

Auf ihrer Stirne war ein so fester Entschluß zu lesen, daß die einschmeichelnde Miene, mit der er sie zurückzugewinnen gesucht, aus seinem Gesicht verschwand.

Fahl vor Zorn, stieß er scharf und rauh seine kurzen Sätze hervor: „Die Neue wird kommen über diese Laune! Eine lebenslange Neue! Es hat Ihnen nicht Jeder Millionen in den Schoß zu werfen. Die Theaterprinzessinnen stehen nicht so hoch im Preise, das merken Sie sich, meine Liebe.“

Damit riß er die Thüre auf und ging mit kurzen festen Schritten die Treppe hinab.

Durch das kleine Vorgärtchen kam eben Auguste, um nun zu hören, wie ihr Schicksal sich gewendet. Als sie ihren Vater sah, mit der Zorneswolke auf der Stirne, wäre sie am liebsten in den Erdboden versunken! Sie fühlte, daß die schöne Schauspielerin keinen Erfolg mit ihrer Bitte gehabt, und daß sich nun über ihr eigenes Haupt ein Unwetter entladen würde.

Krotte hatte im ersten Augenblick auch volle Lust, das arme Geschöpf, das sich ihm so nahe vor dem gewünschten Ziel in den Weg gestellt, seinen Zorn fühlen zu lassen. Aber während der wenigen Schritte, die ihn noch von ihr

trennten, fand sein rasch arbeitender Kopf, der so klug jeden Vortheil zu nützen wußte, eine Wendung, die ihm günstig schien.

Er rief seinen Wagen, schob seine Tochter hinein, schloß die Fenster und setzte sich neben sie. Das arme Ding zitterte und sah ihn mit furchtsamen Augen an wie eine Schwalbe, die sich in einer Menschenhand gefangen fühlt.

„Ich nehme Dich in mein Haus, Auguste, sofort!“ erklärte er, seine feste Hand auf ihren Arm drückend. „Aber ich habe meine Bedingungen zu stellen: Du wirst vor allen Leuten erklären, daß Du erst jetzt von Amerika zurückgekehrt seist, wo Du glücklich — merke Dir — glücklich verheirathet gewesen. Daß Du nun, als Wittwe, Ausöhnung mit Deinem Vater gesucht habest. Du wirst weiter sagen, daß Fräulein Waldram sich geweigert habe, eine Stieftochter in ihr künftiges Haus aufzunehmen, und daß deshalb ein Bruch zwischen ihr und Deinem Vater erfolgt sei, der sein Kind nicht verstoßen wollte um ihretwillen. Hast Du mich verstanden?“

„Aber das ist ja — Fräulein Waldram sagte doch —“ stammelte Auguste verwirrt.

„Was sie sagte, ist einerlei. Du hast einfach zu thun, was ich Dir eben befohl. Willst Du? Ja oder nein?“

„Ja, ja!“

Sie war so mürbe geworden durch Enttäuschung und Leiden, daß sie keinen Widerstand mehr kannte.

So kam es, daß am nächsten Tage ein offener Wagen durch die belebtesten Straßen fuhr, in dem an der Seite des Direktors eine elegant gekleidete, blasse junge Dame saß.

Man muthmaßte, man zerbrach sich den Kopf, und schon am anderen Tage bildete die merkwürdige Geschichte von der zurückgekehrten Tochter und von der aufgelösten Verlobung das Stadtgespräch.

Herni war viel beneidet worden, man rächte sich nun

dafür durch eine scharfe Verdammung. Der Direktor hatte seinen Zweck erreicht: die öffentliche Meinung entschied sich größtentheils für ihn. Der schlaue Spekulant hatte auch hier sein Spiel gewonnen.

Ein dumpfer Ekel erfaßte Herni vor den Menschen, die nun voll Neugier und Klatschsucht zu ihr liefen, um etwas Näheres über die Sache zu hören. Sie schwieg. Sie vertheidigte sich nicht. Sie bemerkte wohl, wie so Manche, die sich ihr zudringlich genähert hatten, so lange die Aussicht auf das glänzende Haus, das sie machen würde, sie gelockt, sich nun unartig von ihr zurückzogen.

Wie eine Erstickende sehnte sie sich in andere Luft, heraus aus all' den häßlichen Regungen, die der Reichtum, den sie noch gar nicht besaßen, schon in ihrer Nähe erweckt.

Am Theater hatte sie Urlaub genommen.

Sie war frei! Von diesem wonnigen Bewußtsein durchrieselt, reiste sie fort in eine schöne, einsame Gebirgsgegend.

Mehrere Wochen lang lebte sie fast ohne allen Verkehr in einem wenig besuchten Gasthose an einem walddumfschlossenen kleinen See. Vor der Terrasse, vor ihren Fenstern erhob sich über welligem Hüggelland ein mächtiges Gestein. Stundenlang konnte sie hineinschauen in diese Felsmassen, über welche die Wolken Schatten hinzogen, sich und ihr kleines Geschick vergessen im Anblick dieser großen, gewaltigen Natur.

Die Zeitungen hatten ihren Aufenthaltsort verrathen. Es kamen Briefe und Zuschriften an sie. Aber sie fühlte sich doch dem Stadttreiben weit entrückt und erschien sich wie losgelöst von der ganzen Welt, wie eine ernste, glücklose, um Entsagung ringende Einsiedlerin.

Einmal brachte ihr der Postbote ein Kistchen, das nur einen Feldblumenstrauß enthielt; ohne Gruß, ohne Namen. Es kam von einer Gebirgsstation.

Es waren ihr in ihrem Leben oftmals Blumen geschenkt worden, die seltensten, die kostbarsten. Aber nie noch hatte ihr eine duftende Gabe solche Freude gemacht wie diese schlichten Kinder der Wildniß. Wie ein Glückshauch wehte der frische Berggeruch sie an.

Acht Tage später kam eine zweite Sendung. Der Gedanke an Leo tauchte in ihr auf, und ihr Herz klopfte wie in einem freudigen Erwachen. Aber sie sagte sich gleich darauf, daß das eine unsinnige Hoffnung sei.

Die Blumen waren nicht gekauft. Sie waren selbst gepflückt, und Leo, der mit gebrochenem Fuß jetzt wohl herumhinkte, würde wohl schwerlich diese Blumen gepflückt haben.

Sein trauriges Bild wollte nicht von ihr weichen, und es schuf ihr eine Wehmuth, eine Melancholie, von welcher all' der Sonnenschein, all' die frische Bergluft, die sie genoß, sie nicht zu heilen vermochten.

Wieder war eine Woche vorüber. Ihr Urlaub ging zu Ende. Hier hatte sie ihre Abgeschiedenheit leicht ertragen. Der Gedanke an ihre einsame Stadtwohnung weckte ihr Grauen.

In feierlicher Abschiedsstimmung saß sie am letzten Abende auf einer Bank unter einer einsam mitten zwischen Wiesen stehenden Linde. Hinter den Bergen versank die Sonne. Ihr helles Gewand leuchtete in dem Grün um sie her.

Auf der nahen Landstraße rollte ein Wagen heran. Ein Kopf bog sich heraus. Ihre Augen waren wie geblendet von dem grellen Licht, das den Himmel überfluthete, sie konnte das Gesicht nicht erkennen. Aber dennoch stockte ihr einen Moment der Herzschlag in einem überwältigenden Glücksgefühl.

Der Wagen hielt.

Ein Mann stieg aus. Dann rollte das Gefährt weiter;

in dem Sonnenglanz und in der leuchtenden weiten Landschaft ward's wieder ganz still und einsam. Nur sie und jener Mann, der sie anblickte, der auf sie zukam, waren weit und breit zu sehen.

Er ging auf einen Stock gestützt, aber seine Schritte waren fest und rasch wie einst.

Und nun sprang sie empor, sie flog den kleinen Hügel hinab, der sie noch von ihm trennte.

„Leo — Leo!“ Sie hatte Alles vergessen: daß es zu Ende war zwischen ihnen, daß er sie nicht mehr lieb hatte. Sie fühlte nur noch jauchzende Dankbarkeit, daß sie ihn so wiedersehen durfte, daß er zu ihr kam, gesund, stark, ungebeugt.

Ihre Augen begegneten sich, und ihr Jubelschrei erstreckte in seinen Armen, unter seinen Küssen.

„Die Blumen — sie waren von Dir?“ stammelte sie, als sie sich dann Beide, athemlos in der wunderseligen Beklemmung ihres Glückes, in das Gesicht schauten.

„An dem Tag, an dem ich zum ersten Male in's Freie durfte, habe ich sie gepflückt,“ erzählte er, während sie sich noch immer fest umschlungen hielten. „Verstehst Du, Herni, was das heißt? Wieder in der Sonne wandeln, wenn man von ihr Abschied genommen? Wieder von seinen Füßen getragen werden, wenn man sich schon als Krüppel sah? Auf meinem Krankenlager bin ich ein Anderer geworden, und als ich dann in der Zeitung las, Deine Verlobung sei gelöst, Du wohntest einsam in den Bergen, da fühlte ich, daß all' mein Groll und mein Entschließen übereilt gewesen, und daß ich nicht von Dir lassen könne.“

Sie schritten auf und ab, jubeltrunken, in seliger Unruhe. Er stützte sich auf Herni's Arm, sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Als feierte die Natur das Fest ihrer Liebe mit, so glühte nun ein Freudenfeuer ringsum an den Bergen auf. Rosenrothe Wölkchen schwammen in

dem wie von gelben Strahlen durchflirten Blau des Himmels. In warmen Gluthen flog's um das Gestein. Die Felsen brannten; ein Farbenmeer vom zartesten Purpur bis zum tiefdunkelsten Violett wogte von den Gipfeln bis herab zum Thal. Wie eine Wunderwelt war's um die Einsamen: „Laß uns hier bleiben! Immer! Fern von allen Menschen. Hier sind wir glücklich; hier werden wir's bleiben!“ sagte Herni in einem begeisterten Entschluß. „Ich will nicht mehr Schauspielerin, nur noch Dein treues Weib sein.“

Er schaute zärtlich auf das schöne stolze Haupt, das nun so hingebend an seiner Schulter lag, und preßte sie an sich.

„Du hast das erlösende Wort gefunden, Geliebte. Nur Eines kann das Weib sein, Künstlerin oder Gattin und Mutter. - Und das Opfer, das Du bringst, indem Du Deine Bühnentriumphe aufgibst, wird Dir reichlich ersetzt werden durch den viel höheren Ruhm, Glück zu geben und glücklich zu sein.“





## Auf der Schwelle der Neuen Welt.

Ein Streifzug durch den New-Yorker Hafen.

Von

Gustav Mayfeldt.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**A**lles steht spähend auf dem Verdeck der „Servia“ von der Cunardlinie, denn dieser „schwimmende Palast“, der mit Einschluß der 250 Köpfe starken Mannschaft an tausend Personen in seinem Rumpfe birgt, nähert sich seinem Ziele: New-York.

Diese gewaltige Millionenstadt bildet ja für die meisten Auswanderer und Touristen die Pforte der Neuen Welt; die Schwelle dieser Pforte wiederum aber ist das New-Yorker Custom-House (Hauptzollamt) mit den dazu gehörigen Bauten und Einrichtungen, die wir nebst dem darin herrschenden Leben und Treiben unseren Lesern nachstehend etwas eingehender zu schildern gedenken.

Links in der Ferne erscheint jetzt der hochragende Leuchthurm von Sandyhook als das freudig begrüßte Wahrzeichen der Neuen Welt und das erste Zeugniß amerikanischen Schaffens. An ihm vorüber gleitet der Dampfer, wir nähern uns mehr und mehr einem hügeligen Waldlande, dessen Saum zahllose Städtchen und Dörfer begrenzen, während prächtige Landsitze die Gipfel der Ufer-

höhen krönen. Nun fahren wir durch die von Forts künstlich befestigte Meeresstraße zwischen den beiden Inseln Long-Insel und Staten-Insel, welche die „Narrows“ (enge Durchfahrt) heißt und den eigentlichen Thorweg der Neuen westlichen Welt darstellt.

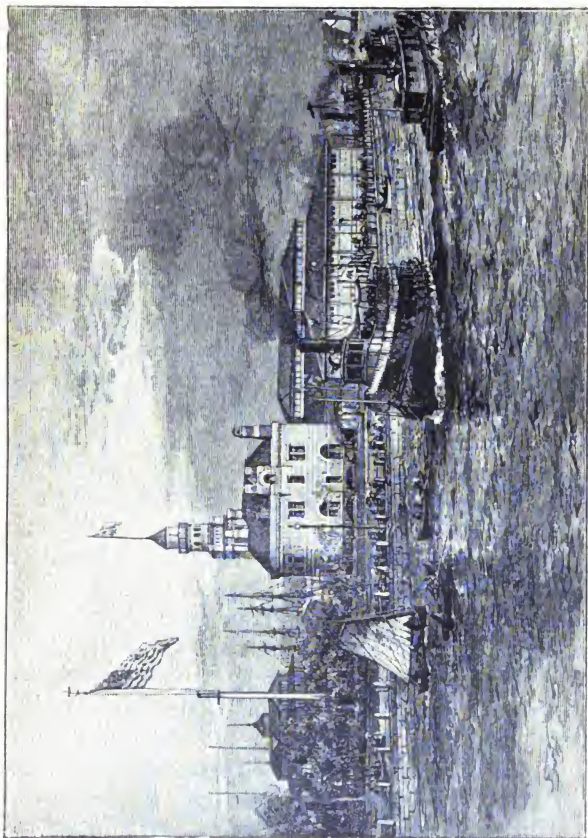
Jetzt sind wir in die Bai von New-York eingefahren, und vor uns liegt der gewaltige Hafen mit seinen Tausenden und Abertausenden von Schiffen. Hinter dem von Bedloe's Insel emporragenden Riesenstandbilde der „Freiheit“ dehnt sich ein ungeheures Häusermeer aus; in der Mitte New-York selbst auf der Insel Manhattan, die beiderseits von den Armen des Hudson umspannt wird; rechts Brooklyn, eine Stadt, die für sich beinahe so groß wie Berlin ist, und wohin die berühmte Hängebrücke führt, links Hoboken. Diese drei zusammen aber bilden eine Stadt, die an Größe und Einwohnerzahl alle Städte der Alten Welt, mit alleiniger Ausnahme von London, übertrifft. Das Ganze bildet ein Panorama, so großartig und eigenartig schön, wie man es kaum ein zweites Mal wieder trifft, und das sich kühn selbst neben dem Busen von Neapel, dem Goldenen Horn und der Bai von Rio de Janeiro sehen lassen darf.

Schon von Fire-Insel aus wurde unser Dampfer telegraphisch angemeldet. Während wir wohl noch dreihundert englische Meilen vom Lande waren, ist schon ein Lootsenboot auf uns zugekommen und hat den erfahrenen Schiffsleiter bei uns an Bord gesetzt, dessen Hand seitdem das Steuer lenkt. Jetzt kommt eine zweite Nußschale dem einlaufenden Riesen entgegen: der Zollkutter, dessen Insassen sich gleichfalls an Bord begeben.

Von diesen Beamten des Custom-House prüft der Oberste im Rang die Schiffspapiere, die ihm der Kapitän übergibt, bescheinigt deren Durchsicht und versiegelt dann die Luken und übrigen Oeffnungen des Dampfers, worauf



dieser der Bewachung verschiedener Inspektoren des Zollamtes überwiesen wird.



Das „Barge-Office“ am New-Yorker Hafen.

Inzwischen müssen alle Passagiere vor anderen Beamten einzeln erklären, wie viel Gepäckstücke Jeder bei sich führt, was deren Inhalt ist und insbesondere, ob zollpflichtige

Gegenstände darunter sind. Ueber jede Aussage wird ein kurzes Protokoll aufgenommen, das man zu unterschreiben hat. Alsdann werden die einem Passagier oder einer Familie gehörigen Gepäckstücke mit einer Nummer versehen, und die gleiche Nummer steht auf einem Schein, den man eingehändigt bekommt.

Bekanntlich ist im Kongreß zu Washington über die Festsetzung eines neuen Zolltarifs lange und heftig hin und her gestritten worden, bis endlich die Mac Kinley-Bill zur Annahme gelangte, welche für die amerikanischen Konsumenten wie für die europäischen Produzenten eine gleich tief einschneidende Veränderung der Dinge bedeutete. Der am 6. Oktober 1890 in Kraft getretene Tarif erhöhte die Zölle verschiedener Waaren in einer geradezu unerhörten Weise, vielfach sogar von 40 auf 140 Prozent, so daß die davon betroffenen ausländischen Erzeugnisse mit den inländischen natürlich nicht mehr konkurriren konnten. Auf diese Weise wurde die amerikanische Industrie, die nun manche Handelszweige selbst fabrizirte, zur ersten Herrin des dortigen Marktes und konnte die Preise jetzt nach Belieben diktiren. Man kann sich unschwer vorstellen, was für eine riesige Umwälzung auf den verschiedensten Gebieten die Folge davon war. Jedensfalls hatten vorläufig die amerikanischen Produzenten gewonnen, jedoch auf Kosten der amerikanischen Konsumenten — ein durchaus ungesund und unnatürlicher Zustand, der rapide Preissteigerungen herbeiführte. Es hat sich auch bereits die Nothwendigkeit herausgestellt, wenigstens einigen der schreiendsten Mißstände abzuhelpen und verschiedene gar zu große Härten des neuen Tarifs zu mildern.

Wer von den Passagieren aber gedenkt, der Mac Kinley-Bill ein Schnippchen zu schlagen und durch einen kleinen Schmuggel das New-Yorker Zollamt um den ihm zukommenden Betrag zu bringen, der irrt sich sehr, wenn er



Entfärbung einer Schmugglerin.

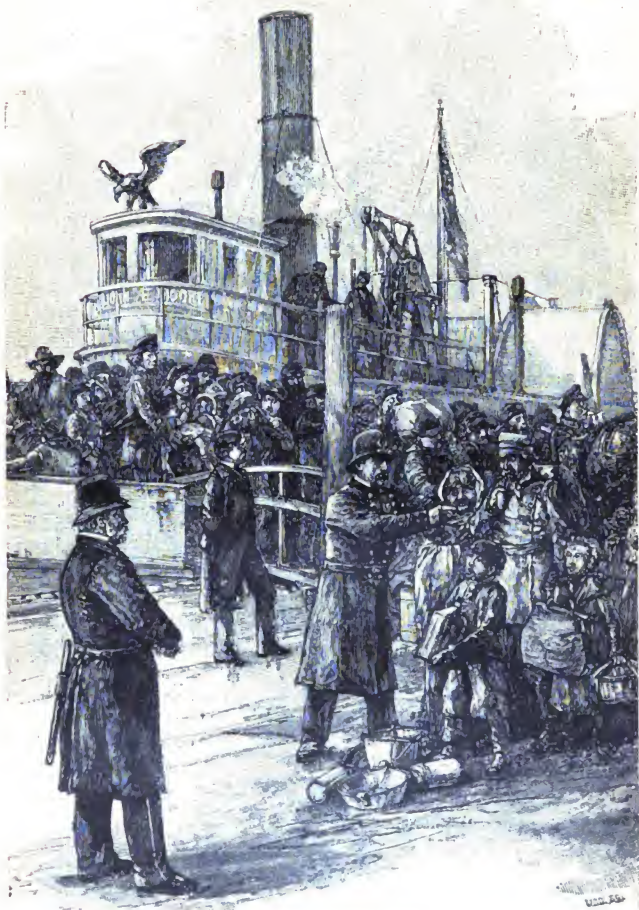
etwa wäñnen sollte, mit der geschilderten Formalität an Bord bereits allen Fährlichkeiten entronnen zu sein. Die eigentliche Visitation kommt vielmehr erst nach.

Der Dampfer ist mittlerweile in den Nord-River eingelaufen und am Quai vor Anker gegangen. Die hölzerne Verbindungsbrücke wird niedergelassen, und wir betreten den Boden der Neuen Welt, während unser Gepäck zunächst nach dem unmittelbar am Ufer gelegenen Barge-Office (Schiffsamt) gebracht wird.

Hier befinden sich in dem durch einen Thurm ausgezeichneten steinernen Hauptbau die Revisionsbureaux, während in einem kolossalen hölzernen Anbau das Gepäck der Kajütenpassagiere aufgestapelt wird. An den Wänden sind in bestimmten Zwischenräumen große Buchstaben angebracht, und jeder Reisende findet sein Eigenthum unter dem Buchstaben wieder, mit dem sein Name anfängt.

Die New-Yorker Zollbeamten sind höfliche und koulante Leute, dabei aber meist so scharfblickend und erfahren in ihrem Fach durch die stete Uebung, daß ihnen wohl nur selten steuerpflichtige Gegenstände durchschlüpfen. Verhältnißmäßig oft sollen nach Mittheilungen amerikanischer Zoll-offizianten Damen den Versuch wagen, den Fiskus um die von ihm erhobene Abgabe zu pressen, und deswegen sind stets auch weibliche Inspektoren zur Stelle, die in besonderen Gemächern verdächtige Personen ihres Geschlechts zu untersuchen haben. Diese Beamten sind nicht minder scharfsichtig und gewandt wie ihre männlichen Kollegen, und sie fördern meist schon nach sehr kurzer Zeit aus verborgenen Kleidertaschen goldene Uhren oder andere Pretiosen zu Tage, sowie Spitzen und sonstige kostbare Webstoffe, welche die ertappte Sünderin sich um den Leib gewickelt hat, und was dergleichen Kniffe und Schliche mehr sind.

Die Kajütenpassagiere sind verhältnißmäßig rasch ab-



Landung von Einwanderern.

gefertigt, und auch die Zwischendeckpassagiere, das Groß  
der Ankömmlinge, nehmen nicht viel längere Zeit in An-



Einfluss von Gärten.

spruch, da sie erfahrungsmäßig nur selten zu schmuggeln  
versuchen. Es sind dies fast sämtlich Einwanderer, die

sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine neue Heimath suchen wollen und deren Anzahl sich in der Zeit von 1821 bis 1892 auf 16,837,833 Köpfe belief.

Während bis in die neueste Zeit der Zuzug solcher



Inspektion des Gepäcks der Einwanderer.

Auswanderer als ein Segen für das Land betrachtet wurde, haben sich die Anschauungen darüber jetzt geändert, und bereits am 23. Februar 1891 genehmigte der Kongreß in Washington eine Einwanderungsbill, durch welche der ferneren Aufnahme mittelloser Personen ein Riegel vor-

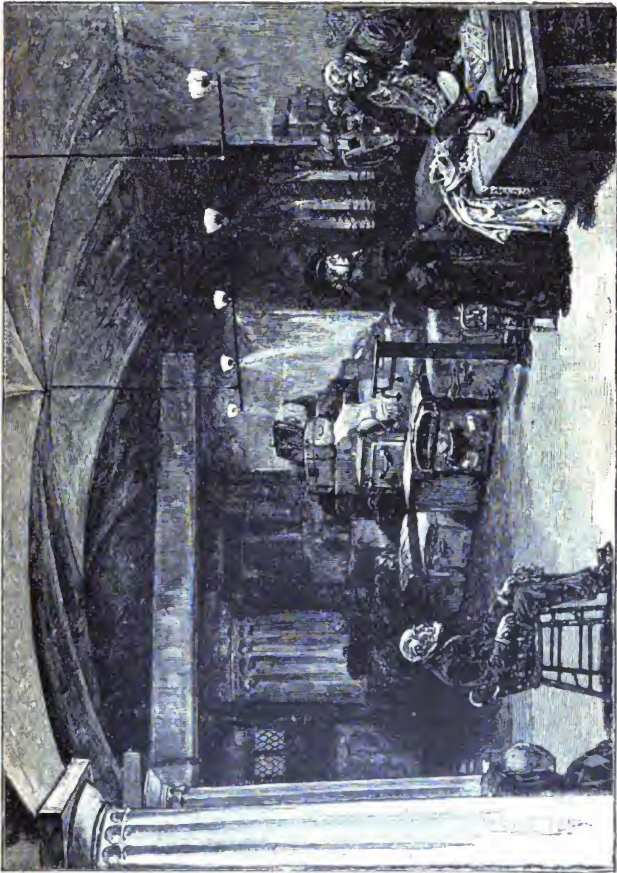
geschoben wurde, weil die massenhafte Ansammlung von Proletariat bereits zu einem öffentlichen Nothstande geworden war. Dabei wurde den zuständigen Behörden ein weitgehendes Ermessen über die Vermögenslage der Einwanderer beigelegt.

Fernere wichtige Gesetze über die Einwanderung und über die Quarantäne sind Anfangs 1893, in den ersten Monaten der Präsidentschaft Harrison's, zu Stande gekommen. Nach ihren Bestimmungen müssen alle Schiffe, bevor sie zur Ausladung zugelassen werden, vom amerikanischen Konsul des Ausgangshafens ein Zeugniß darüber beibringen, daß alle bezüglich der Gesundheit vorgeschriebenen Maßnahmen getroffen seien. Nach einem anderen Gesetze müssen jetzt die Dampfschiffgesellschaften am Abgangshafen eine amtliche Namensliste der Auswanderer jedes Schiffes aufnehmen, die bei der Ankunft den Inspektoren eingehändigt wird. Personen, die nicht nachweisen können, daß sie dem Staate nicht zur Last fallen werden, dürfen unter keinen Umständen mehr zugelassen werden.

Bisher nahmen besondere kleine Dampfer jedesmal die Zwischendeckspassagiere auf und brachten sie von dem Auswandererschiffe in Castle-Garden an's Land. Castle-Garden ist eine weite runde Halle an der Südspitze der Manhattan-Insel, auf der New-York erbaut ist, zur Kontrolle und zur Unterstützung der Einwanderung bestimmt. Ursprünglich als Circus errichtet, wurde das Gebäude später als Musentempel benützt, in dem die unvergleichliche Jenny Lind, die „schwedische Nachtigall“, ihre ersten Triumphe auf amerikanischem Boden feierte. Vom 1. August 1855 ab diente Castle-Garden dann bis in die neueste Zeit als Einwandererlandungsplatz, und als erster Ankömmling wurde am 5. August jenes Jahres ein Deutscher, Namens Heinrich Krehbiel, der mit der Bark „Europa“ anlangte, daselbst gelandet.



Neuerdings ist dies Einwandererlandungsdepot von Castle-Garden nach Ellis-Island verlegt worden. Hier



Bureau für beschlagnehnte Gegenstände.

wird genau Buch geführt über die ankommenden Dampfer, über Zahl und Namen der Auswanderer, über Todesfälle

und Geburten während der Reise, sowie über ihre Profession und ihre ferneren Bestimmungsorte. Hier findet eine, wenn auch, wie schon bemerkt, nur flüchtige Inspektion ihres Gepäcks statt, und hier haben sich die sämtlichen Zwischendeckspassagiere vor der Einwanderungskommission über die ihnen zu Gebote stehenden Mittel auszuweisen. Haben sie nicht mindestens 30 Dollar im Besitz, oder aber Verwandte in Amerika, so dürfen sie nicht in die Stadt, sondern müssen unmittelbar aus dem Depot mit dem nächsten Dampfer wieder nach ihrer Heimath zurückkehren.

Es sind besondere Einwanderungsinspektoren da, welche sich in dem Depot der Ankömmlinge hilfreich annehmen, ihnen ihr europäisches Geld in amerikanisches umwechseln und ihnen die Adressen ordentlicher Logirhäuser angeben. Auch ist ein Arbeitsnachweisebureau mit dem Depot verbunden; diejenigen Leute aber, welche gleich weiter landeinwärts wollen, erhalten die Fahrkarten auf den kürzesten Strecken und ihre Gepäckscheine besorgt, um sie nach Möglichkeit vor den Gaunern zu schützen, welche mit Vorliebe auf die „Grünhörner“, die frisch Angekommenen und Unerfahrenen, lauern. Sehr segensreich wirkt das deutsche Emigrantenheim, ebenso die „German Society“ (Broadway Nr. 13).

Der Kapitän des eingelaufenen Dampfers muß persönlich auf dem Zollamte seine Papiere, insbesondere den Ausweis über Passagiere und Ladung, abgeben und deren Richtigkeit beschwören. Binnen achtundvierzig Stunden hat er außerdem noch ein Verzeichniß der geladenen Spirituosen und der Schiffsvorräthe einzuliefern, eine nach der Kopffzahl seiner Mannschaft sich richtende Summe an den Hospitalfonds für Seeleute zu entrichten, und bekommt dann die Erlaubniß zum Löschen seiner Ladung.

Die Aufsicht bei diesem Geschäft führen die seit dem



Das Custom-House (Hauptzollamt) in New-York.

Einlaufen des Dampfers an Bord verbliebenen Inspektoren, welche die Güter vor dem Ausladen — soweit dies erforderlich ist — wägen, messen oder eichen lassen. Erlaubt das Gesetz ihre Einführung nicht, so werden sie mit Beschlagnahme belegt, während man die wirklich ausgeladenen Waaren aufzeichnet, um diese Angaben nachher mit dem Schiffsregister im Zollamte zu vergleichen.

Für gewöhnlich darf an den Quais nur von Sonnenaufgang bis Untergang entladen werden und nur in besonderen Ausnahmefällen kann man eine weitergehende Ermächtigung erhalten. Sonst verschließen beim Dunkelwerden die Inspektoren die Luken des Schiffes, worauf das in zwei Wachen vor und nach Mitternacht getheilte Korps der Nachtinspektoren den Sicherheitsdienst am Hafen übernimmt. Diese Leute sind uniformirt und wohlbewaffnet; ihre Hauptaufgabe ist es, den Schmuggel an der Küste zu verhüten, der zeitweise einen sehr großen Umfang annimmt und noch nie gänzlich hat ausgerottet werden können.

Die Schliche der Schmuggler sind hier, wie überall, mitunter äußerst sinnreich. Häufig haben aus Cuba kommende Dampfer Passagiere an Bord, welche werthvolle Cigarren, in Gummisäcken bewahrt, im unteren Theil der Bai in's Wasser werfen. Mit ihnen im Einvernehmen befindliche Personen suchen in Rähnen diese Packete aufzufischen und sie dann auf am Strand bereitstehenden Wagen schleunigst fortzuschaffen.

Mächtige Klöße von fremdländischen Hölzern erwiesen sich bei genauer Untersuchung als ausgehöhlt und mit Cigarren, Spirituosen und dergleichen angefüllt. Große Kisten erhielten ganz richtig, wie in dem Register angegeben war, Stiefeln, aber in den Absätzen der letzteren fand man zierliche Damenuhren, wie in den Doppelwänden der Koffer mitunter Spitzen, Schmucksachen und andere Schätze.

Alles, was beschlagnahmt wurde, gelangt in ein be-

sonderes Bureau, den Seizure room (Konfiskationszimmer), wo natürlich die verschiedenartigsten Gegenstände zusammenkommen. Leicht dem Verderben ausgesetzte Waaren versteigert man baldmöglichst öffentlich; das Uebrige wird eine bestimmte Zeit aufbewahrt, um unter



Die Rotunde im Hauptzollamt.

gewissen, gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen den Eigenthümern auf Verlangen wieder ausgeliefert zu werden.

Die Centralbehörde aller dieser Beamten, welche auch alle Reklamationen entgegennimmt, Herauszahlungen vornimmt u. s. w., ist das Custom-House, das Hauptzollamt von New-York, dessen der Wallstreet zugekehrte Frontseite 200 Fuß mißt, bei einer Tiefe von 160 und einer Höhe von 77 Fuß. Zwölf dorische Säulen bilden einen imposanten Portikus; im Innern ist besonders bemerkenswerth die Rotunde, deren Kuppel auf acht Säulen aus buntem, italienischem Marmor ruht. In diesem geräumigen Saale, der den Mittelpunkt des ganzen Gebäudes bildet, versammeln sich während der Geschäftsstunden die Hauptbeamten des Zollamts, hier strömt fortwährend eine Menge von Kaufleuten, Beamten und Kommiss ab und zu. Ist ein Schiff eingelaufen, so eilen die Empfänger der Waaren oder ihre Makler in's Zollamt, um die Herausgabe zu beschleunigen; sie geben ihre Fakturen und Commoſſemente (Verladungsscheine) ab, damit diese bezüglich ihrer Uebereinstimmung mit dem Schiffsregister geprüft werden.

Dies für den gesammten Handelsverkehr so wichtige Gebäude war in den siebziger Jahren berüchtigt wegen der unglaublichen Korruption seiner Beamten, vom obersten angefangen bis zum letzten Zolldiener, die ja überhaupt in dem „freien“ Amerika eine so traurige Rolle spielt. „Es war,“ wie E. v. Hesse-Wartegg versichert, „der Hört des politischen ‚Ringwesens‘ von Amerika, und das ganze Zollamt übte bei den oft in den Roth der Niedertracht herabsinkenden Wahlumtrieben häufig seinen käuflichen, verwerflichen Einfluß aus. Gleichzeitig stand die Bestechlichkeit hier in der vollsten Blüthe, und es wurde kein Stück Seide, kein Stückchen Waare im Hafen von New-York eingeführt, ohne daß nicht eine bedeutende Summe als Schandgeld in die Taschen der Beamten gefallen wäre.

Ja, die Letzteren gingen in ihrer Kühnheit so weit, selbst die Passagiere der in New-York landenden Dampfer um ihren Sündenpreis anzubetteln, und so schon die Ehre des Beamtenstandes den aus Europa kommenden Reisenden zu verkaufen, ehe diese noch den Boden Amerikas betraten.“ ...

Vom Zollamte unabhängig, aber doch in unmittelbarer Beziehung zu ihm, besteht eine äußerst tüchtige geheime Hafenspolizei, die sowohl die Seeleute, wie die importirenden Händler und die Zollbeamten selbst überwacht.

Um was für Riesensummen und um welche gewaltigen Interessen es sich in dem Zollamte handelt, mag die Angabe darthun, daß sich in dem am 30. Juni 1893 schließenden Finanzjahre die Zölle der Vereinigten Staaten insgesamt auf nicht weniger als 203,355,017 Dollars beliefen, und daß die Einfuhr aus Europa allein im Jahre 1892 bis 1893 458,450,000 Dollars betrug. Chef des Zollamtes ist der „Collector of the Port of New-York“ (Einknehmer des New-Yorker Hafens), welcher nebst den drei nächst hohen Beamten unter ihm durch den jedesmaligen Präsidenten ernannt und vom Senate bestätigt wird; sie behalten ihre verantwortungsvollen Posten für die Dauer der Präsidentschaft, also vier Jahre lang, falls sie nicht aus sachlichen Gründen vorher derselben durch einen Beschluß enthoben werden, den Präsident und Senat gemeinsam fassen müssen.





## Wunder der Thierbändigung.

Skizzen aus dem Cirkus. Von Hans Scharwerker.

Mit 18 Illustrationen.

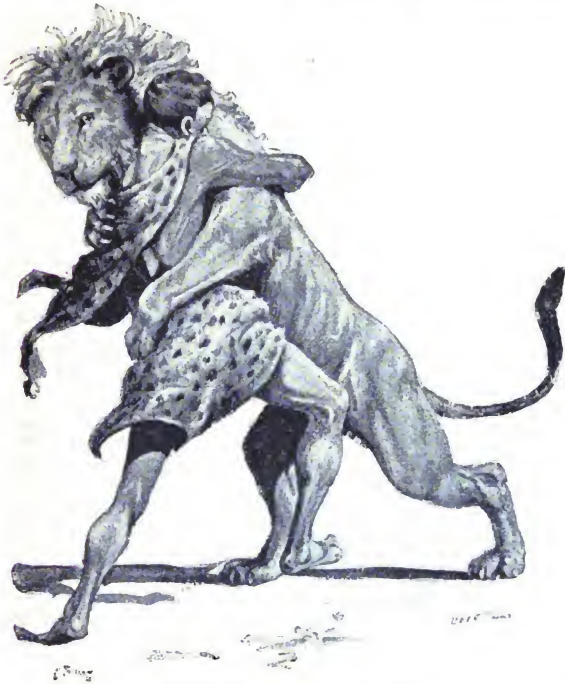
(Nachdruck verboten.)

**N**icht nur die Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen, sondern auch die wilden Thiere zu bändigen und seinem Willen zu unterwerfen, ist für den Herrn der Erde stets, sobald ihm eine höhere Civilisation das volle Bewußtsein seiner Kräfte gab, ein Ziel des Ehrgeizes gewesen. Die ihm nützlichen, zum Theil unentbehrlichen Hausthiere finden wir schon bei den ältesten, noch in tiefster Unkultur stehenden Völkerstämmen. Aber aus reinem Vergnügen an der Macht, die sich darin offenbart, Löwen, Tiger, Bären, Wölfe und andere reißende Thiere zu zähmen, deren mit großer Gefahr und unendlicher Mühe verbundene Unterjochung dem Menschen auch nicht den geringsten Nutzen gewährt, ist das Vorrecht einer hohen Kultur und des damit verbundenen Reichthums und Luxus.

So sehen wir zur Zeit der römischen Kaiser die Kunst der Thierbändigung in höchster Blüthe stehen. Bei den Triumphzügen der Imperatoren nach Besiegung afrikanischer oder asiatischer Reiche wurden stets zahlreiche wilde Thiere des eroberten Landes mit aufgeführt, und man hatte es in der Thierzähmung so weit gebracht, daß Löwen und Tiger Wagen zogen, und Elephanten auf dem Seile gingen.



In der dann folgenden langen Zeit der Barbarei ging mit so manchen edleren Künsten der Alten auch die der Thierbändigung verloren, und bis in die neueste Zeit kannte man nichts als jene rohen Schauspiele der sogenannten



Ringkampf zwischen Löwe und Mensch.

„wilden Dressur“, welche als besonderes Zugstück in den wandernden Menagerien und den Cirkussen zum Besten gegeben wurden. Da trat unter dem bänglichen Staunen des Publikums ein phantastisch gekleideter, martialisch aussehender Mann mit der Hetzpeitsche in der Hand in den Käfig der Löwen oder Tiger, ließ die wild brüllenden und

fauchenden Bestien, welche beständig Miene machten, sich auf ihren Peiniger zu stürzen, durch brennende Meisen springen, steckte auch wohl gar seinen Kopf in ihren Rachen und verließ endlich, indem er auf die ihn anscheinend verfolgenden Thiere eine Pistole abfeuerte, eiligst den Käfig.



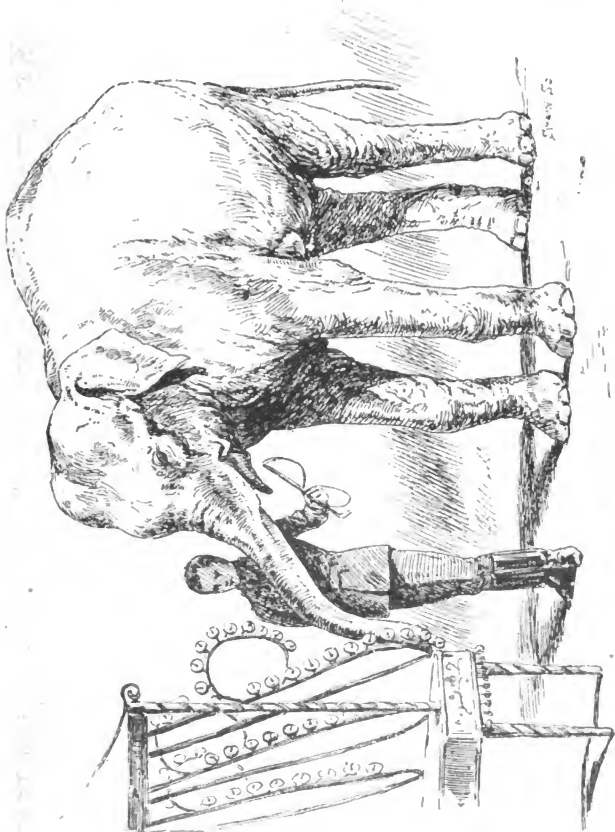
Professor Collin's Wulle.

Dieses Glanzstück fand stets gebührenden Beifall. Das Publikum bewunderte die Berwegenheit des Bändigers, der so großen Gefahren trogte, und hielt eine derartige nervenaufregende Komödie für den Gipfel der Dressur. So kann es denn nicht Wunder nehmen, daß sich der heute noch fast allgemein verbreitete Glaube im Publikum festsetzte, es komme

bei der Thierbändigung in erster Linie auf herkulische Kraft und todesverachtenden Muth an, und es sei der Blick des Bändigers, jener furchtbare, magische Blick des kühnen Helden, der die Thiere einschüchtere und sie davon abhalte, ihn sofort zu zerreißen.

Alle diese Märchen mußten schwinden, als man in neuester Zeit die wahre Kunst der Thierzähmung wieder erfand, die sogenannte „zahme Dressur“, und damit Erfolge erreichte,

die jene oben erwähnten Jahrmarktsstücke weit in den Schatten stellen und denen der alten Römer durchaus



Ein Stöcken spielender Elefant.

ebenbürtig sind. Und zwar braucht man dazu keinen Herkules an Muskelkraft, keine rohe Gewalt, keine glühenden Eifen und magischen Klugen, sondern ein ganz unan-

sehnlicher Mann von gewöhnlicher Kraft und dem sanften Aussehen eines Pestalozzi'schen Pädagogen, ja sogar junge und hübsche Frauen leisteten hier mehr, als ein brutaler Riese; denn das Geheimniß der echten Thierzähmung ist unerschöpfliche Geduld, Thierliebe und eine genaue Kenntniß des Charakters der zu zähmenden Thierart, wie des speziell in Behandlung genommenen Individuums.

Die Meister der feinen Bändigungskunst machen sich ihre Thiere zu willigen Freunden, behandeln sie ähnlich, wie ein verständiger Lehrer seine Kinder. Zuspruch, Lob und Tadel, auch Strafe, wo es sein muß, und Belohnungen für Folgsamkeit und Fleiß, stets aber ein mildes, freundliches, gleichmäßiges Wesen und unerschöpfliche, nie ermüdende Geduld — damit zähmt man die stärksten und wildesten, wie die scheuesten und störrischsten Bestien. Daß Furchtlosigkeit im Umgang mit den starken Raubthieren eine unerläßliche Voraussetzung ist, bedarf natürlich keiner Versicherung.

Wir werden im Folgenden diese Ausführungen mit den Erfahrungen einer Reihe der berühmtesten modernen Thierbändiger belegen, und dadurch zeigen, wie weit man es heutzutage durch die oben genannten Mittel in der Thierbändigung gebracht hat.

Der Erste, welcher einen Königstiger zähmte, war der Thierbändiger Martin. Ihm gelang das bis dahin für unmöglich Gehaltene. Und wie? Hören wir ihn selbst.

„Ich war noch ein junger Mensch, Kunstreiter von Beruf, als meine Bude eines Tages in Naumburg dicht neben der großen Menagerie des van Affen stand. Ich ging oft hinüber und besah mir die Thiere. Jedesmal, wenn ich mit einem der Affen scherzte, fuhr ein im Nebenkäfig befindlicher Königstiger mit der Franke durch die Gitterstäbe und schlug bössartig fauchend nach mir. Das ärgerte mich, und ich beschloß, das Thier mir geneigt zu

machen. Es war ein seltsamer Gedanke, denn Tiger galten damals für unzähmbar, und sie waren es auch. Hunger, Peitsche und glühende Eisen schlugen bei ihnen nicht an. Ich verlegte mich von Anfang an auf eine andere Methode. Ich fand mich fortan jeden Morgen in der Menagerie ein, trat an den Käfig des Tigers, sprach in sanften, freundlichen Worten zu ihm, brachte ihm hin und



Der Elephant trägt seinen Führer.

wieder eine Leckerei mit und hatte nach Verlauf von drei Monaten, während welcher ich mit meinem Zelte der Menagerie des van Aken auf seinen Wanderzügen folgte, das bössartige Thier so weit an mich gewöhnt, daß es bei meinem Eintritt sich am Gitter niederlegte, wie eine Katze schnurrte und mir erlaubte, ihm den Kopf zu krauen.

Jetzt — wir waren damals gerade in Mainz — hielt ich es an der Zeit, den letzten Schritt zu wagen. Ich beredete den ersten Wärter der Menagerie, der mein Freund war, mir den Käfig des Tigers zu öffnen. Als ich ein-

trat, zog sich der Tiger in eine Ecke zurück, knurrte, fauchte, duckte sich sogar zum Sprunge. Da ich aber ruhig an der Thür stehen blieb, sprang er nicht. Nach einigen Minuten



M. Fermané's Bär auf der Schaukel.

verließ ich den Käfig wieder. Nach dem zehnten Besuch hatte ich es bereits so weit gebracht, daß er sich auf mein Geheiß niederlegte. Kurz, es gelang mir, allein durch Freundlichkeit und Geduld die wilde Bestie völlig zu zähmen, so daß ich auf ihr reiten konnte.“

Martin wurde einer der berühmtesten Thierbändiger und ein reicher Mann. Er ist unter den Bahnbrechern der neueren Richtung.

Ähnlich wie ihm ist es Allen gegangen, die auf diesem



M. Permané mit der Frau Bärin.

Gebiete etwas geleistet haben, und täglich bestätigt sich die neue Methode mehr durch die, welche gegenwärtig als Meister ihres Faches gelten.

Nicht anders, wie mit dem Tiger Martin's, muß man

mit dem Löwen verfahren, will man ihn wirklich zähmen. Um sichere Erfolge zu erreichen, ist es jedoch nöthig, die Thiere stets schon in ganz jugendlichem Alter in Zucht und Pflege zu nehmen. Man bringt es dann zu ganz erstaunlichen Resultaten. Haben die Thiere einmal erkannt, daß ihr Herr es gut mit ihnen meint, aber auch zugleich unnachlässiglich darauf besteht, daß sie seinen Willen thun, so sind sie fast zu Allem zu bringen, und solche phantastischen Vorführungen, wie der Ringkampf mit einem Löwen, wobei der König der Thiere wild brüllend seinen menschlichen Gegner mit den Tazen zu zerfleischen scheint, während er doch nur eine wohleinstudirte Komödie spielt, gehören zu den Triumphen moderner Thierbändigungskunst.

Fast noch erstaunlicher wird dem, der die dummstörriſche und blindwüthige Natur des Bullen kennt, erscheinen, daß auch dieses Thier neuerdings von dem amerikanischen Bändiger Collin zu allen möglichen Kunststücken abgerichtet worden ist. Bei der Schluß- und Glanznummer setzt der Bulle seine Füße auf eine ziemlich kleine hölzerne Butte und läßt den Bändiger auf seinen Kopf steigen. „Professor“ Collin — jeder Thierbändiger im Cirkus nennt sich natürlich mindestens Professor — spricht sich über die Art, wie er den Bullen so weit gebracht hat, nicht aus. Er behandelt seine Methode als Geheimniß, wie die meisten Thierbändiger dies thun, so lange sie sich noch nicht vom Geschäft zurückgezogen haben; aber sicher ist, daß die Grundlagen derselben ebenfalls freundliche Strenge und Geduld sind. Daneben hat noch jeder Bändiger gewisse kleine professionelle Kniffe, auf die er großen Werth legt und die er als strengstes Geheimniß hütet.

Der indische Elephant ist seit dem Alterthum als eines der gelehrigsten und sanftmüthigsten Thiere bekannt. Die Indier zähmten ihn bereits tausend Jahre vor Christi



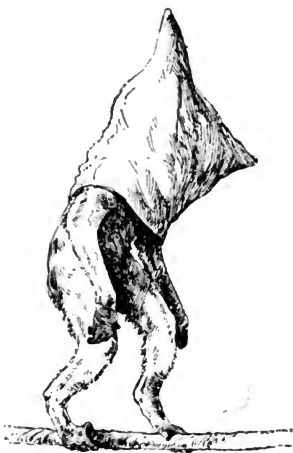
Geburt, aber eigentlich zu Kunststücken abgerichtet haben ihn erst Europäer. Wie behandelt man nun ein so ungeheures Thier? Schläge fruchten sicherlich nichts, denn die Haut dieses Dickhäuters ist gegen diese Art der Bestrafung un-



Affe als Circusreiter.

empfindlich. Auch ist der Elephant zu rachsüchtig, wenn er glaubt, daß man ihm Unrecht gethan hat, und sich seiner ungeheuren Kraft zu bewußt, als daß man sich irgend welche Grausamkeiten gegen ihn erlauben dürfte. So bleibt schon aus diesen Gründen nur Güte als einziges Mittel übrig, mit dieser aber bringt man es bei dem erstaunlichen Verstande und der Gelehrigkeit des Thieres

sehr weit. Ein Elephant versteht eine freundliche und gerechte Behandlung zu würdigen, aber lehnt sich gegen Täuschung und List auf. Stets muß man bei ihm direkt auf das Ziel losgehen. Hat er erst begriffen, was sein Herr eigentlich von ihm will, so kann man ihn zu Kunststücken



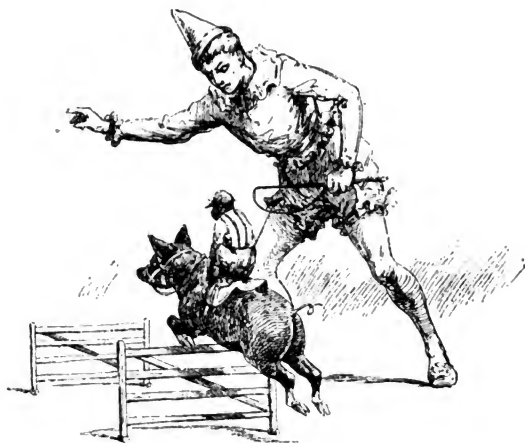
Ein Blondin der Thierwelt.

abrichten, die der Natur des ungefügen Thieres völlig zuwider sind. So geht seine Intelligenz so weit, daß er mit seinem Rüssel eine Melodie auf einem Glockenspiele hervorbringt, oder eine Drehorgel dreht, daß er seinen Führer auf den Stoßzähnen herumträgt oder ihn mit dem Rüssel vom Boden hebt und ihn sich selbst auf den Nacken setzt. Nur zu Einem ist ein Elephant nie zu bringen: durch's Feuer zu gehen.

Der Gegensatz zum Elephanten ist im Charakter der Bär. Der Elephant muthig, ehrlich, geduldig, sanftmüthig, klug, lerneifrig — der Bär feig, heimtückisch, mürrisch,

dumm und faul. Die vielgerühmte Gutmüthigkeit von Meister Pek gehört der Fabel an; was manchmal bei dem unliebenswürdigen Gefellen so aussieht, ist eben nur Dummheit und Trägheit. Auch hier aber feiern Geduld und freundliche Strenge ihre Triumphe. Der Thierbändiger Permané hat in der Erziehung seiner sibirischen Bären wahre Wunder vollbracht. Im Umgange mit ihm und in seiner Gegenwart scheinen sie ihren oben geschilderten

Charakter ganz abgelegt zu haben, aber jedem Fremden würde es übel bekommen, sich ihnen zu nähern, sobald ihr Bändiger nur den Rücken gewendet hat. Diese Bären setzen sich ganz manierlich zu Tische und trinken Bier wie Korpsstudenten, schütteln auf ergangene Aufforderung ihrem Bändiger die Hand u. s. w. Der männliche Bär hat sogar



Ruffin's Jockey-Affe.

das Schaukeln gelernt und scheint diesem Kindersport viel Vergnügen abzugewinnen. Am meisten Heiterkeit aber erregt es stets beim Publikum, wenn der Bändiger mit der Frau Bärin am Arm rund um die Bühne oder die Arena wandert, und diese liebevolle Dame ihren Begleiter dabei zu küssen sucht.

Bermané nimmt zu Böglingen nur ganz jung gefangene Bären. Die Erziehung beginnt, wenn die Thiere etwa ein Jahr alt sind. Er spielt mit ihnen gerade so, als ob sie Kinder wären, jagt sich mit ihnen und balgt sich mit ihnen auf der Erde herum, gestattet aber niemals, daß sie

ihn dabei kratzen oder beißen oder ihn im Ringen unterkriegen. Jede Unart wird mit Ruthenstreichen über die Nase bestraft, sittliches Wohlverhalten und Fleiß mit Zucker und anderen Leckerbissen belohnt. Manche Bären sind gänzlich ungelehrig; sie werden nach kurzer Zeit verkauft. Andere lernen verhältnißmäßig spielend. Besondere bärische Genies lernen sogar auf einer Kugel eine schiefe Ebene hinauf und hinab zu gehen.

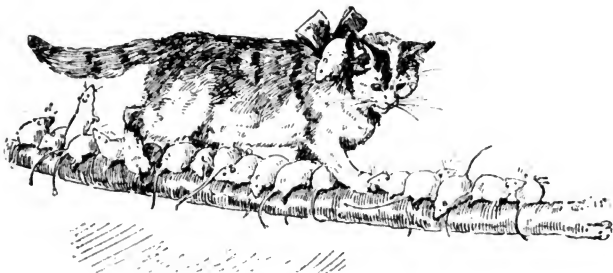
Ein Nachtheil für den Bändiger ist, daß Bären nur so lange brauchbar sind, als sie noch nicht die volle Reife erlangt haben. Von jenem Zeitpunkte an werden sie gefährlich, und man muß sie verkaufen. Aber auch in der Jugend ist ihnen nie ganz zu trauen, und man hat stets vor ihrer Heimtücke auf der Hut zu sein.

In noch höherem Grade ist das letztere der Fall bei Affen. Der Affe ist zwar im höchsten Grade gelehrt, aber er bleibt ein durchtriebener Spitzbube sein Leben lang und selbst Zuneigung und Dankbarkeit — Empfindungen, die er durchaus in hohem Grade besitzt — halten ihn nicht ab, aus reiner Lust am Unfug auch gelegentlich seinem Herrn einen bösen Streich zu spielen. Außerdem hat der Affe so viel Unabhängigkeitstrieb und ist dabei so leichtsinnig, daß er ohne Rücksicht auf die späteren Folgen meist seinen augenblicklichen Eingebungen und Launen nachgibt. Er gehört daher trotz seiner hohen Intelligenz zu den nicht leicht abzurichtenden Thieren, lernt aber Alles, was man will und wird oft ein richtiger Cirkusreiter und Clown, der mit seinen menschlichen Kollegen in der Gunst des Publikums wetteifert.

Ein Beispiel dafür ist M. Gris' kleiner Babuin, welcher sich als echter Cirkusclown produzirt. Er jagt auf einem Esel durch die Manège, macht dabei die gewagtesten Sprünge mit und ohne Reifen, läßt sich herabfallen, klettert am Schwanz des Esels wieder auf den Rücken desselben hin-

auf, kurz, belustigt durch sein possirliches und komisches Wesen die Zuschauer höchlich.

Ein anderer Affe, ein Jögling des Ungarn Rivin, ist ein Nebenbuhler des berühmten Seiltänzers Blondin. Wie dieser mit einem Sack über dem Kopf den Niagara auf gespanntem Seile überschritten hat, so geht der Affe auf einer dünnen Stange über die Manège. Dieser „Blondin der Thierwelt“ hat auch das Schwierigste gelernt, was ein Thier lernen kann: sich absichtlich verstellen. Rivin hat ihm nach unfäglichen Mühen beigebracht, so zu thun, als ob



Katze und Mäuse.

er sich vor dem Antritt der Seiltänzerfahrt fürchte und sich weigere, sie zu wagen. Zum Zeichen dessen wirft der Affe mehrmals den Sack zu Boden, ehe er ihn sich über den Kopf zieht. Die Schwierigkeit liegt für das Thier darin, jedesmal zu wissen, wann er sich dem Befehl des Vändigers widersetzen und sich weigern, wann er folgen soll. Höchst interessant für einen Psychologen ist es, den Ausdruck von Zweifel, Unsicherheit und geheimer Angst zu beobachten, mit dem der Affe das Gesicht seines Meisters prüft, ehe er es wagt, den Sack hinzuwerfen.

Vielleicht der possirlichste Affe aber ist der des Clowns Ruffin, welcher als Jockey auf einem Schweine reitet, mit

seinem seltsamen Renner Gräben, Hürden und andere Hindernisse nimmt, während das Schwein unter dem toben- den Gelächter des Publikums unaufhörlich quiekt, als ob es am Spieße stäke.

Ein sehr interessanter Charakterzug dieser Affenkünstler ist es, daß sie nach Versicherung ihrer Besitzer am Abend



Zwei niedliche Künstlerinnen.

der Vorstellung nicht halb so viel leisten, als auf der Probe vor ihrem Meister allein. Sie wissen eben, daß dieser sie vor dem Publikum nicht strafen kann, also gleichsam von ihrer Bereitwilligkeit abhängig ist, und das machen sie sich zu Nuze.

Der Gipfel der modernen Thierbändigung, =Zähmung und =Abrihtung aber wird jedenfalls durch jene Schaustellungen erreicht, wo eine Anzahl von verschiedenen, einander von Natur feindlichen Thieren gleichzeitig dem Publikum vorgeführt werden und unter den Augen ihres Meisters harmlos miteinander verkehren, ohne, wie es ihr Naturtrieb fordern würde, übereinander herzufallen oder voreinander zu flüchten.

Das größte Talent in dieser Richtung und einer der bedeutendsten Thierzähmer überhaupt ist gegenwärtig ohne Zweifel „Professor“ Bonetti, dessen Lebensgeschichte zugleich

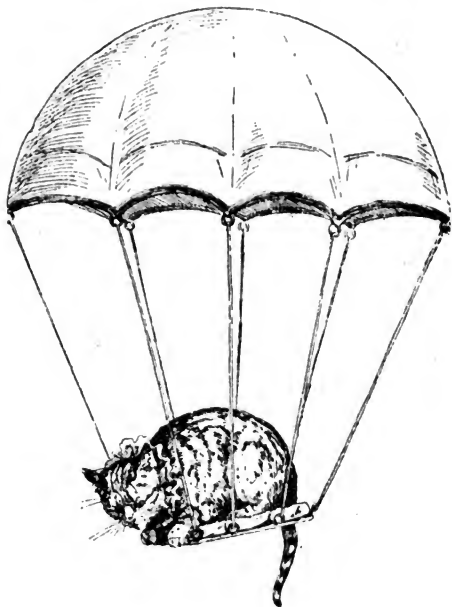
eine interessante Illustration dazu liefert, wie man Thierbändiger wird. Bonetti ist ein Holländer von Geburt, aus Amsterdam, und war vor etwa fünfzehn Jahren in seiner Vaterstadt Kommiss in einem Manufakturwaarengeschäft. Der junge Mann schwärmte jedoch keineswegs für diesen ihm von den Eltern aufgezwungenen Beruf, sondern hielt sich, anstatt hinter dem Ladentische, lieber auf dem Speicher auf, wo seine Gefährten und Gespielen eine ganze Schaar von Speicherkazen waren, die er zum Zeitvertreib und aus angeborener Thierliebe zähmte und abrichtete. Er erreichte dabei schöne Erfolge, vor Allem mit seinem Lieblingskater Heinrich, glaubte jedoch damit keineswegs etwas Besonderes geleistet zu haben, bis er eines Tages in Buffon's Naturgeschichte zu seinem Erstaunen las, daß die Hauskazen wegen ihres Eigensinnes nicht zu dressiren seien. Ueber diese Behauptung des gelehrten Franzosen wunderte sich Bonetti nicht wenig, hatte er doch den Beweis des Gegentheils vor Augen. Er widmete sich von jetzt an seinen Kazen noch eifriger als vorher. Als er sie nach unsäglichen Mühen völlig gezähmt und seinem Willen unterthan gemacht zu haben glaubte, brachte er eine Anzahl junger Ratten, dann Mäuse, endlich noch einen Kanarienvogel in ihre Gesellschaft, und es gelang ihm wirklich nach Jahr und Tag, die natürliche Furcht und Abneigung der Thiere voreinander zu



Clarke's Lustschiffertage.

überwinden und sie zu gemeinsamen Kunstleistungen abzurichten.

Im Jahre 1882 ging er als Artist in die Welt und erregte überall Aufsehen. Daß eine Katze auf Befehl ihres Herrn über ein gespanntes Seil schreitet, auf dem dicht



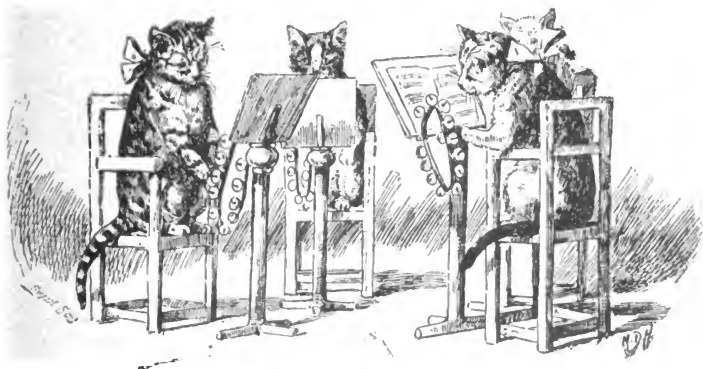
Der Abstieg im Fallschirm.

nebeneinander Ratten und Mäuse sitzen, war etwas noch nicht Dagewesenes und rief bei den Kennern gerechte Bewunderung hervor. Denn wenn auch Buffon's Urtheil über die Unabrichtbarkeit der Katze offenbar falsch ist, so gehört dieses freiheitsliebende, eigensinnige und nicht allzu intelligente Thier doch zu den am schwierigsten zu zähmenden, und was Bonetti da vorführte, grenzte allerdings



an's Wunderbare. Und Alles hatte er nur mit Geduld, Sanftmuth und guten Worten erreicht. Mit Gewalt, mit Schlägen ist einer Kaze niemals etwas beizubringen; aber auch alle Sanftmuth, Geduld und Güte ist oft vergebens. Wenn eine Kaze einmal denkt: „Das thue ich nicht!“ dann ist nichts mehr zu machen.

Bonetti hat inzwischen bald Nachfolger gefunden und zwar sehr fähige, die natürlich mit neuen Kunststücken vor



Clarke's Kazenquartett.

das Publikum traten. Die beiden Kazen, welche in völliger Uebereinstimmung miteinander zwischen und auf Regeln oder Flaschenhälften sich produzirten, sind um die ganze Erde gereist. Die Hauptschwierigkeit bei diesem Kunststück lag darin, die Thiere zu lehren, daß während die eine langsam über die Regel- oder Flaschenreihe schritt, die andere sich in Schlangenlinie durch dieselben zu winden (einmal rechts, einmal links) und stets genau unter ihrer Gefährtin zu bleiben habe.

Professor Clarke wieder führt eine Kaze vor, welche an einem Seile bis zur Decke des Circus emporklimmt und dort in einen Fallschirm steigt, in dem sie sich herunter-

läßt. Und Alles dies auf bloßen Befehl ihres Herrn. Man sieht dabei dem Thiere an, wie sehr es innerlich mit seiner Furcht und seinem Widerwillen gegen dieses Kunststück zu kämpfen hat. Zögernd erklimmt die Luftschiffer-

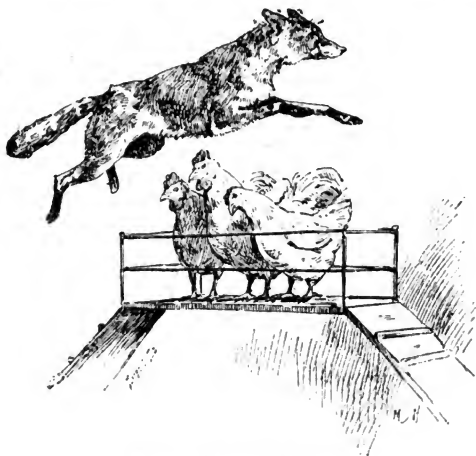
Professor Bonetti inmitten seiner Familie.



fage das Seil, das von der Decke des Circus oder der Bühne herabhängt, wo die Vorstellung gerade stattfindet; dann und wann hält sie an und schaut sich um, aber ein Wink ihres Herrn treibt sie weiter. Und wenn sie dann vor dem Fallschirm sitzt, scheint sie noch zu überlegen, ob

es nicht doch etwa gescheidter wäre, am Seil wieder hinunterzuklettern, anstatt die gefährliche und unheimliche Fahrt zu wagen. Aber Erziehung siegt über die angeborene Natur. Entschlossen steigt sie in den Fallschirm und schwebt in die Arena hinab.

Geradezu reizend und von einer unwiderstehlichen Komik ist Clarke's Katzenquartett, das auf abgestimmten

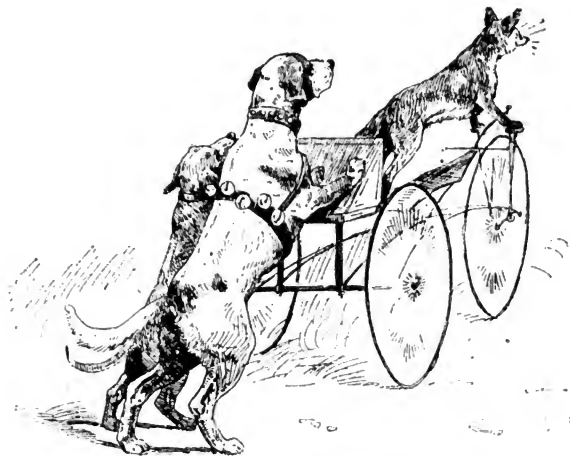


Einer von Bonetti's Fischen.

Schlittenschellen das irische Volkslied „Home, sweet home“ spielt. An Heldenmuth thun es diese vier Thiere der Luftschifferkage sicherlich nicht gleich, aber sie sind unwiderstehlich liebenswürdig und ernten stets den größten Beifall. Außerdem hat Clarke, dieser begabte amerikanische Nachahmer Bonetti's, auch noch Ratten gezähmt, die in einem Eisenbahnzuge fahren, der entgleist.

Bonetti selbst, der, nachdem er mit seinen Katzen, Mäusen und Kanarienvögeln die halbe Welt durchreist hatte, doch keineswegs gewillt war, der Konkurrenz zu

weichen, überließ die Thiere, die seinen Ruhm begründet, den Mitbewerbern und legte sich auf die Zähmung anderer Arten. Er reist jetzt mit einer Schaar abgerichteter Füchse, Hunde, Gänse, Enten, Hühner und Raben. Es ist ein paradiesischer Anblick, den „Professor“ inmitten seiner friedlichen Familie von Künstlern zu sehen, wie sie einträchtiglich ihr Futter aus seinen Händen empfangen und gar



Fuchs und Hunde als Velozipedisten.

nicht daran denken, übereinander herzufallen, obgleich sonst Fuchshunde, Füchse und Hühner nicht die besten Freunde zu sein pflegen. Die Abrichtung der Thiere ist staunenswerth, und ihre Kunststücke bezeichnen die Grenze des bis jetzt Erreichten. Bonetti's Füchse springen über Hürden und durch Reifen, wie Hunde, ja sogar über Enten und Hühner hinweg, welch' letztere dabei keine Anzeichen von Furcht geben, und sie rennen um die Wette mit den Fuchshunden, die ihre natürlichen Verfolger sind. Wenn man diese Füchse vor oder nach der Vorstellung in ihren Käfigen

zähnefletschend hin- und herlaufend sieht, und ihr zahmes, gesittetes Betragen in der Arena damit vergleicht, so glaubt man kaum, daß es dieselben Thiere sind.

Bonetti hat einen seiner Füchse sogar dazu abgerichtet, im Verein mit zwei Hunden ein Dreirad zu fahren.

Am vorderen Rade der Maschine sind an die

Tritte zwei aufwärts gehende und oben mit kleinen Platten versehene

Stangen angelöthet. Auf diese drückt der Fuchs mit den Vorderpfoten und setzt

so das Veloziped in Bewegung, während die Hunde hinten schieben. Den Schluß

der Vorstellung bildet ein sogenannter Triumphzug.

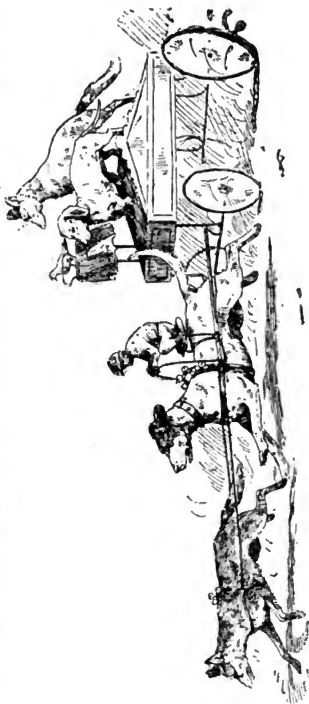
Dabei zieht der eine Fuchs und der größere Hund einen Wagen, auf welchem der

andere Fuchs, der zweite Hund und einige der gesiederten Künstler stehen.

Ein ganz kleiner Affe dient als Jockey.

Es läßt sich darüber streiten, ob Bonetti mit

seiner ersten Künstlerfamilie oder mit seiner zweiten das größere Zähmungskunststück geliefert habe, aber es wäre ein sehr müßiges Beginnen. Füchse sind mindestens ebenso schwer abzurichten, wie Katzen; sie sind über alle Maßen scheu und wild, und es ist sicher, daß Bonetti in dem einen wie



Ein Triumphzug.

dem anderen Falle ein Meisterstück gemacht und die modernen Wunder der Thierzähmung um zwei der größten vermehrt hat. Und wie brachte er dies nach seiner eigenen Aussage fertig? Durch Sanftmuth und Geduld.

Allerdings gehört dazu eine Geduld, wie sie gewöhnlichen Sterblichen nicht eigen zu sein pflegt, und doch ist diese seltene Eigenschaft der einzige Bürgen dauernder Erfolge.

In Deutschland hat in den letzten Jahren sich besonders August Mehrmann, ein Theilhaber des Thiercircus Hagenbeck, durch seine Vorführungen gezähmter Löwen, Tiger, Bären und anderer Raubthiere rühmlich bekannt gemacht. Auch er schwört zu dem modernen Thierbändigerwahlspruche, daß man durch Festigkeit, Milde und Geduld Alles erreichen könne, und der gefühlvolle Zuschauer wird daher künftighin solchen Schaustellungen ruhig beiwohnen können, ohne sich das Vergnügen durch den peinigenden Gedanken verderben zu lassen, daß Drahtpeitsche, glühende Eisenstangen und andere Grausamkeiten die Mittel seien, durch welche die Thiere dressirt worden.





## Moderner Wucher.

Soziale Schattenbilder von H. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

**D**er in der deutschen Reichshauptstadt vor Kurzem zur Verhandlung gekommene große Wucherprozeß gegen Treuherz und Genossen hat auf's Neue die allgemeine Aufmerksamkeit auf das gemeingefährliche und raffinierte Treiben der sogenannten Halsabschneider und Kravattenschneider gelenkt. Sie beuten bald die Noth, bald den Leichtsinnsinn und die Unerfahrenheit für ihre gewinnsüchtigen Zwecke aus, und bei ihrer Schlaueit und Gewandtheit wird es der Polizei und den Gerichten sehr schwer, ihnen beizukommen. Besonders häufig fallen aus naheliegenden Gründen Offiziere in die Hände dieser Wucherer.

„Auch mache ich darauf aufmerksam, daß ich den Herren Offizieren Darlehen gegen billige Zinsen gewähre.“

So lautete der Schluß eines Rundschreibens, das vor einigen Jahren ein Pferdehändler in Schlesien an Kavallerieoffiziere in der Provinz verschickte. Der junge Lieutenant Graf B., der ebenfalls ein solches Schriftstück erhalten hatte, brauchte gerade 600 Mark, die er in der nächsten Zeit zu bezahlen hatte, und wendete sich an den Pferdehändler wegen eines Darlehens. Dieser ließ den Offizier nach Breslau kommen, indem er ihm versprach, ihm dort das Geld zu geben. Bei der Zusammenkunft aber stellte es sich heraus, daß der Händler das Geld nicht

hatte austreiben können. Er rieth dem Offizier, ein Pferd auf Kredit zu kaufen und es dann sofort weiter zu verkaufen. Der Händler erbot sich, das Ganze zu arrangiren, und führte den Grafen zu einem anderen Händler, der ihm ein Pferd gegen zwei Wechsel in Höhe von 2700 Mark überließ.

Das Pferd nahm der erste Händler mit nach Berlin, um es dort zu verkaufen. Er ließ jedoch nichts von sich hören, und als der Offizier ihn mahnte, ihm Geld zu senden, theilte er ihm mit, das Pferd sei schwer unterzubringen, weil es auf Kredit gekauft sei. Da der Graf aber Geld brauchte, mußte er einen Wechsel über 1500 Mark einsenden, der an einen Geldmann „verkauft“ wurde. Dieser zahlte für den Wechsel 700 Mark, davon erhielt der Graf aber nur 500, da 200 für Unterhalt des Pferdes und Spesen abgerechnet wurden. Er hatte also für 4200 Mark Wechsel ausgestellt und nur 500 Mark empfangen. Die Familie erfuhr von dem Vorfall, deckte einen Theil der Gelber, indem sie 1900 Mark bezahlte, machte den Pferdekauf rückgängig und brachte den Pferdehändler vor das Gericht. Er wurde wegen Betruges bei dem Pferdeverkauf verurtheilt, aber nicht wegen Wucher. Es handelte sich eben in diesem Falle um sogenannten „verschleierten Wucher“.

Ein anderer aktenmäßiger Fall ist der folgende.

Ein „Geldmann“ verlieh an reiche junge Leute, die sich in Geldverlegenheit befanden, Kapitalien zu dem Zinssatz von nur sechs Prozent und gegen Ausstellung von Wechseln. Der Geldmann handelte aber auch mit Lotterieloose und machte es zur „Ehrensache“ für die Herren, die von ihm Geld zu so billigen Zinsen bekamen, ihm eine Anzahl Lotterieloose abzukaufen. Eines Tages ließ der Geldmann einem jungen, leichtsinnigen Lebemann, der bereits unter Vorwundtschaft stand, weil er sein Geld ver-



schwendete, zu einer Vergnügungsreise 8000 Mark zu sechs Prozent. Dafür kaufte aber der junge Mann 390 ganze Loose zur vorletzten Klasse der Braunschweiger und Hamburger Lotterie und stellte für den Kaufpreis einen Wechsel von über 42,000 Mark aus. In der vorletzten Ziehung kamen diese sämmtlichen Loose mit nur 1300 Mark Gewinn heraus; der junge Mann hatte kein Geld, um die Loose für die letzte Ziehung zu erneuern, und überließ sie für eine kleine Entschädigung dem Geldmanne, dem er nun für diese Loose 42,000 Mark schuldete.

Auch diese Angelegenheit kam vor die Gerichte, der Geldmann aber wurde freigesprochen, weil es sich nicht um Wucher, sondern um einen Verkauf von Loosen handle, die ja der Staat auch zu denselben Preisen verkaufe. Die Wechsel mußten natürlich aus dem Vermögen des jungen Lebemanns bezahlt werden.

Die angeführten und die nun folgenden Beispiele haben sich alle in den letzten fünf Jahren abgespielt.

Der liederliche Sohn eines steinreichen süddeutschen Privatiers B. hatte erst in Dresden als Einjähriger in einem Jahre 25,000 Mark verbraucht und kam nun nach Berlin, um hier sich zu „amüsiren“. Die Wucherer umschwärmten ihn geradezu und machten die wunderbarsten Geschäfte mit ihm.

Einer der Geldmänner gab ihm 8000 Mark bares Geld, einen Posten Brillanten, eine Parthie Hamburger Lotterieloose und löste für ihn einige verpfändete Werthstücke ein. Das Alles zusammen wurde dem jungen Manne mit 50,000 Mark berechnet, er wurde außerdem veranlaßt, eine Verschreibung auf seine zukünftige Erbschaft in Höhe von 80,000 Mark auszustellen.

Der junge Fürst Karl L. in Wien war der Nefte des steinreichen Fürsten L., besaß aber selbst wenig Vermögen, dagegen sehr viel „noble Passionen“. Der Dufel bezahlte

in gewissen Zwischenräumen die Schulden des Neffen, nur wurde er natürlich immer schwieriger in der Bezahlung. Fürst Karl mußte seine Zuflucht schließlich zu Wucherern untergeordneten Ranges nehmen, und diese fürchteten den Zorn und Einfluß des Fürsten L., wenn sie seinen Neffen direkt rupften. Aber sie wußten ein Auskunftsmittel.

Fürst L. wollte einmal wieder Geld haben, und zwar brauchte er dringend 10,000 Gulden. Man sagte ihm, Geld sei nicht aufzutreiben, aber drei Wagen geräucher-ten Specks könne er für seinen Wechsel haben. Er nahm den Speck und wollte ihn nun natürlich wieder loswerden. Die Helfershelfer des Wucherers kamen und boten ihm für den Speck zwei alte Lokomotiven, die sie als ausrangirt von einer Eisenbahngesellschaft soeben gekauft hatten. Fürst Karl brauchte unbedingt bares Geld, er nahm daher auch die beiden Lokomotiven und ließ sie als altes Eisen verkaufen. Er erhielt etwas über 1000 Gulden dafür.

Im Dezember 1894 wurden in Niederschlesien ein paar Wucherer vom Gericht verurtheilt, die sich an junge Leute — Einjährige und Schüler von Offizier- und Vorbildungsanstalten — herangemacht hatten, deren Eltern als zahlungsfähig galten. Die jungen Leute bekamen nur einen geringen Theil der geborgten Summe in barem Geld, der Rest wurde in Fahrrädern und Glaswaaren gezahlt. Die Helfershelfer der Wucherer nahmen ihnen die Glasfachen und Fahrräder für ein Spottgeld ab und verkauften sie mit einigem Profit wieder an die Wucherer, die sie am nächsten Tage wieder in Zahlung einem neuen Opfer gaben.

Wie ist es möglich, wird man fragen, daß solchen jungen unselbstständigen Leuten von den Wucherern Kredit gegeben wird? Nun gerade mit diesen jungen Menschen „arbeitet“ es sich am sichersten. Wechselfähig wird erst der majorene Mann mit einundzwanzig Jahren. Wer

Wechsel ausstellt, ohne wechselfähig zu sein, macht sich eines Betruges schuldig.

Der Wucherer weiß nun zwar ganz genau, daß der junge Mann nach seinem Alter noch gar nicht wechselfähig sein kann, er läßt sich aber von ihm „nur der Form halber“ eine Bestätigung ausstellen, daß er wechselfähig sei. Dann borgt er ihm Geld auf Wechsel.

Will der Vater die in Wirklichkeit ungiltigen Wechsel des minorennen Sohnes nicht einlösen, so wird ihm mitgetheilt, daß er damit eine Klage wegen Betruges und eine schwere gerichtliche Strafe gegen den Sohn veranlasse, da man dessen Erklärung betreffs der Wechselfähigkeit in der Hand habe. Was kann der Vater anderes thun, als zahlen, wenn er nicht den Sohn für Lebenszeit unglücklich machen will? Allerdings thäte mancher Vater besser, einen solchen ungerathenen und sträflich leichtsinnigen Burschen seinem Schicksale zu überlassen, dem dieser ja gewöhnlich später doch nicht entgeht. Der Vater erspart es sich dann wenigstens, daß er noch vorher durch ihn mit seinen anderen Familienmitgliedern ruinirt wird.

Alle hier vorgeführten Fälle von Wucher haben ein gemeinsames Kennzeichen: sie sind verübt gegen beispiellos leichtsinnige junge Leute, die gewissermaßen kein Mitleid verdienen, und die es selbst nicht anders wollten. Diese Art Wucher, die hier getrieben wird, ist ja eine der verächtlichsten, aber sie ist noch nicht die schlimmste, sie beraubt das Opfer meist nur um Geld.

Der in Folgendem zu schildernde Wucher dagegen ist niemals gerichtlich zu verfolgen und deshalb treibt er so großartige Blüthen. Seine Opfer sind nicht leichtfertige junge Leute, die das Geld ihrer Väter unter die Leute bringen, sondern Familienväter, kleine Beamte, Lehrer u. s. w. Leute dieser Art dürfen keine Schulden haben, sie werden sonst disziplinarisch gestraft oder gar entlassen. Nun können

aber doch auch sie in Geldverlegenheit kommen. Krankheit in der Familie, unglückliche Familienverhältnisse, unvorhergesehene Verluste können bei dem geringen Einkommen eines derartigen Mannes, der vielleicht für eine starke Familie zu sorgen hat, sehr leicht eine schwierige Lage erzeugen. Die Hilfe, die man von Verwandten erbittet, wird gewöhnlich versagt, es bleibt also nichts Anderes übrig, als der „Geldmann“, der ein nobler Mann zu sein scheint.

Er nimmt nur die landesüblichen Zinsen, prolongirt immer wieder die ausgestellten Wechsel und spielt sich auf den Biedermann aus, dem man nicht gefählich an den Leib kann. Aber er hat Helfershelfer, saubere Verwandte, Geschäftsfreunde, die zwischen ihm und dem Opfer stehen. Unter der Drohung, daß der Geldmann das Darlehen nicht gewähren werde, weil sie ihm dann keine günstige Auskunft über das Opfer geben würden, oder daß er aus demselben Grunde die fälligen Wechsel nicht prolongiren werde, zwingen diese Ehrenmänner das Opfer, Waaren von ihnen zu nehmen.

Die Sache fängt ganz harmlos an. Um den „Vermittler“ gut zu stimmen, bestellt das Opfer bei ihm ein Faß Wein, trotzdem der Betreffende gar nicht in der Lage ist, so zu leben, daß er sich beständig einen Weinvorrath halten kann. Dieses erste Faß Wein, das nicht einmal allzu schlechte Waare ist, wenn es auch zu hoch bezahlt wird, wirkt aber gewissermaßen nur als Köder. Kaum ist es zur Hälfte verbraucht, so kommt der Lieferant und macht neue Offerten. Das Opfer will keinen Wein, aber es hat auf den Weinhändler Rücksicht zu nehmen. Es braucht ihn bei den Wechselprolongationen, es ist ihm das Geld für das erste Faß Wein noch schuldig.

Zwar denkt der Geldnehmer mit Schrecken daran, daß sich durch eine neue Bestellung bei dem Weinhändler sein

Konto erst recht erhöht. Er muß sich als ehrlicher Mensch fagen, daß er gar keine Ahnung hat, woher er endlich einmal das Geld nehmen soll, um sein Weinkonto zu bezahlen. Aber der Händler beruhigt ihn. Das ist ja Alles nicht so schlimm und findet sich von selbst. Geld will er gar nicht sehen, er ist beleidigt, wenn man ihm von Geld spricht, mit der Bezahlung hat es gute Wege. Das Opfer bestellt ein neues Faß und erhält statt des einen zwei Fässer. Beim nächsten Besuch ist der Geprüllte noch mehr in der Schuld des Händlers und wagt es noch weniger, seine Offerten zurückzuweisen. Was würde die vorgesezte Behörde sagen, wenn sie erführe, ihr Beamter, eben das Opfer, habe allein für gelieferten Wein Schulden in Höhe von mehreren Hundert Mark?

Und so ist es dem Händler möglich geworden, dem armen Teufel, der vielleicht 1800 Mark Jahreseinkommen hat, in wenigen Monaten für 600 Mark Wein anzuhängen. Der Händler verdient dabei auf eine Weise, die unanfechtbar ist, denn es handelt sich hier um ein „reelles, kaufmännisches Geschäft“. Diesen Profit theilt er mit dem Geldgeber, das Geld bekommt er schon von dem Opfer, wenn auch erst nach Jahren, die Zinsen machen das Warten wieder wett. Wie viel Entbehrungen und Sorgen aber die ganze Familie in der Zeit auszuhalten hat, das weiß sie allein. Ganz gleich, der Geldmann und sein Spießgeselle haben ohne jede Gefahr Geld verdient!

Glücklich, wenn das Opfer noch so fortkommt, wie vorstehend erzählt. Man bietet ihm zum Beispiel Cigarren an und drängt ihm riesige Quantitäten davon auf. Ja, der Händler weiß noch einen besseren Rath. Das Opfer soll unter der Hand mit Cigarren handeln, es hat ja so viele Bekannte. Einestheils will der Bedrängte dem Händler gefällig sein, andererseits winkt hier bei dem beständigen Geldmangel eine sehr gute Nothhilfe. Der Ge-

prellte nimmt die Cigarren natürlich auf Kredit zu hohen Preisen von dem Händler und verschleudert sie, um bares Geld in die Hände zu bekommen, billig an Bekannte. Sein Konto wächst in's Riesenhafte, und der Händler hat jetzt als letztes Zwangsmittel noch den Staatsanwalt, mit dem er droht. Dieses „Cigarrengeschäft“ nämlich, das der Geprellte getrieben hat, ist unter Umständen strafbar. Hat er Verwandte, die man schröpfen kann, so wird man nicht zögern, mit einer Denunziation bei der Staatsanwaltschaft und bei der vorgesetzten Behörde zu drohen. Will die ganze Verwandtschaft nicht, daß das Opfer mit Frau und Kind zu Grunde geht, dann muß sie eben „bluten“ und vielleicht jahrelang Abschlagszahlungen auf die gelieferten miserablen Cigarren leisten, an denen der Händler baren Profit und eine vortreffliche Verzinsung hat. Werden die Verwandten oder das Opfer selbst im Zahlen etwas lässig, dann wird wieder eine Klage eingeklagt, und der Gerichtsvollzieher in's Haus geschickt, das macht die Leute gefügig, und die dadurch entstehenden Kosten müssen sie ja doch bezahlen. Ja, über solche „ungerauchte Cigarren“ ließen sich ganze schauerliche Familienromane schreiben!

Bei Leuten, die mit Wein und Cigarren sich nicht einzulassen, macht man es mit der Wohnung. Man vermietet dem Opfer eine Wohnung, die es gar nicht unter gewöhnlichen Umständen genommen hätte, sehr theuer, und dieser Ueberschuß über die sonst übliche Miethe bildet die unantastbaren Wucherzinsen für den Geldmann.

Ein Mühlenbaumeister in Westdeutschland machte sich auf folgende Weise mit heimlichem Wucher ein Vermögen. Er ließ den Mühlenbesitzern Geld auf Hypotheken und auf Wechsel zu sehr billigen Zinsen. Er zwang aber dann seine Gläubiger, in ihren Mühlen Reparaturen und Umbauten sehr kostspieliger Art auszuführen, die gar nicht nöthig waren. Diese Bauten führte natürlich er aus und

verdiente daran ein schönes Stück Geld, das er als direkte Zinsen niemals erhalten hätte. War der so indirekt Bewucherte nicht im Stande, gleich die Reparaturen bar zu bezahlen, so kam eine neue Hypothek auf die Mühle, die bald dem Baumeister und nicht dem Müller gehörte.

In den letzten Monaten hat die Staatsanwaltschaft insbesondere in Norddeutschland ein wahres Kesseltreiben auf Wucherer veranstaltet, und die Tageszeitungen waren voll großartiger Berichte über tagelang dauernde Wucherprozesse, in denen Hunderte von Zeugen vernommen wurden. Gerade diese Prozesse geben aber der Deffentlichkeit gar kein richtiges Bild des Wuchers, wie er in Deutschland in Wirklichkeit getrieben wird.

Wir sahen ja vorhin an den Beispielen mit Wein, Cigarren u. s. w., daß indirekter Wucher ganz ungeschcut betrieben werden kann, es gibt aber noch eine Art von Wucherern, die im großartigen Style arbeiten und die binnen kurzer Zeit Vermögen verdienen. An den kleinen Leuten, von denen wir erzählten, sind solche Summen nicht zu verdienen; die Gerichtsverhandlungen haben in einzelnen Fällen sogar gezeigt, daß an den jungen leichtsinnigen Leuten, die bei Wucherern Hilfe suchen, auch Geld verloren gehen kann. Die Wucherer erholen sich dann an anderen Leuten, an denen sie sich bereichern, an Kaufleuten und Grundbesitzern. Es wird vielen Lesern sehr überraschend klingen, wenn sie hier erfahren, daß auch Kaufleute den großen Wucherern tributpflichtig sind, aber daß sich die Sache leider so verhält, wird alltäglich durch neue Vorkommnisse erwiesen. Man muß nur nicht bei dem Worte „Kaufmann“ an kleine Ladeninhaber denken, an diesen sind natürlich keine Riesensummen zu verdienen.

Jeder Kaufmann braucht Kredit. Selbst wenn er mit großen Barmitteln sein Geschäft anfängt, ist er gewöhnlich gezwungen, selbst so viel Kredit zu gewähren, daß er

seinerseits auch wieder Kredit in Anspruch nehmen muß. Nun ist dieser Kredit leicht zu haben, so lange es sich um Bezahlung von Waarenschulden handelt, der Kaufmann gibt Wechsel. Es kommen aber Zeiten, in denen er nicht Wechsel, sondern bares Geld haben muß. Wechsel diskontiren kann er nur in einer Bank, wenn er dort ein Depôt hat, und mit ihr in Abrechnung steht; will er sonst Bargeld haben, so muß er hohe Diskontosätze zahlen, er muß an den Wechseln verlieren. Ein Kaufmann, der viel in dieser Weise an indirekten Zinsen zahlt, wird bald in den Kreisen seiner Genossen für unsolide gelten, und sein Kredit wird erschüttert werden. Sein Kredit ist aber sein Alles, ist dieser zu Ende, so ist auch der Bankerott da, selbst wenn bei dem Kaufmann die Außenstände, die er aber nicht sofort einziehen kann, seine Schulden weit übersteigen. Um seines Kredits willen entschließt sich oft ein gut situirter Kaufmann, sich heimlich Geld zu verschaffen, und so kommt er in die Hände des Wucherers, der ihm seine Wechsel „verkauft“.

Ist der Kaufmann aber erst einmal in die Wuchererklique gerathen, so kommt er auch nicht wieder heraus, wenigstens nicht, wenn seine Verhältnisse nicht eine plötzliche große Besserung erfahren. Die Wucherer saugen sich an ihm fest, und trotzdem das Geschäft des Mannes ganz gut geht, kommt er in Wirklichkeit täglich mehr zurück. Das wissen natürlich die Wucherer am besten, sie müssen auf Mittel sinnen, den Mann noch sicherer zu haben, als bisher, denn wenn er plötzlich Bankerott macht, so gehen ihnen wenigstens die letzten Wechsel, die sie von ihm haben, verloren. Nun kommt eine fürchterliche Persidie: sie verlangen von ihm für seine Wechsel Giranten und legen es ihm direkt nahe, die Namen der Giranten zu fälschen.

Man räth ihm, den Namen von Verwandten, auch



wohl von intimeren Geschäftsfreunden auf die Wechsel zu setzen. Die Leute erfahren ja nichts davon, wenn der Wechsel pünktlich eingelöst wird. So sagen die Wucherer dem Opfer und sie wissen, daß in der That diese Wechsel unter allen Umständen und selbst im Falle eines Konkurses um jeden Preis von dem Opfer oder seiner Verwandtschaft eingelöst werden müssen, da sonst der Staatsanwalt mitpricht.

Kommt das Opfer endlich zu Fall, so haben ihm die Wucherer das Mark ausgefaugt und eine Masse Geld an ihm verdient.

Auch mit Grundbesitzern macht der Wucherer gern Geschäfte, weil er weiß, daß er sich eine Hypothek eintragen lassen kann, wenn Kapital und Zinsen zu hoch angewachsen sind. Schließlich gehört das Gut eben dem Wucherer, und seine Söhne spielen die Rolle der Großgrundbesitzer so gut, als wäre ihr Vater auf rechtlichstem Wege zu dem Besitze gekommen.

Beinahe unser gesamter Grundbesitz ist verschuldet, das weiß Jedermann, und woher das in gar vielen Fällen kommt, ist auch allgemein bekannt!

Der Wucher aber wird trotz aller Gesetze erst aufhören, wenn es keine Geldnoth und keinen Leichtsinu mehr in der Welt gibt, das heißt also — niemals.





## Im Schiffsjungeninstitut.

Bilder von der deutschen Kriegsflotte. Von **Alfred Steiger**.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**M**it der stetigen Ausbreitung unseres Welthandels und dem Wachsen unserer Kriegsflotte geht Hand in Hand die Zunahme des Interesses für das Seewesen, selbst in jenen Bevölkerungskreisen des Binnenlandes, die nie ein Seeschiff mit eigenen Augen gesehen haben. Sicherlich wird ja unsere Hauptstärke stets in einem wohlausgebildeten Landheere beruhen, aber selbst der Schwabe und der Oberbayer tief im Süden des deutschen Vaterlandes fühlt, besonders nach der entscheidenden Rolle, welche die Kriegsflotte im japanisch-chinesischen Kriege gespielt hat, daß in einem künftigen Kriege schwerwiegende Aufgaben der Flotte harren, und über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang des Feldzuges zum Theil auf dem Meere die Entscheidung fallen wird. Die Lahmlegung unseres Welthandels und der ausländischen Zufuhren würde, falls es der feindlichen Flotte gelänge, unsere Häfen zu blockiren, unabsehbare Folgen haben. Daher muß unsere Kriegsflotte stark genug sein, um solch' drohendes Unheil abzuwehren, und Jedermann, von der Wasserkannte bis tief in die deutschen Gebirgsthäler hinein, hat ein Interesse daran, daß die deutsche Kriegsflotte ihrer Aufgabe in jeder Hinsicht gewachsen sei und bleibe.



Daraus erklärt sich zur Genüge der nicht wegzuleugnende Umstand, daß neben den Landsoldaten auch unsere „blauen Jungen“ von Jahr zu Jahr mehr die Sympathie aller Bevölkerungskreise gewinnen, und der Marinedienst bereits populär ge-

worden ist, dergestalt, daß

von den Mannschaften der Flotte fast die Hälfte, vom Offizierkorps gar vier Fünftel aus dem Binnenlande stammen.

Es gibt eine höhere und niedere seemannische Laufbahn bei unserer Marine. Erstere geht vom Kadetten bis zum

Admiral, letztere vom

Schiffsjungen bis zum Deckoffizier. Beide sind streng von einander geschieden, einen Uebergang von der niederen zur höheren Karriere gibt es nicht.

Wer die ziemlich kostspielige Laufbahn eines Seeoffiziers einschlagen will, hat nach erlangter Reifeprüfung eines Gymnasiums oder nach Ablegung einer Aufnahmeprüfung



Auf dem Mars des Großmajors.

in das Kadettenkorps einzutreten, doch darf er nicht unter 17 und nicht über 19 Jahre alt sein. Nur Söhne reicher oder wenigstens wohlhabender Leute vermögen diesen Beruf zu ergreifen; Jedermann steht dagegen der Eintritt in das Schiffsjungeninstitut und damit die untere seemannische Laufbahn offen.

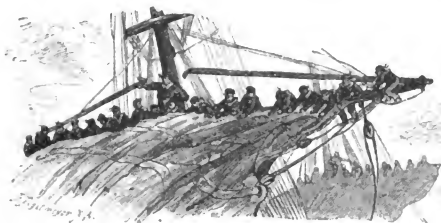
Das Schiffsjungeninstitut besteht seit dem Jahre 1850, hat sich mit dem Wachsen der Marine stetig erweitert, und verfolgt in erster Linie den Zweck, gute Unteroffiziere für die Kriegsmarine zu erziehen. Denn wie beim Landheere hängt auch bei der Marine die Tüchtigkeit der Mannschaft zum großen Theile von einem guten, ausgebildeten und pflichteifrigen Unteroffiziersstande ab. Es wird daher auch auf die Ausbildung der Schiffsjungen, der künftigen Stammmannschaften für die Flotte, sowohl in körperlicher wie geistiger Hinsicht die größte Sorgfalt verwendet.

Knaben von 14—16 Jahren von gesundem Körperbau, und mit den ihrem Alter entsprechenden Schulkenntnissen, werden in das Schiffsjungeninstitut aufgenommen. Sie verpflichten sich, zwölf Jahre zu dienen; als Gegenleistung übernimmt der Staat ihre Erziehung, ihren vollständigen Unterhalt u. s. w., so daß also die Eltern jeder ferneren Sorge für die Knaben überhoben sind. Der Andrang aus den seemannischen Kreisen der Nord- und Ostseeküsten zu diesem Berufe ist denn auch so groß, daß Binnenländer kaum noch Aufnahme finden können, und alle Eltern, welche ihre Knaben auf der Marine unterbringen wollen, gut thun, dieselben bereits einige Jahre vor dem beabsichtigten Eintritt anzumelden.

Die Einstellung erfolgt im April. Die jungen Zöglinge erhalten ihre Uniform, bestehend aus einem blauwollenen und einem weißen Anzug (Hose und Jacke) und einer Mütze, die auf dem schwarzseidenen Bande den Namen des Schiffes trägt, dem sie zugetheilt werden. Dann werden

sie sofort an Bord der Schulbriggs „Rover“ und „Musquito“ oder auf der Korvette „Nixe“ eingeschifft, wo sie während der folgenden sechs Monate die erste praktische Ausbildung erhalten.

So lange, bis bei den Knaben einigermaßen die „Seebeine“ gewachsen sind, bleiben die Schiffe im Kieler Hafen liegen, erst dann werden Kreuzerfahrten in der Ostsee vorgenommen und zwar bis zum Oktober, wo die Zöglinge in die Schiffsjungenkaserne in Friedrichsort bei Kiel übersiedeln, wo sie theils durch Offiziere, theils durch bürgerliche Lehrer in Geographie, Geschichte, Seemannschaft,



Reffen des Großsegels.

Artillerie und Dienstkenntniß theoretisch unterrichtet, außerdem mit dem Gewehr und am Geschütz ausgebildet werden.

Das erste, was den Knaben nach ihrer Aufnahme an Bord des Schulschiffes gelehrt wird, ist die Kenntniß des Schiffes und seiner Theile. Sie werden mit den Namen der Masten, Stengen, Maen und Segel, der laufenden und stehenden Taue, kurz mit der ganzen Takelung bekannt gemacht. Außerdem müssen sie rudern und die Boote bedienen und in die Wanten bis zum Mars aufentern (klettern) lernen. Ueberwindung der natürlichen Aengstlichkeit und des Schwindels ist ja eines der ersten Erfordernisse für einen künftigen Seemann.

Es ist kein kleiner Stolz für den Schiffsjungen, wenn

er zum ersten Mal in den Mars\*) geklettert ist und von dort siegesfroh den Kameraden auf Deck zuwinkt. Mit dieser That ist ein wichtiger Schritt zur künftigen Seemannschaft gemacht. Ueberhaupt wird in der ersten Zeit der größte Werth darauf gelegt, die Zöglinge möglichst bald so weit zu bringen, daß sie selbstständig die Segel bedienen lernen; erst dann unternehmen die Schulschiffe bei gutem Wetter die erste Übungsfahrt in die Ostsee, ein Ereigniß, das von den Schiffsjungen mit brennender Ungeduld herbeigesehnt wird.

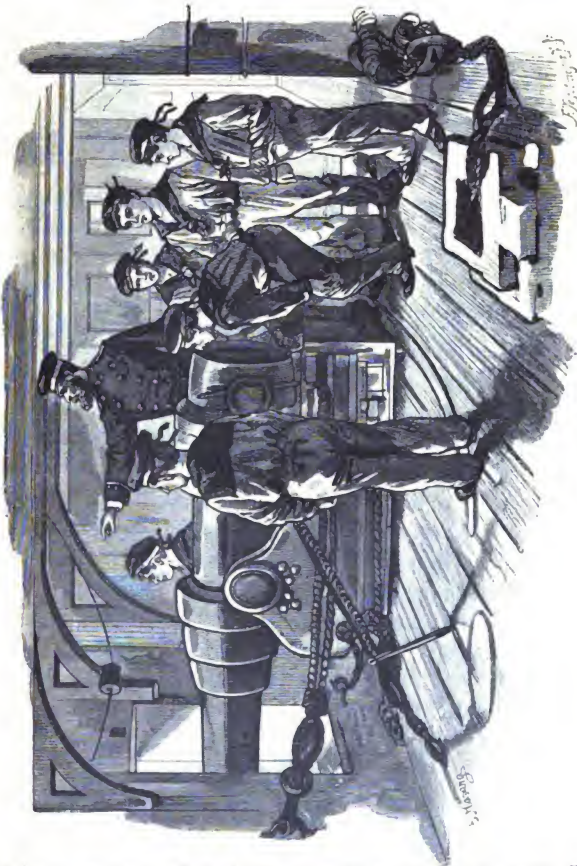
Bis dahin ist freilich viel zu lernen und mancher bängliche Augenblick zu überwinden. Die Uebungen oben im Takelwerk stellen an den Muth und die Geschicklichkeit der Knaben keine geringen Anforderungen. Unter Leitung der Unteroffiziere, besonders tüchtiger, humaner Leute, müssen sie auf den Wanten in die Masten hinauf und dann auf den schwanken Leinen, den sogenannten Pferden längs der Raen bis zur äußersten „Nocke“ hinklettern, um die Segel loszumachen oder zu reffen. Das ist keine Kleinigkeit. Mit dem Leibe über der Raen liegend, die Füße auf die Pferde aufgestemmt, die gerade nicht den festesten Stützpunkt abgeben — so arbeitet der Schiffsjunge an der Einbringung des Segels. Die Hände krallen sich mit aller Macht in dicke, steife, im Winde sich blähende Leinwand, die nach dem Kommando des Unteroffiziers taktmäßig eingezogen und mit den Reffleinen festgeknüpft wird. Da heißt es alle Kräfte gebrauchen.

Nebenher geht der Drill in militärischer Zucht und Ordnung. Sobald der Großmast von den Jungen ganz allein bedient werden kann, wird die erste Fahrt angetreten.

---

\*) Gewöhnlich in von Unkundigen verfaßten Seegeschichten „Mastkorb“ genannt, ein Ausdruck, den der Seemann gar nicht kennt.

Dieselbe geht gewöhnlich von Kiel nach Danzig, wo in der gut geschützten Zoppoter Bucht die Segelübungen abge-



Übungen am Geschütz.

halten werden. Die Jungen müssen nun das, was sie auf dem stillliegenden, ankernden Schiffe gelernt haben, auch während der Fahrt verrichten.

Der Dienst an Bord währt täglich acht Stunden, während die Matrosen (etwa ein Drittel der ganzen Besatzung des Schulschiffes) zwölf Stunden Dienst haben und zwar abwechselnd Tag und Nacht. Die Jungen dagegen werden zum Nachtdienst niemals herangezogen, da ein jugendlicher Körper seinen ungestörten und ausreichenden Schlaf haben muß, um ordentlich zu gedeihen. Die anstrengenden Segelübungen sind auf zwei Stunden täglich beschränkt.

Bei günstiger Witterung ist von 9 $\frac{1}{2}$ —10 $\frac{1}{2}$  Uhr für alle Mann Segelübung; von 10 $\frac{1}{2}$ —11 $\frac{1}{2}$  für die eine Hälfte Bootsrudern und Segeln, für die zweite Übung am Geschütz und Unterricht in artilleristischen Kenntnissen; von 12—2 Uhr wird Mittag gegessen und zwar drunten in der Batterie an den dort aufgeschlagenen Holztischen, und dann etwas ausgeruht. Das Essen besteht aus einfachen Speisen, ist aber sehr kräftig und reichlich, denn die Seeluft zehrt, und junge Leute im besten Wachsthum haben regen Hunger. Von 2 bis gegen 4 Uhr ist Unterricht im Rechnen, Deutsch, Geographie, dazu Handarbeitsstunde, denn der Seemann muß sich sein Zeug selbst waschen, seine Hosen und Strümpfe selbst flicken und stopfen. Um 4 Uhr werden Bram- und Oberbramraen an Deck geholt und wieder geheißt; von 4 $\frac{1}{2}$ —6 Uhr ist Zeugwäsche, Baden, Schwimmunterricht oder Bootsrudern. Von 6—10 Uhr ist freie Zeit. Dann geht's in die Hängematten, welche Jeder an bestimmter Stelle in der Batterie selbst aufzuhängen und am anderen Morgen wieder herabzunehmen, einzurollen und wegzustauen hat.

Diese Hängematten bestehen aus Stücken starken Segeltuches von zwei Meter Länge und einem Meter Breite. Am Fuß- und Kopfende sind Bindelöcher in den Saum genäht, durch welche dünne Leinen gezogen werden, die in einem eisernen Ringe zusammenlaufen. Ein an diesem



Ringe befindliches stärkeres Tau dient dazu, die Hängematte an Haken aufzuhängen, welche zu diesem Zwecke in die Deckbalken eingeschraubt sind. Das Bettzeug besteht aus einer dünnen Pferdehaarmatratze und, je nach Klima und Jahreszeit, aus einer oder zwei wollenen Decken. Am Morgen werden die Hängematten sofort nach dem Aufstehen auf das Oberdeck gebracht und dort in die „Finken-  
neze“ verstaut, in Holzkästen, die zu diesem Zwecke auf



In der Hängematte.

der Bordverschanzung angebracht sind und in langer Linie von vorn nach hinten laufen. In diesen Hängematten schläft es sich übrigens anfangs nicht so bequem und behaglich, als phantasievolle Knaben aus dem Binnenlande, die Seeromane gelesen haben, sich gewöhnlich einzubilden pflegen. Doch gewöhnt man sich schnell an diese lustige Lagerstatt, und tüchtige Arbeit in frischer Luft den Tag über sorgt schon von vornherein für einen guten Schlaf.

Die freie Zeit haben die Schiffsjungen ganz für sich, dieselbe wird ihnen durch keine unnützen dienstlichen Scheerereien oder durch zu peinliche Ueberwachung vergällt, wie denn überhaupt der Zögling des Schiffsjungeninstituts während der drei Lehrjahre als Schüler, nicht als Soldat

gilt. Liegt das Schiff draußen auf der Rheede oder ist es auf See, so können sie ihre Freiheit an Bord hinbringen, wie es ihnen beliebt und die Hilfsmittel es gestatten. Eine Bibliothek unterhaltender und belehrender Bücher, die der Schiffspfarrrer in Verwaltung hat, steht ihnen zur Benützung offen; der Zimmermann lehrt sie Schiffs- und Bootsmodelle schnitzen, der Schneider unterweist sie gern in den Kunstgriffen seines Handwerks; ein alter Matrose zeigt ihnen, wie man Matten flicht und Taue spleißt, ein Anderer lehrt sie Schach oder Dame spielen. Auch mögen sie singen, jubeln, mit einander spielen und raufen nach Herzenslust, nur darf natürlich eine gewisse, ziemlich weit gesteckte Linie nicht überschritten werden. Ja, nicht selten nehmen die Unteroffiziere und Offiziere an den Spielen und Balgereien der Knaben theil. Endlich ertheilt ein von der Kapelle der Matrosendivision mitgegebener Hoboist den dazu befähigten Knaben Musikunterricht und bildet aus ihnen eine kleine Schiffskapelle, welche mit ihren Vorträgen die Anderen erheitert und an Festtagen auch zum Tanze aufspielt.

Angenehmer und mannigfaltiger noch als an Bord gestaltet sich die Freizeit, wenn das Schiff im Hafen liegt. Es werden dann Ausflüge unter Leitung eines Offiziers und älterer Unteroffiziere an's Land unternommen. Man zeigt den Knaben die Sehenswürdigkeiten der Stadt und erklärt ihnen alles Unbekannte. Dadurch wird ihre Erfahrung erweitert, ihr Wissen vermehrt. Oft werden auch Anlagen und Wälder in der Umgebung aufgesucht und dort Spiele, wie „Räuber und Soldaten“, „Krieg“ oder „Schleudern“ arrangirt. Da hat dann der Jugendmuth vollauf Gelegenheit, sich auszutoben, ehe der Ernst des Dienstes wieder in seine Rechte tritt.

So verfließt das erste halbe Jahr schnell, der Herbst kommt, und die Schiffsjungen beginnen den Winterkursus

in der Kaserne zu Friedrichsort. Hier wohnen immer etwa zwölf mit ihrem Unteroffizier in einem Zimmer beisammen, und mit der militärischen Disziplin wird es nun schon ernster genommen. War bisher die Ausbildung eine rein praktische gewesen, so beginnt jetzt ein gründlicher wissenschaftlicher Unterricht, sowie der Drill mit dem Gewehr. Derselbe besteht in Uebung von Griffen, Ziel-, Schieß-



Uebungen der Schiffsjungen am Land.

und Marschübungen, Bajonnetstechen u. s. w. Alles dies wird natürlich im nächsten Jahre an Bord des größeren Übungsschiffes fleißig fortgesetzt, denn das erste Jahr kann natürlich nur zu Allem einen tüchtigen Grund legen. Die rechte Ein- und Ausübung des Erlernten auf größeren Reisen bleibt den folgenden Jahren überlassen.

Den Unterricht in der theoretischen Seemannschaft ertheilt ein Offizier. Es wird mit den Knaben die Ausrüstung einer vollständig abgetakelten Korvette von Anfang bis zur völligen Fertigstellung durchgenommen, so daß sie

im Frühling des folgenden Jahres im Stande sind, die für sie bestimmte Uebungskorvette („Ariadne“ oder „Luise“) unter Leitung ihrer Vorgesetzten selbst aufzutakeln.

Das strenge Studium des Winters unterbricht nur das schöne Weihnachtsfest, an welchem ein Theil der Jungen auf Urlaub in die Heimath reist, während die Zurückbleibenden den Heiligabend nach echter deutscher Sitte unter dem Tannenbaum in der Kaserne feiern. Da fehlt es weder an buntem Aufputz und brennenden Lichtern, noch an Mäschereien und kleinen Geschenken. Die Offiziere und alten Unteroffiziere versehen eben bei den Zöglingen, die keine Heimath haben, die sie aufnimmt, Vaterstelle.

Und dann kommt das Frühjahr! Welche Erwartung! Allen klopft das Herz vor Freude, denn der Befehl zur Ausrüstung der Uebungsreise ist gekommen. Die Schiffsjungen müssen in achtzehn Tagen die Auktakelung des Schiffes vollendet haben. Jetzt wird eifrig gearbeitet, die Masten aufgerichtet, die Stagen, Pardunen und Wanten befestigt, die Maen geheißt. Nach Fertigstellung des Schiffes werden noch vierzehn Tage lang an Bord praktische Uebungen gemacht, dann bis Mitte Juli kurze Kreuzfahrten in die Nord- und Ostsee unternommen und endlich die große Fahrt nach Westindien oder Südamerika angetreten, auf welcher sich die künftige Laufbahn des Zöglings entscheidet. Denn jetzt nimmt die Sonderausbildung in irgend einem Zweige der Seemannschaft ihren Anfang. Der Kommandant macht sich mit jedem seiner Zöglinge vertraut, und entdeckt er bei denselben eine Neigung für diese oder jene Richtung seines Berufes, so hat er derselben durch Anordnung spezieller Beschäftigung Rechnung zu tragen. Wer Lust und Begabung für das Maschinenwesen hat, wird als Maschinist ausgebildet; der gute Rechner für die Navigation oder Artillerie u. s. w. Mit dem Praktischen hat der Schulunterricht Hand in Hand zu gehen. Doch darf

unter der Sonderausbildung der allgemeine Dienst nicht leiden, und dem gefürchteten „kleinen Dienst“, dem Waschen und Schrubben des Decks, dem Putzen der Geschütze und des Messingzeuges, dem Appell mit Hosen und Hemden oder mit Gewehren und Stiefeln entgeht Niemand. Da setzt es oft tüchtige Küffel, wenn der Gewehrlauf nicht

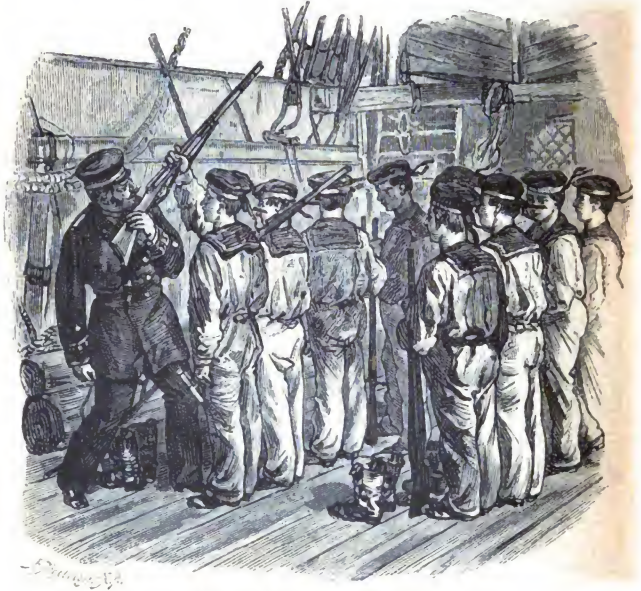


Bayonettfechten.

blank genug, der Mechanismus nicht gehörig geölt ist, oder die Stiefel nicht vorschriftsmäßig geschmiert worden sind. Aber das muß man eben ertragen. Der Seemann ist leichtherzig und weiß, daß des Lebens ungetrübte Freude keinem Sterblichen zu theil wird.

Nicht aller Dienst ist ja so uninteressant und chikanös wie dieser. Welche Lust zum Beispiel ein Landungsmanöver an fremder Küste! Die Schiffe legen sich in Sicht des tropischen Waldes vor Anker, die Boote werden zu Wasser

gelassen und bemannt, die Dampfbarkeite legt sich davor, und nun geht es dem Ufer zu, wo der angenommene Feind hinter dem Waldrand versteckt liegt. Jetzt knirscht der Kiel des ersten Bootes auf dem Ufersand. Alles springt hinaus, eine Schützenkette wird gebildet, schießend nähert



Apell mit Gewehren und Stiefeln.

man sich dem Waldrande, bis endlich, ganz dicht herankommen, das Kommando erschallt: „Marsch, marsch, Hurrah!“ und nun mit lautem Kriegsgeschrei der Sturmangriff auf die Stellung des Feindes unternommen wird.

Das ist ein Dienst, der Allen gefällt. Da schlägt das Herz vor stolzer Freude, ein Jeder fühlt sich als Held, und der Reiz der fremden Gegend, der unbekanntem Pflanzen-

welt thut das Uebrige, um die Phantasie der jungen Leute zu entflammen. Wenn die Korvette nach zwölf bis vier-



Landungsmanöver.

zehmonatlicher Fahrt in die Heimath zurückkehrt, werden die besten der Zöglinge zu Schiffsjungen-Unteroffizieren ernannt. Die Ausbildung ist nahezu vollendet. Sie er-

halten vier Wochen Urlaub und gehen dann die letzten fünf Monate ihrer Lehrzeit an Bord des Artillerieschiffes „Mars“, um dort gründlich als Artilleristen ausgebildet zu werden. Am Ende ihrer dreijährigen Lehrzeit werden die Befähigten zu Obermatrosen ernannt, die Anderen als Matrosen in die Marine eingestellt.

Sie haben als solche abermals drei Jahre zu fahren und rücken dann zu Unteroffizieren (Maat) auf. Je nach ihrer Eignung werden sie einer der drei Klassen von Unteroffizieren zugetheilt. Sie werden Bootsmannsmaat, wenn sie besonders in der praktischen Seemannschaft tüchtig sind; Feuerwerksmaat, wenn die Artillerie ihre Hauptstärke ist; Navigationsbootsmannsmaat, wenn sie in der Steuerung und Leitung des Schiffes besonders Bescheid wissen. Als Maat haben sie 36 Mark Monatsgehalt und Kleidergelder; als Obermaat 51 Mark und den Rang eines Sergeanten. Die Befähigten werden nach einigen Jahren Deckoffiziere II. Klasse: Bootsmann, Feuerwerker und Navigationsbootsmann mit 1200 Mark Gehalt jährlich. Die höchste, ihnen erreichbare Rangstufe als Deckoffizier I. Klasse — Oberbootsmann, Oberfeuerwerker und Obernavigationsbootsmann bringt ihnen eine geachtete Stellung, 1800 Mark jährliches Gehalt und, solange sie an Bord sind, noch 50 Mark Tafelgelder monatlich. Da jedoch auf einem Schiffe stets nur höchstens vier Deckoffiziere sind, so ist die Aussicht, diese Stufe zu erklimmen, gering. Die meisten Zöglinge der Schiffsjungenschule bleiben Unteroffiziere und kapituliren nach Ablauf des zwölften Dienstjahres auf's Neue. Auf ihrer Tüchtigkeit beruht im Kriegsfalle zum großen Theile die Brauchbarkeit der Ersatzmannschaften, und es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn man das Schiffsjungeninstitut unter die Anstalten rechnet, die für die Schlagfertigkeit unserer Kriegsflotte mit am wichtigsten sind. Nicht zum wenigsten diesem Institute und dem



darin herrschenden Geiste, der sich naturgemäß den Mannschaften mittheilt, ist es auch zuzuschreiben, daß der deutsche Matrose nicht nur in seemännischer Beziehung dem englischen ebenbürtig, sondern auch diesem wie dem amerikanischen, französischen, spanischen u. s. w. an Gesittung und Bildung weit überlegen ist. Erst kürzlich hat ein leitendes englisches Blatt dies offen ausgesprochen.

Mögen unsere deutschen Seeleute, vor Allem die unserer Kriegsmarine, welche die Ehre der deutschen Flagge in fernen Ländern und Meeren vertreten, dafür Sorge tragen, daß dieses widerwillig gegebene und vom Neide nicht freie Lob auch stets wahr sei und bleibe.





## Warum sind die Frauen interessant?

Ungalante Betrachtungen von **Hugo Sternberg**.

(Nachdruck verboten.)

**N**icht alle weiblichen Wesen sind schön, anmuthig oder liebenswürdig, allein es dürfte wohl kaum widersprochen werden, daß jede einzelne Tochter Eva's mehr oder minder „interessant“ ist. Warum? Das ist die Frage, die seit uralten Zeiten auf der Tagesordnung steht.

Unter Anderen hat sich auch Goethe darüber ausgesprochen und das Weib, vom Standpunkte des Dichters aus, als „das einzige Gefäß bezeichnet, das den neueren Poeten geblieben ist, um ihre Idealität hineinzugießen“. Darum meinte er denn auch: „Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahirt, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden, Gott weiß wie.“

Diese Idee ist natürlich erhaben. Ueber den Grund oder die Gründe, warum die Frauen interessant sind, hat sich jedoch der große Dichter und Damenfreund nicht ausgesprochen, und wir wissen nur, daß für ihn nicht immer Jugend und Schönheit der Subgriff des Interessanten waren.

Uebrigens berechtigt seine gelegentliche Bemerkung, seine dargestellten Frauencharaktere seien alle besser, als sie in Wirklichkeit sind, zu der Vermuthung, daß ihm die Frauen

auch aus dem Grunde interessant erschienen, aus dem sie dem altgriechischen Tragöden Sophokles interessant waren. Dieser fand sie nämlich bei göttlichen Anlagen äußerst unvollkommen und schilderte sie daher nicht, wie sie waren, sondern wie sie sein könnten und sollten.

Oesterreichs Klassiker Grillparzer hingegen trug mit den Versen:

„So ist das Weib, der Schönheit holbe Tochter,  
Das Mittelbing von Macht und Schutzbedürfniß,  
Das Höchste, was sie sein kann nur als Weib  
In ihrer Schwäche siegender Gewalt,“ —

zur Beantwortung der Eingangs erwähnten Frage wesentlich bei. Es ist thatsächlich „der Schwäche siegende Gewalt“, die das Weib interessant macht. Bei Shakespeare wieder ist es die Schwachheit. Er sagt ja geradezu: „Schwachheit Dein Name ist Weib.“

Ein altindischer, dem Namen nach unbekannter Dichter ist jedoch anderer Ansicht. Das Weib ist interessant, weil es in jeder Beziehung stark ist. Namentlich ist ihm eine wunderbare Macht der Rede gegeben, denn: „Unthunliches erscheint thunlich, Unerreichbares leicht erreichbar, das Ungenießbare dünkt genießbar dem Mann, den Weiberrede spornt.“

Weiber dagegen lassen sich absolut nichts sagen und sind nicht nur darum, sondern auch deshalb interessant, weil:

„Wenn's Matthäi am leyten ist,  
Trotz Rathen, Thun und Beten,  
So rettet oft noch Weiberlist  
Aus Mengsten und aus Röthen.  
Denn sie gehet, wie ihr wißt,  
Ueber Alles, was da ist.“

Wer diese Verse geschmiedet, wissen wir leider nicht anzugeben, die schlichte Prosa aber, welche besagt, die

Frauen seien unter Anderem auch darum interessant, weil ihnen ein Mann selten etwas anzubieten hat, ohne daß sie nicht wenigstens einige Minuten zuvor eine Ahnung davon hätten, ist von Lawrence Sterne.

Der englische Dichter hat somit nur einen Grund, das Ahnungsvermögen, der deutsche Jean Paul aber hat Gründe, aus denen er die Frauen interessant findet — Gründe, die er in die in seinem „Siebentäs“ vorkommenden Worte zusammenfaßt: „Eine Frau ist der widersinnigste Guß aus Eigensinn und Aufopferung, der mir noch vorkam. Sie läßt sich für ihren Mann wohl den Kopf abschneiden, aber nicht die Haare daran. Ferner kann sie sich viel für fremden Nutzen, für eigenen nichts versagen. Sie kann für einen Kranken drei Nächte Schlaf, aber für sich, um selber besser zu schlafen, sich nicht eine Minute Vorschlummer außer dem Bette abbrechen. Selige und Schmetterlinge können, obgleich beide ohne Magen sind, nicht weniger essen, als eine Frau, die auf den Ball oder an den Traualtar gehen will, oder die für Gäste kocht. Versagt ihr aber weiter Niemand ein Esaugericht, als der Doktor und ihr Körper, so isset sie das den Augenblick.“

Weiters sind die Frauen jedenfalls auch deshalb interessant, weil, wie Mirza Schaffy sagt:

„Sie lassen lieber schmeichelnd sich bethören,

Als auf die Stimme der Vernunft zu hören,“ —

ferner weil sie, nach derselben Quelle, wenn man ihnen Kälte zeigt, sich alsbald mehr erwärmen, und nach dem spanischen Volksliede:

„Nur, Du bist ein Weib, Miranda,

Nur geneigt zum Unbestande;

Beteft an, was Dich vergift

Und vergift, was Dich anbetet“ —

handeln.

Somit ist also, was die Frauen interessant macht, auch

der Widerstreit der Gefühle und Empfindungen. Sie wollen nicht, was sie haben und haben nicht, was sie wollen, kurz sie sind lebendige Räthsel, deren Lösung man vergebens sucht. Wie gnadenreich z. B. sind sie oft dem ärgsten Sünder gegenüber — „nur nicht,“ nach Lord Byron:

„— für Fehler ihres Gleichen;  
Das Unglück findet Trost und Schuld,  
Nur eins nicht — einer Schwester Schuld.“

Ueberhaupt verunglimpfte Lord Byron die Frauen häufig, und doch findet sich in seinen Memoiren folgende Stelle:

„Schon die bloße Anwesenheit einer Frau hat für mich etwas Beruhigendes, übt selbst, wo keine Liebe im Spiele ist, einen wohlthätigen Einfluß auf mich aus, den ich mir bei der geringen Meinung, die ich von dem Geschlechte habe, durchaus nicht erklären kann. Aber gewiß, ich bin zufriedener mit mir selbst und mit aller Welt, sobald eine Frau in meiner Nähe ist.“

Börne setzt zu dieser Stelle bestätigend hinzu:

„Diese Worte Byron's haben mich sehr erfreut, denn es geht mir gerade so wie ihm.“ Und dabei war er auch Einer von denen, welche die Frauen nicht allzu hoch achteten. In ähnlichem Sinne äußerten sich viele andere Weiberfeinde.

Das Weib ist also auch deshalb interessant, weil es selbst seine Feinde zur Liebe zwingt, oder besser, weil, wie schon der alte Euripides bewiesen hat, Weiberfeindschaft im Grunde genommen etwas gar nicht Vorhandenes ist.

Wahrscheinlich will sich der Mann dadurch ebenso interessant machen, wie das Weib durch Männerfeindschaft. Thatsächlich ist ein määnerscheues Weib für den Mann das allerinteressanteste Objekt, und der Sieg über solch' ein Wesen zählt, wie namentlich der Spanier Moreto in

seiner „Donna Diana“ gezeigt hat, zu seinen höchsten Triumphen. Andererseits aber büßt die Widerspänstige durch ihre Niederlage nichts an Interesse ein. Im Gegentheile, sie wird womöglich noch interessanter und gewöhnlich jenem Käthchen von Heilbronn an die Seite gestellt, das sich dem geliebten Manne bedingungslos unterwarf.

Freilich soll es mit diesem bedingungslosen Unterwerfen ein Häkchen haben. Schon in der „Edda“ heißt es:

„Trau' nicht des Mädchens traulichem Wort,  
 Frau nicht des Weibes traulichem Wort,  
 Ihr Herz ward geschaffen auf schwingendem Rad,  
 Wankelmuths Wohnung ist weibliche Brust.“

Und der Wiener Arzt, Dr. Stoll, hat sogar behauptet, einem Frauenzimmer dürfe man nicht einmal glauben, wenn es todt ist.

Sind die Frauen auch deshalb interessant? Viele behaupten es und begründen es mit des Weibes angeborener Unberechenbarkeit. Auch stützen sie sich auf Frithjof, der da meint:

„Der erste Gedanke, den Loki dachte,  
 War eine Lüge in Magdgestalt,“

sowie auf Schopenhauer, dessen Aussprüche über das weibliche Geschlecht äußerst scharf, stellenweise vernichtend sind. Das hat aber das Interesse an den Frauen nicht vermindert, was schon aus dem von einer Dame konstatierten Umstände hervorgeht, daß Schopenhauer mit seinen Ansichten über die Frau beim weiblichen Geschlechte mehr Anhänger fand und findet, als bei den Männern.

Und doch sind sie so vernichtend diese Ansichten. Nefferei, Gefallsucht, Koketterie sind die Vorwürfe, die er den „kindischen, läppischen, kurzsichtigen weiblichen Wesen“ in's Angesicht schleudert. Ein Philosoph der Gegenwart, Eduard v. Hartmann, schloß sich auch in dem Urtheil über die

Weiber an Schopenhauer an. Er nennt das weibliche Geschlecht ohne die Ergänzung durch den Mann ein steuerloses Wrack auf dem Ozean des Lebens. Er wirft den Weibern auch vor, daß sie sich mit Vorliebe im Fahrwasser rechtsfeindlicher Neigungen bewegen, Alle geborene Defraudantinnen aus Passion seien, zur Fälschung eine instinktive Neigung hätten, daß sie beim Spiele mogelten und gerade dies den Reiz des Spieles für sie ausmache, daß sie nie ohne Ansehen der Person urtheilten, die Mütter stets Lieblingskinder und Aschenbrödel hätten. Das weibliche Geschlecht ist, nach Hartmann, das unrechtliche und ungerichte Geschlecht, nach Salomo jedoch gibt es nur eine schlechte Frau, aber Jeder glaubt sie zu haben.

Dieser uralte Widerstreit der Ansichten trägt natürlich wesentlich dazu bei, das Weib im Allgemeinen interessant zu machen und mag die Quelle gewesen sein, aus welcher der französische Polizeiminister Fouqué bei jedem Verbrechen eines Mannes die Ansicht zog: „*Cherchez la femme,*“ d. h. frei übersezt: „Das Weib steckt überall dahinter.“

Doch wodurch wird das Weib insbesondere interessant? wird man fragen. Durch Schönheit etwa?

„Oft ist Haß in schöner Brust,  
 Drum jagt nach Schönheit nur ein Thor.  
 Liebreiz gibt dem Herzen Lust,  
 Drum geht der Schönheit Liebreiz vor.  
 Liebreiz gibt auch schönen Leib;  
 Das kann die Schönheit nimmermehr,  
 Nie macht sie liebenswerth ein Weib“ —

singt Walthar von der Vogelweide, und er hätte statt liebenswerth ganz gut auch „interessant“ sagen können, denn es gibt zahllose Beispiele, daß gerade solche Frauen, die auf die Bezeichnung schön durchaus keinen Anspruch machen konnten, hochinteressant genannt worden sind und noch immer genannt werden.

Dies darf uns nicht Wunder nehmen, denn daß weibliche Schönheit ganz und gar Geschmacksache, und der Geschmack sehr verschieden ist, erhellt aus nachstehenden Thatfachen. In Europa findet man die weißen Zähne schön, in Japan die gelben, in Indien die rothen; bei uns trachten die Frauen, wie Milch und Blut zu erscheinen, in Grönland streichen sie sich blau und grün, in Rußland kalkweiß an. In Persien gilt die gebogene, in Haiti die eingebrückte Nase als schön, in Rußland bewundert man die aufgestülpte, in Indien die Adlernase. In England liebt man die hohen, schlanken, in Frankreich die kleinen zierlichen, in der Türkei die dicken Gestalten. Im civilisirten Europa gelten die braunen, schwarzen, blonden Haare, auf den Marianneninseln die weißen, in der Türkei die rothen, in Scandinavien die aschgrauen. Wage Angesichts solcher Verschiedenheiten noch Jemand von einem Normalschönheitsbegriff zu sprechen!

Uebrigens schreibt ein türkischer Schriftsteller der Gegenwart, Namens Mustafa Reschid Bey: Nachdem Gott Adam erschaffen und erkannt hatte, daß derselbe seinem Vorbilde nicht ganz ähnlich sehe, machte er sich sogleich daran, ein anderes, vollkommeneres Geschöpf zu formen. Und es ging aus seinen Händen das Weib hervor. Als jedoch dieses neue Menschengebilde vor dem Schöpfer gestanden habe, da seien diesem wegen der überirdischen Schönheit seines Werkes Bedenken gekommen, dasselbe der Erde zu überlassen, denn mit der Erschaffung des Weibes habe der Allmächtige sich selbst übertroffen und befürchtete, daß seine eigene Autorität auf Erden darunter leiden könne, indem die Menschen anstatt seiner das Weib anbeten möchten. Gott beschloß deshalb, die Schönheiten und Reize dieses einen Weibes über die gesammte Erde zu vertheilen, das Modell aber dann zu zertrümmern, damit es nie wieder in seiner göttlichen Vollendung erstehen könne. Und so



hat er den zarten Teint und die Gutmüthigkeit der Türkin, den Geschmack der Französin, das Gemüth der Deutschen verliehen. Die Griechin erhielt bei dieser Gelegenheit ihre träumerischen Augen, die Engländerin die junonische Gestalt, die Italienerin die stahlblauen Haare, und die Chinesin die Elfenbeinfinger. Nachdem er aber alle die lieblichen Neußerlichkeiten und Eigenschaften des Urweibes vergeben hatte, da bekam der Schöpfer plötzlich den Einfall, ein Weib erstehen zu lassen, welches keinen einzigen dieser Reize besäße und doch anziehend, fesselnd, kurz — interessant sein sollte.

Warum also selbst Frauen, denen Schönheit und Anmuth mangelt, interessant sind, weiß nach Mustafa Reschid Bey nur Gott allein. Die Menschen können daher eigentlich bloß sagen, es sei ein undefinirbares Etwas, was das Weib interessant macht.

Dennoch aber gibt es, wie schon angeführt, Meinungen und Ansichten über die Quelle des Interessanten. Eine der Letzteren ist wohl auch in den Versen:

„Der Freude und der Marter Quelle,  
Unheil, Gift für Seel' und Leib,  
Der Erde Paradies und Hölle  
Lieget in dem Worte Weib“ —

ausgedrückt und höchst wahrscheinlich nichts anderes als eine gereimte Wiedergabe der in Börne's „Fastenpredigt über die Eifersucht“ enthaltenen Anschauung, wonach selbst die sanfteste, edelmüthigste Frau von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken besitzt und keine so ruchlos ist, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge.

Nach arabischem Glauben jedoch liegt das Paradies der Erde zu einem vollen Drittel im Herzen des Weibes, — ein Glaube, der die schönere Hälfte der Menschheit um so interessanter macht, als Mohammed der Prophet bloß

zugegeben hat, daß der Schlüssel zum Paradiese sich zu den Füßen der Frauen befinde. Andererseits ist er jedoch auch Einer von denen gewesen, dem die Frauen so interessant erschienen, daß er sie häufig mit Blumen verglich. Einer dieser Vergleiche lautet folgendermaßen:

„Weiber sind Blüthen, die Blüthen gewähren süße Gerüche,  
 Und ein süßer Geruch ist vor dem Herrn das Gebet;  
 Weiber sind irdische Kost, und Gebet ist himmlische Nahrung,  
 Wohlgerüche genießt Himmel und Erde zugleich.“

Die Weiber erfreuen also Himmel und Erde. Sie sind unbedingt und aus so vielen Gründen interessant, daß sie es wahrlich nicht nothwendig hätten, sich interessant zu machen. Dennoch aber thun sie es. Und zwar pflegen, wie die Erfahrung lehrt, die Meisten einen Weg zu betreten, der am seltensten zu dem angestrebten Ziele führt. Sie suchen nämlich ihr Aeußeres zu verschönern und wenden oft die gewagtesten, verkehrtesten und gesundheitschädlichsten Mittel an. Die Pariserinnen z. B. glauben, kein Weib der Erde sei interessant, das über 50 Centimeter Taillenumfang besitze, und es sind deshalb neuestens sogar Wassermieder erfunden worden, die, zum Gebrauche in Seebädern bestimmt, sich von den Stadt- und Landmiedern nur dadurch unterscheiden, daß sie die Nässe gut vertragen. Die Aerzte sind natürlich gegen diese Instrumente, weil sie durch Pressung edler Organe beim Schwimmen leicht Ohnmachten erzeugen können. Die Damen aber wollen vom Wassermieder nicht lassen. Es macht sie ja nach ihrer Meinung interessanter und dann — wie hochinteressant ist es, vom Meere verschlungen zu werden.

Uebrigens pflegen derlei Damen das Gefallen, das sie erregen, zumeist mit Interesse zu verwechseln. Die Enttäuschung bleibt natürlich nicht aus, und eine junge, überspannte Schöne hatte solche Furcht davor, bloß ihres Aeußeren wegen geliebt zu werden, daß sie eines Tages

an sich selbst ein Bitriolattentat zu dem Zwecke verübte, um sich zu verunstalten. Glücklicherweise wurde dieser Zweck nicht erreicht, dafür aber hat die Schöne eine Zeitlang zu den interessantesten Damen Wiens gezählt.

Dasselbe gilt von jener verheiratheten Frau, die, um von sich reden zu machen, plötzlich allen „männlichen“ Vergnügungen und Zerstreuungen nachzugehen begann. Sie besuchte, ihre Pflichten als Gattin und Mutter gänzlich außer Acht lassend, Wirths- und Kaffeehäuser bis spät in die Nacht hinein, und als sie ihr Gemahl nach fruchtlosen Ermahnungen deshalb energisch zur Rede stellte, prügelte sie ihn mit seinem eigenen Spazierstocke weiblich durch — nur um vor Gericht zu kommen und das Tagesgespräch zu bilden. Man wird ja so interessant dadurch!

Der Gipfelpunkt des Interessanten ist natürlich die „Sensation“. Unter den Damen, die sie in letzter Zeit erregt haben, befindet sich auch die Gemahlin eines französischen Generals. Man sprach zu wenig von ihr, und darum besuchte sie eines Abends ein Ballfest, wo sich auch ihr Gatte befand, in einem dessen Uniform nachgebildeten Phantasiekostüm — als Generalin. Dieser Streich trug ihrem Manne die Pensionirung ein, allein sie hatte erreicht, was sie wollte: ihr Name war ebenso in aller Munde, wie der der Frau Paula Mink, als sie ihre Kandidatur für den Pariser Stadtrath aufstellte, um den Willen der Frau zu bekunden, künftighin energischer als zuvor ihre Rechte zu verfechten. Denselben Weg hat Frau Astitie de Balsayre betreten, als sie fühlte, daß Reformatorinnen der Frauenkleidung nicht mehr interessant erscheinen. Sportdamen hingegen sind es heute in demselben Maße, in welchem es seit 1765 Blaustrümpfe d. h. Schriftstellernde und gelehrte Damen waren. Heutzutage sind Letztere jedoch nicht mehr als solche, sondern nur noch als Frauen interessant, woraus nothwendigerweise der Schluß

gezogen werden muß, daß der Zauber des Ewig-Weiblichen denn doch der erste und höchstwahrscheinlich auch der letzte Grund ist, aus dem die Töchter Eva's interessant erscheinen. Und zwar nicht vorübergehend, sondern dauernd, immer und ewig.

Diesen Zauber aber zu definiren ist kein Mensch im Stande. Nur fühlen kann er ihn und im Uebrigen dem spanischen Könige zustimmen, den Herder in seinem „Eid“ sagen läßt:

„Das Geheimniß ist der Weiber  
Macht auf unser Männerherz.  
Dies Geheimniß steckt in ihnen  
Tief verborgen, Gott dem Herrn,  
Glaub' ich, selber unerforschlich.“

In diesem Sinne also wäre das Weib ein Räthsel. Sonst aber ist es, mag es auch im Uebrigen sein, wie es will, immer interessant, und dies Interesse an dem holden Räthsel der Natur wird sicherlich nicht erlöschen, so lange es auf diesem Erdball noch einen Mann und ein Weib — unter vierzig Jahren gibt.





## Manngfaltiges.

---

**Eine amerikanische Heirathsgeschichte.** — In S. Geronimo, einem texanischen, weit von der Kultur abgelegenen Städtchen, saß eines Tages Mr. William Huntington, Besitzer einer Konservenfabrik, nachdenklich in seinem Komptoir. Wegen Mangels an geeigneten weiblichen Wesen konnte er nämlich trotz vielfachen Suchens und Mühens nicht zu einer ihm zusagenden Frau gelangen, ein Mißgeschick, das ihn in hohem Grade verstimmt. In dieser fatalen Lage kam er auf eine ganz eigenartige Idee, sich beweibt zu machen, zu deren Ausführung sofort geschritten wurde. Er schrieb drei Zettel gleichen Inhalts, die also lauteten: „Möchte gern heirathen, junge, nette Dame, die auf mich 36jährigen Mann reflektirt, findet mich am 15. Dezember auf meinem Komptoir zu S. Geronimo. William Huntington.“

Diese drei Blätter legte er eigenhändig in drei des Verschlusses harrende Blechbüchsen, die zum Versenden nach New-York, San Francisco und New-Orleans bereit standen. Bis zu dem angegebenen Tage mußten seiner Berechnung nach die zu baldigem Genuß präparirten Früchte verkauft und auch verbraucht sein; da obiges Angebot möglicherweise aber nicht von Jedem beachtet, auch wohl ganz übersehen werden konnte, so ließ er es in der erwähnten Ber- vielfältigung cirkuliren, in der Hoffnung, daß doch wenigstens ein Zettel an die richtige Adresse gelangen werde. Bis zu dem festgesetzten Termin hatte der Heirathslustige noch mehrere Monate zu harren; äußerst gespannt war er selbstverständlich auf das Resultat der von ihm gewählten sonderbaren Annonce.

An dem fraglichen Tage verwandte er außergewöhnliche Sorgfalt auf seine Toilette, da es ihm gleichsam in den Gliedern steckte,

als würde er im Laufe weniger Stunden durch ein angenehmes Ereigniß überrascht werden. Auf seinem Bureau angelangt, erledigte er die laufenden Geschäfte, dann aber, unfähig zu weiterer Arbeit, brütete er vor sich hin, auf jeden Schritt achtend, der sich draußen auf dem Korridor hören ließ. Kaum hatte er ein halbes Stündchen schweigend dageseffen, als er einen leisen Fußtritt vor der Thür vernahm, an welche sodann geklopft ward. Auf sein „Herein“ erschien eine junge, blonde Dame auf der Schwelle, die sich mit der Frage an ihn wandte, ob sie Herrn Huntington sprechen könne.

„Das bin ich selbst,“ erwiderte Jener, „und stehe gern zu Diensten.“

Indem er die Eingetretene Platz zu nehmen bat, erkundigte er sich in zuvorkommendster Weise nach deren Anliegen.

Die Fremde theilte ihm nun mit, daß sie Helene Davis heiße, in der Gegend von New-Orleans wohne und den weiten Weg hierher nicht gescheut habe, um sich den von ihr in einer Fruchtbüchse gefundenen Gemahl in figura zu beschauen. Hiermit langte sie zur Beglaubigung ihrer Angaben einen der bewußten Zettel aus der Tasche hervor und zeigte ihn dem aufmerksam Lauschenden, auf den Fräulein Davis bereits offenbar einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte.

Die weiteren Verhandlungen führten in Kürze zu dem Ergebniß, daß Beide einander gefielen und demzufolge beschlossen, sich für's Leben angehören zu wollen. Unter den näheren Festsetzungen verging eine geraume Weile, alsdann geleitete Huntington seine Auserwählte in's Hotel, wo diese sich vor allen Dingen von der langen Reise auszuruhen gedachte.

Zurückkehrend in sein Bureau, fand der glückliche Bräutigam dort ein anderes weibliches Wesen seiner harrend, bei dessen Erblicken ihn eine Art Gänsehaut überlief — ahnte er doch, daß dessen Erscheinen gleichfalls mit der von ihm beliebten Offerte zusammenhing. Und so verhielt es sich auch. Mary Newman, eine stolze Brünette, stellte sich alsbald als aus San Francisco verschriebene Zukunftsgattin vor, indem auch sie, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, Huntington's Handschrift diesem präsentirte.

Ein gewöhnlicher Sterblicher wäre infolge des neuerlichen Besuchs voraussichtlich etwas außer Fassung gerathen, zumal ihm die zuletzt erschienene Dame fast noch besser gefiel, als die bereits zur Braut erhobene; eines so schwächlichen Gefühls mußte sich der in die Enge Gedrängte jedoch zu erwehren.

„Mein verehrtes Fräulein,“ begann er, nachdem ihm die geschaffene Situation klar geworden, „ich würde gern bereit sein, Ihnen Herz und Hand zu Füßen zu legen, wenn mich nicht ein sehr triftiger Grund zwänge, hiervon abstehen zu müssen. Ich bin nämlich seit etwa einer Stunde bereits der Verlobte einer anderen Dame, die auf dieselbe Weise auf meine Wenigkeit aufmerksam geworden ist, wie dies bei Ihnen der Fall. Unsere Landesgesetze gestatten leider keine zwiefache Ehe, daher sehe ich mich zu meinem lebhaftesten Bedauern gezwungen, mich Ihnen gegenüber ablehnend zu verhalten, falls Sie wirklich auf mich reflektiren sollten.“

Die zweite Schöne war einer Ohnmacht nahe, als ihr diese Eröffnungen gemacht wurden, doch faßte auch sie sich schnell und entgegnete: „Meinen Anspruch auf Ihre Person, mein Herr, lasse ich durchaus nicht fallen, nachdem Sie mir erklärt haben, daß nur die erste Verlobung einer Verbindung mit mir hindernd im Wege steht, will jedoch einräumen, daß die Chancen meiner Nebenbuhlerin die günstigeren sind. Die Angelegenheit läßt sich jedenfalls am schnellsten erledigen, wenn von uns Dreien gemeinsam Rath gepflogen wird.“

Huntington stimmte diesem Vorschlage zu, er bot der Dame sehr artig den Arm und geleitete sie in das Hotel, in welchem Helene Davis logirte. Diese wurde gebeten, sich in ein Privatzimmer zu bemühen, wo die Beiden sie empfingen. Mit wenigen Worten über die Sachlage aufgeklärt, leistete sie zwar nicht Verzicht auf den rechtmäßigen Bräutigam, ließ sich jedoch herbei, das Loos entscheiden lassen zu wollen, wer von ihnen den Gatten heimzuführen habe.

Dieses Ansinnen stieß aber bei Mary Newman auf entschiedenen Widerspruch. „Nein,“ sagte sie, „auf ein solches Risiko lasse ich mich nicht ein; wenn es nicht anders zu machen ist, mag Herr Huntington, der schuld an diesem

Dilemma ist, Mormone werden und sich uns Beide rechtlich antrauen lassen.“

Siergegen sträubte sich wiederum er, der Heirathskandidat, dem zwei Frauen auf einmal, wo er bisher sich vergeblich nach einer einzigen umgeschaut, zu viel erschienen. „Mit nichten, meine Damen,“ erklärte er, „auf diesen Handel gehe ich nicht ein, wohl aber könnte ich mit einem anderen Vorschlage dienen, den ich jedoch bis morgen verschieben muß, da Ihnen unter Umständen heute noch eine dritte Konkurrentin um den Besitz meiner Person erstehen kann.“

Die geschäftsmäßigen Verhandlungen wurden somit abgebrochen und bis zum nächsten Morgen vertagt.

Nachdem Huntington bis gegen Abend gewartet hatte, ohne eine dritte Begehrliche erscheinen zu sehen, begab er sich zu seinem Geschäftsführer, der als Retter in der Noth von ihm ausersehen war. „Hören Sie 'mal, mein lieber Manning,“ rebete er ihn an, „Sie könnten mir einen großen Gefallen erweisen.“

„Jeden, Herr Huntington, das wissen Sie,“ entgegnete der Angesprochene, „es gibt so leicht nichts, was ich Ihnen zu Liebe nicht thäte, zumal ich weiß, daß Sie nicht etwas Unrechtes verlangen werden.“

„Seien Sie nicht zu vorschnell,“ meinte der Prinzipal, „ist es auch nichts Böses, was von mir gewünscht wird, so dürfte es doch Bedenken in Ihnen erregen, sich gleichsam zum Ehemann gepreßt zu sehen.“ Und nun erzählte er dem Zuhörenden unumwunden die etwas verwickelt gewordene Geschichte, die nur dadurch einen befriedigenden Abschluß finden könne, wenn er, Manning, ihm eine der beiden Bewerberinnen abnehme. „Ich weiß zwar momentan noch nicht, ob auch die Damen damit einverstanden sind, doch glaube ich es annehmen zu dürfen,“ schloß er.

Manning wurde durch diese Enthüllung ungemein überrascht, doch antwortete er in bejahender Weise, falls eine der Schönen ihm gefallen sollte. Somit war man einig, es kam nunmehr nur auf die Befichtigung am folgenden Tage an, nachdem die Damen ihre Zustimmung ertheilt haben würden.

Früh am Morgen schritt Huntington dem Hotel zu, wo er die seiner bereits Harrenden mit seinem Vorschlage bekannt machte.



Sie waren nach einigem Zögern damit einverstanden, natürlich unter der Bedingung, daß die Person des Betreffenden ihnen sympathisch sein müsse. Es blieb dann nur noch die Wahl übrig; betreffs dieser einigte man sich dahin, daß Manning, nachdem alle sonstigen Schwierigkeiten gehoben, die Art anzugeben habe, wie die Theilung vorgenommen werden solle.

Der Erbschbräutigam ward gerufen, und nach genommenem Einblick erklärte er sich gern bereit, der obwaltenden Verlegenheit ein Ende zu machen. Als er sodann gefragt wurde, wie in diesem besonderen Falle die Auswahl getroffen werden könne, sprach er sich für folgende Methode aus: „Es werden zwei mit blond und brünett bezeichnete Zettel geschrieben, und diese verstecken die beiden Damen, während wir Männer hinausgehen, hier im Zimmer. Ist dieß geschehen, so treten wir ein und suchen nach dem verborgenen Glück. Wer zuerst einen Zettel findet, ist der rechtmäßige Besitzer der darauf Verzeichneten, während die beiden anderen Personen das zweite Pärchen bilden.“

Da die drei anderen Betheiligten dieser Verlobungsmethode ihren Beifall zollten, so ward zur sofortigen Ausführung geschritten. Huntington fiel hierbei die Brünette als zukünftige Gattin zu, während Manning die Blondine sein eigen nennen durfte.

Die beiden Ehepaare lebten in Zukunft glücklich und zufrieden; die Huntington'sche Bewerbungsmanier war somit vier Personen zu Gute gekommen.

Fünf Jahre später saß Huntington am 15. Dezember Vormittags eifrig beschäftigt in seinem Komptoir, als sich ein leises Klopfen an der Thüre hören ließ. Gleich darauf trat eine Dame ein, welche ihr Begehren ausdrückte, den Besitzer sprechen zu wollen. Nachdem ihr der Angeredete erklärt, daß er der Betreffende sei, meldete sie sich, gleich denen vor fünf Jahren, als Reflektantin auf ihn als Ehemann, wozu sie durch eine in einer Fruchtbüchse gefundene Handschrift bewogen worden sei.

„Also auch die Dritte!“ rief Huntington unwillkürlich aus. „Mein verehrtes Fräulein,“ fuhr er sodann fort, „die einge-  
machte Frucht, welche Sie oder Andere jedenfalls jahrelang auf-

bewahrten, war unbedingt bereits verdorben, denn für so lange Zeit garantire ich meine Waare nicht; nebenbei hat Ihnen nun aber noch das verspätete Oeffnen den sehr üblen Streich gespielt, außer der Einbuße an Früchten auch die Anwartschaft auf einen Gemahl eingebüßt zu haben, da ich fast so lange verhehlicht bin, wie jener mir präsentirte Zettel alt ist. Uebrigens können Sie mich nicht einmal haftpflichtig machen, denn, wie Sie sehen, steht hinter dem Datum auch die Jahreszahl."

„Also Sie sind schon verheirathet,“ meinte die junge Dame, die ob dieser Enttäuschung durchaus nicht den Humor verlor, „das ist allerdings etwas Anderes, da muß ich unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehren. Das ist aber die Strafe für die übertriebene Sparsamkeit meiner Mutter, die Alles zeitlebens aufheben möchte — dafür hat sie nun noch länger für mich zu sorgen. War dieselbe schon aufgebracht gegen Sie als Verfertiger ungenießbarer Kompots, so trifft Sie jedenfalls ihr Zorn jetzt doppelt.“

Hiermit empfahl sich die Schöne, ohne eine Mißstimmung zu verrathen. Huntington aber fiel doch ein kleiner Stein vom Herzen, als sie verschwunden war, zumal er zur Zeit nicht einmal über eine Junggesellenpersönlichkeit unter seinen Angestellten verfügte, die sich eventuell für ihn opferte. D. v. Briesen.

**Die Verwerthung der Seepflanzen.** — Wenn wir von der Ausbeute des Reichthums des Meeres sprechen, so denken wir in erster Linie an den Fang der im Meere lebenden Thiere. Allein damit ist der Nutzen des Meeres für uns als Schatzkammer noch nicht erschöpft. Auch die Pflanzenwelt des Meeres birgt Schätze, die sich der Mensch denn auch bereits verschiedentlich zu Nutzen gemacht hat. So enthält der Zuckertang ansehnliche Mengen von Mannit, einer Zuckerart, aus der ein brauchbarer Syrup hergestellt wird. In China bereitet man aus Rothalgen, dem sogenannten Ceylonmoos, eine Gallerte, die als Agar-Agar in der Küche vielfach verwendet wird. Außerdem wird Agar-Agar zum Leimen und Firnissen von Papier und Holzgegenständen, sowie zum Appretiren der Seidenstoffe benutzt! In Europa ist es zu hoher Bedeutung durch seine Verwendung in der Bakteriologie gelangt. Man benutzt Agar-Agar nämlich als Nährboden für eine Reihe von Bakterien.

In medizinischer Hinsicht sind ferner noch zu nennen der Blasentang und das „irländische Moos“, das Carrageen. Ersterer wird bei Hautausschlägen, letzteres bei Lungenleiden gebraucht. Das Carrageen verwendet man noch zur Appretur und zur Klärung von Bier und Honig. Vor Allem aber ist das Jod werthvoll, das aus der Asche der verbrannten Tange gewonnen wird. Man verordnet es bei verschiedenen Entzündungsprozessen, Drüsenanschwellungen und anderen skrophulösen Bildungen mit großem Vortheil. Zudem wird es bei den mikroskopischen Untersuchungen zur Färbung der untersuchten Präparate benutzt, und der Photograph könnte seine Kunst nicht ausüben, wenn er das Jod nicht besäße. Schließlich sind wegen ihrer Ausnützung zu technischen Zwecken noch die Kieselalgen hervorzuheben, die die Kieselguhr liefern, welche zu Schmirgelpulver verarbeitet wird und zum Dynamit erforderlich ist.

In früherer Zeit bereitete man aus der Tangasche auch noch Soda und Seife. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Gewinn aus den Tangmassen ganz bedeutend. „Zur Zeit des englisch-französischen Krieges,“ theilt Voges mit, „als die Einfuhr der französischen Tangasche in England so gut wie verboten war, stieg der Werth des englischen Tangs ungeheuer. Die Grundbesitzer zogen enorme Renten daraus. So wurden die Tangufer von North-List gegen Ende des Krieges jährlich für 140,000 Mark verpachtet und Lord Macdonald hatte aus seinen Tangufeln eine jährliche Rente von 200,000 Mark.“ Gegenwärtig sieht man von der Gewinnung von Soda aus dem Tang ab, da man es billiger aus den Mineralsalzen herzustellen weiß. Th. S.

**Die Geschichte eines Ringes.** — Madame Tascher de la Pagerie, eine Cousine Napoleon's III. und nahe Verwandte der Großherzogin Stephanie von Baden, erzählt in ihren kürzlich erschienenen Erinnerungen die merkwürdige Geschichte des Trauringes ihrer Mutter, einer geborenen Prinzessin von Leyen, die mit dem Grafen Tascher de la Pagerie vermählt war. Die junge Frau hatte im ersten Jahre ihrer Ehe (1811), bei einer Reise nach Oesterreich, in einem Hotel zu Bamberg ihren Trauring verloren und trotz aller Nachsuchungen und zum großen Kummer der Verlustträgerin, die darin ein böses Vorzeichen erblickte, war

er nicht wiederzufinden gewesen. Ihre Befürchtungen hatten sich indessen als unbegründet erwiesen, denn im Jahre 1860 versammelte sich die Familie in Baden, um das Fest der goldenen Hochzeit des noch in jeder Beziehung rüstigen Paares zu feiern, und durch eine Verkettung von Zufälligkeiten konnte der Graf seiner Gattin bei der kirchlichen Einsegnung den so schmerzlich 49 Jahre lang vermißten Ring auf's Neue an den Finger stecken.

Der kleine Goldreif war während einer langen Reihe von Jahren durch viele Hände gegangen, bis er in die Hände eines Nürnberger Goldschmiedes gekommen war, der ihn von einem Soldaten gekauft hatte. Der Goldschmied hatte an der Innenseite des Ringes die fast verwischte Inschrift: L. Tascher de la Pagerie und M. de la Leyen, 25. July 1810, entdeckt, daraus geschlossen, daß er Jemand aus der Familie der Großherzogin Stephanie gehört haben müsse, und dieser das Kleinod zugeschickt. Die Großherzogin hatte der Sendung wenig Beachtung geschenkt, und der Ring war vergessen worden. Erst als man nach dem Tode der Großherzogin das Inventar ihres Nachlasses aufnahm, hatte man ihn wieder aufgefunden, und die Herzogin von Hamilton, ihre Tochter, sandte ihn nun, drei Tage vor der goldenen Hochzeit, an den Jubelgreis, der seine Gattin am Tage des Festes selbst damit überraschte.

**Wahrgenommen.** — Der ältere Dumas, der sehr leichtlebiger Natur war, hat einmal den Lustspieldichter Scribe, er möge ihm doch zehn Napoleons leihen.

„Gerne würde ich es thun, lieber Freund,“ erhielt er zur Antwort, „aber Du weißt, wie das mit dem Geldleihen ist; man schafft sich nur Feinde dadurch, und wenn ich Dir nun die zehn Napoleons gebe, so ist das Zerwürfniß zwischen uns fertig.“

„Nun,“ erwiderte Dumas, „wenn es nicht anders geht, wollen wir also von heute ab Feinde sein, aber dann, bitte: leihe mir gleich hundert Napoleons, damit sich die Geschichte auch lohnt.“

Darauffhin erhielt er seine zehn Napoleons, und die Beiden blieben nach wie vor gute Freunde. M. G-d.

**Der erste Bericht über die Völkerschlacht bei Leipzig.** — Der alte Brockhaus, der Gründer des bekannten großen Buch-

handlungs- und Buchdruckereigeschäftes, hatte im Jahre 1813 noch sein Domizil in Altenburg, und erst acht Tage vor der Schlacht war ihm die Konzession zur Herausgabe der „Deutschen Blätter“ zugegangen. Die Oesterreicher hatten damals ihr Hauptquartier in Altenburg, und die Konzession, welche Brockhaus für sein Blatt erhalten, war ebenso originell wie lakonisch also abgefaßt: „Dem F. A. Brockhaus wird hiermit befohlen, ein Blatt herauszugeben!“ Unterzeichnet: „Stadion.“ Solch' ein Befehl muß komisch erscheinen, denn bald nach der Befreiung Deutschlands von den auswärtigen Drängern wurde nur noch das Gegentheil, das Verschwinden vieler Blätter geboten; es mögen hier aber auch ganz besondere Motive obgewaltet haben. Entweder hatte der alte vorsichtige Brockhaus, der nicht wissen konnte, wohin der Sieg sich wenden möchte, selbst sich einen Befehl erbeten, um für alle Eventualitäten gesichert zu sein, oder man hatte im Hauptquartier das Bedürfniß gefühlt, ein Organ für deutsche Interessen in der Nähe zu haben und deshalb in kurzem militärischem Styl eine Zeitung requirirt wie Heu und Vorrath. In den „Deutschen Blättern“ nun — von Dr. Becker verfaßt — erschien am 20. Oktober 1813 der „erste Bericht über den großen Sieg bei Leipzig“, ein Blatt, welches noch heute in vielen Bibliotheken als ein merkwürdiges Dokument, und z. B. in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg in kostbarem Sammtleinband aufbewahrt wird. G. I.

**Das Kerbholz.** — Wer bei einem Andern noch „etwas auf dem Kerbholze hat“, der hat noch eine Abrechnung mit ihm zu pflegen. Der Gebrauch des Kerbholzes reicht sehr weit zurück, ist aber auch noch heutigen Tages da und dort üblich. Auf einem mit dem Namen oder der leicht einzuschneidenden Marke einer Person bezeichneten Holze schnitt z. B. der Kaufmann die Schulden seiner Abnehmer, der Wirth die Anzahl der verabreichten Gläser Bier oder Branntwein ein. In „Wallenstein's Lager“ sagt die Marktentenderin, als der Wachtmeister ein Glas auf Piccolomini's Wohl leeren will: „Das kommt nicht auf's Kerbholz. Ich geb' es gern.“ Gewöhnlich hatte der Kaufmann und sein Abnehmer je ein Kerbholz; beide Hölzer mußten bei

der Abrechnung übereinstimmen, und oft waren sie beide aus einem Stücke Holz geschnitten, so daß die Jahresringe des Holzes die Sicherheit noch größer machten. Im 15. und 16. Jahrhundert diente das Kerbholz auch im Steuerwesen zur Berechnung und Kontrolle zwischen dem Einnehmer und Gegenschreiber. In der Ulmer Gerichtsordnung von 1612 wird den Kerbhölzern noch gerichtliche Geltung zuerkannt. In Amaranth's „Frauenzimmerlexikon“ vom Jahre 1715 ist die Rede von einem „langen, schmalen Hölzlein, gedoppelt ineinandergelegt, darauf das Gefind, so das Tischbier außer dem Hause zu holen pflegt, kammeweise einkerben oder anschneiden läßt“. War ein Kerbholz voll, so schnitt man häufig die angekerbte Schichte los, um es von Neuem zu benützen.

Nach gesetzlicher Vorschrift des Artikels 1333 des Code civil gelten in Frankreich die Kerbhölzer noch in der Gegenwart als Urkunde. Die Beschaffenheit dieser Kerbhölzer, die hier bei den regelmäßigen Lieferungen der Bäcker und Metzger noch häufig vorkommen, ist folgende: Man spaltet ein Stück Holz in zwei Theile; den einen, *la taille*, erhält Derjenige, welcher die Lieferung macht, den anderen, *l'échantillon*, Derjenige, welcher die Lieferung erhält. So oft eine Lieferung geschieht, werden beide Stücke zusammengepaßt und beide zugleich mit einem Einschnitte, einer Kerbe, bezeichnet. Diese Kerbhölzer nun gelten, „wenn das eine Stück mit dem andern übereinstimmt, unter den Parteien als beweiskräftig, die auf diese Weise die Lieferungen, welche die eine von der andern im Kleinen (*en détail*) erhält, in Gewißheit zu sehen pflegen“.

Im Maderanerthale in Uri wird der Betrag der einem Gastgeber gelieferten Milch auf Holzstäben unter den Marken der einzelnen Lieferanten eingekerbt; man nennt diese Hölzer Milchbeile. Unter Brodbeilen versteht man in der Schweiz zwei ganz gleiche, etwa fußlange Stäbchen, die man nebeneinander legt, um quer über beide in einem Zuge so viele Kerben einzuschneiden, als Brode geliefert worden sind. Beilenrechnung führen in der Schweiz Bäcker, Metzger, Milchbauern mit ihren Kunden, der Sennner auf der Alp mit seinem Meister oder mit den Viechbesitzern.

Einfache Buchführung, und zwar gleichfalls durch Kerbhölzer, wird im bayrischen Walde seit der Urväter Zeiten und noch heute geübt. Die Waldtagelöhner, welche bei ihren geringen Bedürfnissen, und da ihre Arbeitgeber, meist große Holzbauern, für ihres Leibes Nahrung direkt sorgen, nur sehr wenig baren Taglohn in die Hand bekommen, oft nur einige Groschen, rechnen mit ihrem Brodherrn auf die folgende einfache Weise ab. Die Bauern und die Holzhauer haben jeder einen Holzspan, beide Späne werden aufeinander gelegt und für je einen Arbeitstag ein Einschnitt gemacht, worauf der Bauer seinen Span in den Kasten legt, und der Holzhauer den seinigen nach Hause mitnimmt. Am Schlusse des Monats wird abgerechnet; beide Späne werden zusammengelegt, und die Einschnitte am Rücken, die natürlich genau zusammenstimmen müssen, gezählt und bezahlt; die geschehene Abrechnung wird am Schlusse durch † bezeichnet. So war's schon zu der Väter Zeiten, so ist es vielfach auch heute noch, wenn auch Eisenbahn und Holzhandel den alten Brauch schon etwas zu verdrängen beginnen.

Justus Möser nannte das Kerbholz eine „simple und große Erfindung“ unserer Vorfahren. „Die Italiener mögen sich mit ihrer Kunst, Buch zu halten, noch so groß dünken, so geht sie doch immer dahin, daß einer den anderen zum Schuldner schreiben kann, daß der Mann, der borgt, von seines Gläubigers Redlichkeit und Willkür abhängt, anstatt daß beim Kerbstock Schuldner und Gläubiger gleiche Versicherung haben und einander nicht betrügen können.“ In allem Ernst wünschte Möser, daß das Kerbholz wieder allgemeiner werden möchte. G. Ff.

**Ein Weiberregiment.** — Der in Rußland einst so einflußreiche Potemkin ließ von Tschaponi, dem Kommandeur des Balakowa'schen Regiments, eine Amazonenabtheilung aufstellen, welche aus Frauen und Mädchen bestand, die mit einem Gewehr und drei Patronen bewaffnet waren. Dieses Amazonenregiment ist ebenso historisch, wie seine gemalten Dörfer. Die Uniform bestand in kurzem rothen Rock mit einer breiten Goldborde am unteren Rande und einer Franse von rother Seide. Die kurze Jacke war grün und ebenfalls mit Goldbesatz geziert. Aller Stoff war Sammet. Auf dem Kopfe trugen die Amazonen einen Tur-

ban mit Goldverzierungen und Reisherfedern. Die Kommandeurin hieß Helene Iwanowna Sarandoff und war die Frau eines Offiziers. Als im Jahre 1787 die Kaiserin Katharina II. mit Kaiser Joseph II. die Krim besuchte, war auch das Amazonenregiment bei dem Dorfe Kadykowka bei Sebastopol an der Chaussee aufgestellt. Zuerst erschien der damals 46 Jahre alte Kaiser Joseph II. und ritt die Front ab. Als er an die Kommandeurin herankam, neigte er sich vor ihr und küßte die junge, schöne Frau auf die Lippen. Da entstand eine große Bewegung in der Front, denn die Amazonen kannten den verwegenen Offizier nicht, der sich solche Vertraulichkeit erlaubte. Frau Sarandoff aber kommandirte: „Stillgestanden!“ und richtete die folgenden Worte an die Amazonen: „Was regt euch auf? Der Kaiser hat mir weder meine Lippen genommen, noch mir die seinigen zurückgelassen!“

Die Amazonen beruhigten sich; neu aber war ihnen diese Interpretation eines Russes.

Bald erschien auch Katharina II. Sie begrüßte die Amazonen überaus freundlich und sprach dann zu der Kommandeurin: „Ich wünsche Ihnen recht viel Glück, Kapitänin der Amazonen! Ihr Regiment ist in bester Ordnung. Ich bin vollkommen zufrieden damit!“

Sie überwies den Amazonen 10,000 Rubel zur Vertheilung, auch erhielt Frau Sarandoff noch ein Extrageschenk, bestehend in einem werthvollen Brillantring.

Der Glückwunsch der Kaiserin blieb aber nur ein Wunsch, er ging nicht in Erfüllung. Die schöne Kommandeurin der Amazonen gerieth in ihrem Alter — sie war inzwischen zum zweiten Male Wittve geworden — in große Noth, so daß Fürst Woronkoff für sie die Gnade des Kaisers Nikolaus anrief, welcher der damals 90jährigen ehemaligen Amazonenführerin ein Geldgeschenk von 300 Rubeln überreichen ließ.

G. Z.

**Ein eigentümlicher Geschäftsweig.** — In St. Denis bei Paris steht eine Fabrik, die ihres Gleichen wohl nirgends finden dürfte. Es ist dies die sogenannte Skelettfabrik, deren Thätigkeit vor Allem in der Anfertigung menschlicher Skelette besteht. Im Laboratorium dieser Fabrik sitzen an langen Tischen die „Fabrikarbeiter“, die sorgfältig die vorher in großen Kesseln ausgekochten



Menschenknochen abschaben und glattstreichen. Ist diese Arbeit verrichtet, so werden die Knochen weiß gemacht, und zwar entweder mittelst Kalkchlorür, das ihnen eine weiß gebleichte Färbung verleiht, oder indem sie der Sonnenwärme ausgesetzt werden; das letztere Verfahren, welches zwar einfacher ist, aber länger dauert, gibt den Knochen Elfenbeinweiße. Die mit Chlorür gebleichten Knochen werden zur Anfertigung solcher Skelette verwandt, welche nicht viel kosten sollen, während aus Knochen der zweiten Gattung nur Luxus skelette gefertigt werden. Dies geschieht, indem die Knochen geschickt zusammengepaßt, auf Messingdraht gezogen und von „Spezialisten“ ordnungsgemäß aneinandergereiht werden. Die letztgenannte Arbeit erfordert außer einer großen Kenntniß der Knochenkunde, auch einen gewissen künstlerischen Geschmack, denn es handelt sich darum, aus einer Sammlung beliebiger verschieden gestalteter Knochen diejenigen auszuwählen, welche wenigstens annähernd so zusammenpassen, daß sie aussehen, als stammten sie von einem und demselben Individuum. Als Kuriosum wollen wir noch mittheilen, daß auf den Werth der Knochen das Geschlecht einen nicht geringen Einfluß hat; denn Skelette, welche von weiblichen Individuen stammen, stehen wenigstens ein Viertel höher im Preise, als Männer skelette. Die Damen werden also noch nach dem Tode besonders geschätzt. Der Versandt dieser Skelette erstreckt sich über die ganze Welt, und der Umsatz der Fabrik soll ein recht bedeutender sein. S. Th.

**Ein freitbarer Mann Gottes.** — Der Bischof Selwyn von Neu-Seeland war ein ehrlicher und treuer Diener der Kirche, den die heuchlerische und nichtswürdige Art, wie die Engländer mit den Eingeborenen, den Maoris, umgingen, heftig erbitterte. Durch sein mannhaftes Eintreten für die armen Verfolgten zog er sich aber den Haß der Engländer zu. Eines Tages trat in einer Vorstadt von Auckland ein roher Patron auf ihn zu mit der Frage: „Sind Sie der Bischof, der immer für die ‚Nigger‘ predigt?“

„Der bin ich,“ antwortete Selwyn.

„Dann nehmen Sie das!“ rief der Andere und versetzte ihm einen Schlag in's Gesicht.

Der Bischof, in seinen Universitätsstagen ein strammer Boxer,

sagte nur: „Wissen Sie, was in der Bibel befohlen wird, wenn man von Jemand einen Streich auf die rechte Backe erhält?“

„Man soll ihm die linke hinhalten!“

„Richtig, hier ist sie.“

Und der Bischof wandte dem Angreifer nun auch seine linke Wange hin. Etwas beschämt, aber nicht ganz entwaffnet, versetzte der Mann dem Bischof einen leichten Streich auch auf diese Seite.

Nun aber wandte sich das Blatt.

„So, mein Sohn,“ sagte Selwyn, Gut und Noth von sich werfend, „jetzt habe ich Gott gegeben, was Gottes ist; nun will ich dem Menschen geben, was ihm zukommt.“ Und er zerbläute, unter dem Beifall der Umstehenden den Anderen nach allen Regeln der Kunst jämmerlich.

D. v. B.

**Die Ahnherren des deutschen Handwerkers und Künstlers.** — Mit dem Untergange der Hohenstaufenkaiser um die Mitte des 13. Jahrhunderts endete auch die Glanzzeit des deutschen Ritterthums, und wenn auch der Adel in den folgenden Jahrhunderten in dem neubegründeten Staatswesen an den Höfen der Fürsten und in ihren Heeren nicht nur die alte Macht behauptete, sondern sie sogar noch bedeutend vermehrt hatte, so ist doch seine Bedeutung für die kulturgeschichtliche Entwicklung des deutschen Volkes immer geringer, und der Bürgerstand mehr und mehr sowohl Träger der Bildung, als auch Hauptfaktor des Fortschritts in sozialer Beziehung geworden. Die Blüthe des deutschen Lebens ist seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in den Städten, deren Bürger auf Schaffen und Erfinden sann, zu finden gewesen, deshalb darf der deutsche Handwerker und Künstler mit Stolz seiner Ahnherren gedenken, die vor Jahrhunderten deutsche Kunstfertigkeit und deutschen Gewerbsleiß auf der ganzen Welt berühmt gemacht und mit der Arbeit ihrer Hände und Geisteskräfte in ihren dunklen und engen Werkstätten und Laboratorien das Wohl der Menschheit gefördert haben. Keine Stadt der Welt aber hat sich durch ihre Erfindungen, Entdeckungen, Verbesserungen und sonstigen gewerblichen und künstlerischen Leistungen so ausgezeichnet, als die Perle des Frankenlandes und der deutschen Reichsstädte, Nürnberg.

Die folgende Uebersicht hebt nur das Bedeutendste von dem hervor, was die wackeren Bürger dieser Stadt während vier Jahrhunderten geleistet haben.

Ueber das erste Lumpenpapier finden sich in Nürnberg in einigen Blättern Verordnungen im Jahre 1319, und 1390 wird die erste große Papiermühle erwähnt. Um dieselbe Zeit gab es dort schon Tuchscheerer, Goldschmiede, Draht- und Messerschmiede, Zinngießer, Münzer, Glaser, Radler, Bildhauer. 1356 verkaufte Meister Sanger schon Geschütz und Pulver, 1380 gab es Spielfarten, 1423 ward der erste Holzschnitt fabrizirt, 1444 von Tragdorf die Orgel in der Sebalduskirche zuerst mit einem Pedal versehen, 1482 Brillen geschliffen, 1484 zuerst die Räderuhren von Walther zu astronomischen Berechnungen benutzt, 1493 die erste Viertelstunden schlagende Uhr konstruirt, 1498 erschienen A. Dürers erste Holzschnitte, kurz darauf verbesserte er die Kunst, bunte Holzschnitte zu liefern, 1498 ward das erste deutsche Leihhaus eröffnet, in jenen Zeiten eine große Wohlthat für den armen Bürger, 1500 erfindet Peter Hele die ovalen Taschenuhren, auch Nürnberger Eier genannt, 1502 A. Dürer das Nocken auf Metallplatten, 1517 ward das erste eigentliche Feuerlösch mit stählernem Rade konstruirt, während man bis dahin aus freier Hand mit der Lunte abgeschossen hatte, 1521 erschien das erste deutsche Werk über Befestigungskunst von A. Dürer, 1530 erfand man die ersten Stecknadeln mit Knopf, 1532 Mechanikus Weber das Rammen beim Wasserbau, 1538 Neudörfer die deutsche Kalligraphie, 1540 Ehrmann das Vorlegeschloß und Mahlschloß, 1547 verfertigte Schöner die erste Himmelskugel, 1550 Lobfinger den ersten ganz hölzernen Blasebalg, und in demselben Jahre Donner die Brechschraube, während Lambrecht die Probierwagen verbessert, 1553 erfindet Erasmus Ebner das Messing, 1560 Lobfinger die Windbüchsen und preßt zuerst Figuren in Gold und Silber, der Orgelmacher Boll baut 1575 zuerst die kleinen Regalwerke, 1589 erfindet Wiedemann das Blasen und Schneiden des Glases, 1617 Grün das Wildhorndrehsehn, 1640 der lahnte Mechanikus J. Hantsch einen Sessel zum Selbstfortschieben und 1649 einen vierräderigen Wagen mit Räderwerk, ohne Pferde in Bewegung zu setzen, 1643 Ludwig v. Siegen die Schwarzkunst, 1680 Stephan Zick künstliche

Augen, 1690 Denner die Klarinette u. s. w. Diese Männer sind die Helden des deutschen Handwerkes, die Ahnherren, die der Handwerker unserer Tage ehren und denen er nachahmen mag. G. T.

#### **Aeble Vorbedeutungen an der Wiege Ludwig's XVI. —**

In dem schicksalschweren Leben Marie Antoinette's ist viel von den üblen Vorbedeutungen schon bei ihrer Geburt und dann bei ihrer Vermählung die Rede. Nicht so bekannt sind all' die schlimmen Zufälligkeiten, die sich auch bei der Geburt des unglücklichen Ludwig's XVI., dessen Haupt auf der Guillotine fallen sollte, zugetragen haben. Seine Eltern, der damalige Dauphin (Sohn Ludwig's XV.) und Maria Josepha von Sachsen wohnten zur Zeit seiner Geburt in Choisy-le-Roi. Der Kurier, den man von da mit der Geburtsnachricht nach Paris geschickt hatte, stürzte an der Barrière und blieb todt; der Abbé de Saujon, welcher das königliche Kind taufen sollte, wurde, im Begriff sich nach der Schloßkapelle zu begeben, auf der großen Allee von Versailles vom Schlage getroffen, von den drei Ammen starben zwei in acht Tagen und die dritte nach sechs Wochen an den schwarzen Blattern. Der königliche Großvater betrachtete Alles dies als böses Vorzeichen und bedauerte, seinem Enkel den Titel eines Herzogs von Berry verliehen zu haben, einen Namen, der immer Unglück bringe. Diese trüben Ahnungen an der Wiege des unglücklichen Prinzen sollten leider sich nur zu sehr verwirklichen. —d.

**Hahnenstreikämpfe.** — In dem neuen Sport „Hahnenstreikämpfe“ scheinen die Belgier einen genügenden Ersatz für den blutigen Hahnenkampf gefunden zu haben. Bei diesem neuen Sport handelt es sich darum, welcher Hahn innerhalb einer Stunde am häufigsten sein Kikeriki ertönen läßt. Auf einem in Rotheux-Minière veranstalteten Wettkampf dieser Art waren 45 bespornte „Sänger“ vertreten. Der Wettbewerb erfolgt nach den Regeln der in Belgien beliebten Sinkenkämpfe. Zu dem Zwecke werden die Hähne unter freiem Himmel in nebeneinander aufgestellten Käfigen so untergebracht, daß keiner der Streiter den anderen sieht. Vor jedem Käfig steht ein Merker, der jeden einzelnen Schrei verzeichnet; hinter den Kikerikizählern

sind die Zuschauer aufgestellt. Die Hähne werden für den Kampf vorher abgerichtet, alle Rassen von Hähnen zu den Schreikämpfen zugelassen. Natürlich kommt es zu bedeutenden Nebenwetten zwischen den Eigenthümern der gefiederten Kavaliere und den Zuschauern. Bei einem der letzten Kämpfe dieser Art krächte der Sieger in einer Stunde 148mal. Die fleißigsten Kräher sind, so weit bis jetzt bekannt, die englischen Zwerghähne. C. Z.

**Der Widerstand der Thiere gegen Kälte.** — Ueber den Widerstand der Thiere gegen sehr niedere Temperaturgrade hat neuerdings der bekannte Forscher R. Pictet eingehende Untersuchungen angestellt. Die Versuchsthierc wurden dabei in einen Kälteschacht mit doppelten metallenen Wänden eingebracht, die durch Verdampfen von flüchtigen Flüssigkeiten auf eine Temperatur bis zu  $280^{\circ}$  C. Kälte abgekühlt werden konnten. Im Allgemeinen ertrugen die Thiere die Kälte um so leichter, je niedriger ihre Organisation war. Fische wie Schleien und Goldfische konnten, in Wasser eingefroren, bis zu  $15^{\circ}$  Kälte abgekühlt werden und schwammen trotzdem wieder, nachdem sie langsam aufgethaut worden waren, gesund umher. Frösche überstanden eine Abkühlung von  $28^{\circ}$ , eine Schlange  $25^{\circ}$ , Tausendfüße  $50^{\circ}$  und eine Weinbergschnecke sogar  $120^{\circ}$ . Auch die Eier der Seidenraupe erwiesen sich als sehr widerstandsfähig gegen die Abkühlung. Bei  $40^{\circ}$  Kälte bleibt ihre Entwicklungsfähigkeit vollständig erhalten. Dieser letztere Versuch hat zugleich einen praktischen Erfolg gezeitigt. Bekanntlich werden die Seidenraupen von mannigfachen Schmarozern heimgesucht, deren Angriffen die Raupen häufig erliegen, so daß daraus der Seidenraupenzucht und der Seidenindustrie schon wiederholt ein ungeheurer Schaden entstanden ist. Es hat sich nun gezeigt, daß die aus abgekühlten Eiern hervorgehenden Raupen gegen ihre Feinde aus der niederen Lebewelt so gestählt sind, daß sie an den von diesen hervorgerufenen Krankheiten nicht erkranken. Aus diesem Grunde hat man denn auch bereits angefangen, die künstliche Abkühlung der Eier bei der Seidenraupenzucht als Schutzmittel gegen Erkrankungen auszunutzen. Um die Empfindung kennen zu lernen, die durch niedere Temperaturgrade hervorgebracht wird, hat Pictet an sich selbst experimentirt. Er steckte bei  $105^{\circ}$  Kälte den nackten Unterarm in den Schacht und

hatte dabei auf der ganzen Haut und in der ganzen Dicke der Muskulatur eine eigenthümliche, prickelnde Empfindung, die anfänglich nicht unangenehm war. Bald aber wurde sie im höchsten Grade lästig. Ihren Sitz schien sie in der Knochenhaut oder im Knochen selbst zu haben, so daß die Lebensart „sich bis auf die Knochen erkälten“ eine thatsächliche Bedeutung besitzt. Der Gelehrte konnte übrigens bei seinen Experimenten auch eine unwillige Beobachtung über Verbrennungen durch Kälte machen. Er berührte nämlich zufällig mit der Hand die auf 80° Kälte abgekühlten Metallwände des Schachts und empfand dabei einen Schmerz, der einem Wespensstich glich. Unbedeutende Wunden, die ebenfalls von Verbrennung durch Kälte herrührten, bedurften sechs bis sieben Wochen, ja in einem Fall sogar mehr als ein halbes Jahr zur Heilung. Th. S.

**Das erste Hoch auf den König von Preußen.** — Am verfloffenen 24. November waren es 194 Jahre, daß das erste Hoch auf einen König von Preußen ausgebracht wurde. Am genannten Tage des Jahres 1700 nämlich war des Morgens der langersehnte Kurier von Wien in Berlin eingetroffen, welcher die Zustimmung des Kaisers zur Annahme der preußischen Königswürde brachte. In dem ungeheuerlichen Deutsch jener Zeit schrieb der Kaiser: . . . „Ich thue dem noch zu der anzunehmen vorhabenden Würde allen gedeihlichen Segen und Glück und daß dieselbe in dero Posterität zu ewigen Zeiten continuiren möge freund- und gnädiglich wünschen.“

Am Nachmittage nun fand im Schlosse Galatafel statt. Bei dieser erhob Markgraf Albrecht von Brandenburg sein Glas und rief: „Es lebe unser gnädiger Herr Friedrich, König von Preußen!“

Mit unendlichem Jubel wurden diese Worte aufgenommen, das erste Hoch auf einen preußischen König. Vorher schon hatte der König von Polen bei seiner Durchreise durch Preußen auf das Wohl des „Königs von Brandenburg“ getrunken. Nebenbei bemerkt, wollte auch König Friedrich sich anfänglich nicht „König von Preußen“, sondern — „König der Vandalen“ nennen, da dieses Volk einst an den Gestaden der Ostsee seinen Sitz hatte. G. T.

**Eine postalische Reliquie.** — Das Berliner Reichspost-Museum weist einen ganz eigenartigen Gegenstand auf, nämlich eine sogenannte „Cholera-Briefscheere“. Es ist dies ein genau in Form einer Scheere sauber aus Birnbaumholz geschnitztes und sorgfältig genietetes kleines Gestell von 60 Centimeter Länge, welches an seinen Endpunkten mit scheibenförmigen, zum Festhalten glatter Gegenstände bestimmten Holzstückchen versehen ist. Diese Scheere hat in den Jahren 1830 und 1831, als die Cholera in Deutschland wüthete, den Beamten der Postschalterstelle in Görlitz dazu gedient, die vom Publikum überbrachten Briefe durch die Schalterfenster in Empfang zu nehmen, um sich gegen etwaigen Ansteckungsstoff zu schützen. Jetzt lacht man über solche Vorsichtsmaßregeln, aber sie wurden in den genannten Jahren sehr ernst genommen.

—dn—

**Auch eine Kriegslift.** — Es war im Jahre 1639. Um sich bei während der Empörung der Fronde in die Hände der Spanier gefallenen Stadt Arras zu bemächtigen, hatte der französische Feldmarschall de Saint-Preuil eine List eronnen, auf deren Erfolg er rechnete. Ein Hauptmann Namens Courcelles sollte sie ausführen.

„Ihr geltet für schlau,“ sagte Saint-Preuil eines Tages zu dem Offizier; „ich habe Euch deshalb für einen Wagemuth gewählt, der Euer Glück machen wird. Es handelt sich darum, Arras zu überrumpeln, und Folgendes habe ich erdacht. Ihr geht, als Bauer verkleidet, dorthin, bindet mit dem ersten Besten an und macht Euch als Spion verdächtig. Dann laßt Ihr Euch verhaften. Man wird Euch sofort den Prozeß machen und Euch zum Strange verurtheilen. Bekanntlich ist es in Arras Brauch, die Hinrichtungen außerhalb der Stadt zu vollstrecken. Darauf fußt nun mein Plan. Ich werde nahe bei dem Thore, durch das der Zug zum Richtplatz kommen muß, einen Hinterhalt legen, und während man Euch zum Galgen führt, werden meine Leute es besetzen. Dann rücke ich mit der Hauptmacht an, um Arras einzunehmen, worauf ich Euch alsbald befreie. Was sagt Ihr zu diesem Plan?“

„Er ist schön,“ erwiderte Courcelles; „die Sache bedarf aber wohl der Ueberlegung.“

„Ueberlegt sie,“ sprach Saint-Preuil; „doch morgen will ich Euern Entschluß wissen.“

Am andern Tage suchte Courcelles den Feldmarschall auf.

„Euer Plan scheint vortrefflich zu sein,“ sagte er zu ihm, „ich bitte nur, ihn gütigst dahin abändern zu wollen, daß ich den Hinterhalt befehle, und daß Ihr der arme Sünder seid.“

S. S.

**Die zwei Ohren.** — Ein Invalide, der aus dem französischen Kriege zurückgekommen ist, tritt in einen Wurstladen und verlangt ein Stück Wurst.

Der Fleischer fragt: „Wieviel wollen Sie denn haben, mein Lieber?“

„Um, sagen Sie mir doch, was verlangen Sie denn für ein Stück, das von einem Ohr bis zum anderen reicht?“

Der Metzger lacht über das sonderbare Maß und spricht: „Zwei Groschen; dann mögen Sie es um die Stirn oder unter dem Kinn messen!“

Hierauf nimmt der Invalide seine Mütze ab, streift das Haar zurück und sagt: „So — ein Ohr ist hier; das andere liegt vor Paris! Weil aber Ihr Vorrath schwerlich so weit reichen wird, so will ich mich einstweilen mit Ihrem Vorrath hier begnügen; das Uebrige können Sie mir später liefern!“ —dn—

**Die glückliche Mannschaft.** Der englische Admiral Mc. Lee war ein sehr gestrenger Herr. Einst fragte ihn ein Freund, als Mc. Lee in Portsmouth gerade an's Land stieg:

„Wie geht's Dir?“

„Vortrefflich!“

„Und Deiner Mannschaft?“

„Die ist in diesem Augenblick über alle Maßen glücklich!“

„Wieso?“

„Nun, ich habe soeben 16 Matrosen durchprügeln lassen; die sind glücklich, daß die Exekution vorüber ist, und die übrigen sind es, weil sie nichts bekommen haben!“ —dn—







# Unser Bismarck

von

**E. W. Allers**

Text von Hans Kraemer.

Etwa 280 Seiten Text mit über  
200 teilweise ganzseitigen Text-  
illustrationen und 42 Extra-  
Vollbildern.

In 14 Lieferungen à 2 Mark.



*H. Kraemer*



*E. W. Allers*

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

---

Neuer Roman von Georg Hartwig:

Die  
**Sage von Imhoff.**

2 Bände.

Preis broschiert M. 6.50.

---

Der namentlich durch seine „Goldene Gans“ rasch in den weitesten Kreisen beliebt gewordene Autor bietet in seinem neuesten Roman ungemein fesselnde Bilder aus aristokratischen Kreisen an einem kleineren Hofe. Eine im höchsten Grade spannende Handlung, die sich in meisterhafter Steigerung entwickelt, hält das Interesse bis zum Schlusse gefangen.

---

Früher erschien:

**Die Goldene Gans.**

Roman von Georg Hartwig.

2 Bände. \* Preis broschiert M. 6.50.

---

→ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ←



3 9015 01908 0228

In dem un

Illustriertes Lehrbuch  
des  
**Skatspiels.**

Mit allen älteren und neueren Spielarten.

Von **K. Buhle,**  
Verfasser der Allgemeinen Skatordnung.

Dritte verbesserte Auflage.

Elegant gebunden in Originalleinband. Preis 3 Mark.

Das illustrierte Lehrbuch des Skatspiels von K. Buhle ist das hervorragendste und gründlichste Lehrbuch auf dem Gebiete des Skatspiels, als welches es nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem geübteren Spieler dient, von dem es gern als Hand- und Nachschlagewerk in allen das Skatpiel betreffenden streitigen und zweifelhaften Fragen zu Rate gezogen wird. Die neue, vielfach verbesserte dritte Auflage ist wiederum in zwei Ausgaben, und zwar in einer solchen mit deutschen und einer mit französischen Kartenbildern erschienen, und kann durch die meisten Buchhandlungen bezogen werden. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die Verlagsbuchhandlung von

Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Empfehlenswertes Festgeschenk!

# Schabkästlein des guten Rats.

Sechste vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 54 Illustrationstafeln.

Preis elegant gebunden 5 Mark.

Dieses Hausbuch gibt auf alle möglichen Fragen, die das tägliche Leben mit sich bringt, ausführliche und zuverlässige Antworten. — Dasselbe wird jeder Familie zur Anschaffung bestens empfohlen.

→ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen →

Filed by Preservation 1992

